Buddhisti-
sche
Märchen

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert
Buchausstattung von F. H. Ehmcke



Steinbild des Buddha aus Gandhāra

Buddhistische Märchen

aus dem alten Indien

Jātakas

Ausgewählt und übersetzt von Else Lüders
Mit einer Einleitung von Heinrich Lüders
Mit 8 Tafeln / Erstes bis zehntes Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1921

Der
philosophischen Fakultät
der Universität Rostock in dankbarer
Erinnerung an die erhebenden Tage
der Fünfhundertjahrfeier
im November
1919

Zur Einführung

Die in diesem Bande vereinigten Märchen sind sämtlich dem Werke entnommen, das die buddhistische Schule der Wibhadschjawādins unter dem Namen Dschātakam in die Sammlung ihrer heiligen Schriften aufgenommen hat. Das Werk liegt uns im Pali vor, einer jüngeren Schwestersprache des Sanskrit, die noch heute von den Buddhisten Ceylons und Hinterindiens als Kirchensprache gebraucht wird. In der Dschātakasammlung haben die Buddhisten selbst eine solche Fülle alter Märchen im weitesten Sinne des Wortes zusammengetragen, daß der hier zur Verfügung stehende Raum kaum ausreicht, um eine vollständige Übersicht über das Ganze zu geben. Die dadurch gebotene Beschränkung der Auswahl auf die Dschātakas erscheint aber auch dadurch gerechtfertigt, daß das meiste von dem, was die spätere buddhistische Literatur in Pali oder Sanskrit an Märchen aufweist, an Originalität der Erfindung hinter den älteren Erzählungen zurückbleibt, wenn es nicht gar eine bloße Bearbeitung der alten Stoffe ist, die den Forderungen eines verfeinerten literarischen Geschmackes gerecht zu werden sucht.

Die Dschātakasammlung enthält mehr als 500 Geschichten, die in der äußeren Form alle nach ein und demselben Muster gearbeitet sind. Sie alle sind dem Buddha selbst in den Mund gelegt. Alle beginnen daher mit einem Bericht über die Umstände, die den Meister veranlaßten, die Geschichte zu erzählen, dem sogenannten Patschtschuppannawatthu, der ‚Erzählung der Gegenwart'. Meist sind diese Gegenwartsgeschichten nur kurz. Ein Mönch oder ein Laienbruder hat sich nicht richtig benommen, und der Meister sucht ihm das Törichte seines Verhaltens durch eine Geschichte klarzumachen. Typisch ist der liebeskranke Mönch, der durch eine Geschichte von der List und Verschlagenheit der Weiber geheilt wird. Oft aber ist die Verbindung zwischen der Geschichte der Gegenwart und der eigentlichen Geschichte noch loser und äußerlicher. Unendlich häufig wird erzählt, wie die Mönche bei-

einandersitzen und sich über irgendein Vorkommnis im Orden oder in der Welt unterhalten und wie der Buddha dann zu ihnen tritt und ihnen zeigt, daß alles sich schon vor Zeiten ebenso oder doch ganz ähnlich abgespielt habe wie heute. Es herrscht eine ziemliche Gleichförmigkeit und Eintönigkeit in diesen Gegenwartsgeschichten; man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie oft nur dastehen, weil sie durch das Schema verlangt wurden. Bisweilen wird denn auch auf die ausführliche Darstellung der Gegenwartsgeschichte ganz verzichtet und nur bemerkt, daß sie die gleiche sei wie die an einer anderen Stelle berichtete. Öfter bildet auch die Gegenwartsgeschichte eine genaue Parallele zu der eigentlichen Geschichte, und in solchen Fällen ist die letztere wohl immer die ursprüngliche. Verhältnismäßig selten finden sich in der Einleitung Erzählungen, die ein selbständiges Interesse beanspruchen können, wie die Legenden von Dēwadatta, dem Vetter und Rivalen des Buddha, oder Nanda, seinem jüngeren Bruder, oder die Geschichte von dem Laienbruder, der auf dem Wasser wandelte wie Petrus auf dem Meere. Die einleitenden Geschichten sind daher in der folgenden Übersetzung im allgemeinen fortgelassen, wenn dadurch das Verständnis der eigentlichen Geschichte nicht beeinträchtigt wurde.

Die eigentliche Geschichte, die im Gegensatz zu der vorausgehenden die Bezeichnung Atītawatthu, ‚die Erzählung der Vergangenheit', trägt, wird stets als ein persönliches Erlebnis des Buddha in einer seiner früheren Geburten dargestellt. Daher stammt auch der Name Dschātaka, der Geburtsgeschichte bedeutet. In diesen früheren Geburten ebenso wie in seinem letzten irdischen Dasein bis zu dem Augenblicke, da er unter dem Bōdhibaume die Erleuchtung erlangte, die ihn zum Buddha machte, wird der Meister in der strengen kirchlichen Terminologie als Bōdhisatta bezeichnet, wofür öfter auch der Ausdruck Mahāsatta, ‚das große Wesen', eintritt. Als Tier oder als Mensch wird der Bōdhisatta wiedergeboren oder auch als Gott, denn die Götter sind in buddhistischer Zeit nicht mehr die alten Unsterblichen, die sie einst gewesen. Auch sie

sind dem ewigen Kreislauf des Sterbens und Werdens unterworfen; wenn ihre Zeit gekommen ist, treten auch sie die Wanderung durch neue Leiber an. So erscheint denn der Bôdhisatta in den Geschichten in buntem Wechsel bald als Baumgottheit oder eines der phantastischen Fabelwesen der alten Mythologie, bald als Sakka, der Götterkönig und Weltregent selbst, als König oder Minister oder Brahmane oder als armer Handwerker, als Gazelle oder als Hase, als Krähe oder als Papagei. Niemals aber ist er ein weibliches Wesen. Er ist auch keineswegs immer die Hauptperson der Erzählung; mehr Wert wird darauf gelegt, daß er in einer Rolle erscheint, die es ihm erlaubt, seine Freigebigkeit, Sittenreinheit, Entsagung, Weisheit, Energie, Geduld, Wahrheitsliebe, Entschlossenheit, Freundlichkeit oder Gleichmütigkeit zu zeigen. Diese zehn Tugenden sind es, die ein Bôdhisatta nach buddhistischer Dogmatik im Laufe unzähliger Geburten betätigt, und dem Verdienste, das er durch sie anhäuft, verdankt er es, daß er schließlich die vollkommene Erleuchtung erlangt. Freilich wird gelegentlich auch dieser Grundsatz hintangestellt. So tritt der Bôdhisatta wohl auch einmal als ein großer Räuber auf, was dann durch den Einfluß einer ungünstigen Konstellation in der Stunde seiner Geburt entschuldigt wird.

Den Schluß des Dschâtaka bildet stets das sogenannte Samôdhâna, wörtlich ‚die Zusammenstellung'. Nachdem gewöhnlich zunächst die wunderbare Wirkung der Erzählung auf die Zuhörer berichtet ist, spricht der Buddha noch einmal bestimmt die meist schon vorher angedeutete Identität seiner selbst mit einer der Personen in der Geschichte der Vergangenheit aus; häufig identifiziert er aber zugleich auch noch andere Personen der Geschichte mit Leuten seiner Zeit und seiner Umgebung, wobei die Einheit der Charaktere in der früheren und der jetzigen Geburt gewahrt zu werden pflegt. So werden die Guten mit den vornehmsten Schülern des Buddha gleichgesetzt, mit Sâriputta oder Moggallâna oder Ânanda; der Menschenfresser, der von dem Bôdhisatta bezwungen wird, ist Angulimâla, ein wilder Räuber, der sich

bekehrte und in den Orden trat; kommt ein Bösewicht in der Geschichte vor, so ist er gewöhnlich Dēwadatta. Diese Samōdhānas, die an sich nur geringes Interesse haben, sind in die Übersetzung nur dann aufgenommen worden, wenn auch die einleitende Erzählung gegeben ist.

Eingestreut in die Prosaerzählung sind Verse, die sogenannten Gāthās. Sie enthalten meist die Reden der in der Erzählung der Vergangenheit auftretenden Personen. Bisweilen sind sie aber auch erzählenden Inhalts oder sie ziehen das Fazit aus der Geschichte, und dann werden sie natürlich dem Buddha als dem Erzähler in den Mund gelegt. In diesem Falle wird gewöhnlich auch noch ausdrücklich bemerkt, daß der Meister den Vers als der vollkommen Erleuchtete gesprochen habe. Diese Verse sind mehr als ein bloßer Schmuck der Erzählung. Sie sind im Grunde der Kern, um den sich die ganze Prosaerzählung schließt. Die Verse sind der wichtigste Bestandteil der Dschātakas. Daher ist die ganze Sammlung mit Rücksicht auf die Verse angeordnet; zuerst kommen die Dschātakas mit einem, dann die mit zwei, drei, vier Versen und so weiter bis zu dem längsten, das fast 800 Verse enthält. Die Verse sind ferner älter als die Prosa. Das läßt schon die Sprache erkennen, die in den Versen viel altertümlicher ist als in der Prosa. Die Verse müssen schon in früher Zeit dem Verständnis Schwierigkeiten bereitet haben; sie sind daher im Original von einem Kommentare begleitet, der grammatische, lexikalische und sachliche Erklärungen gibt. Aber auch die ganze Prosaerzählung wird schließlich von den Buddhisten selbst nur als ein Kommentar betrachtet, der den Zweck hat, die Verse zu erläutern. Nur die Verse gelten als ein Bestandteil des Kanons. Die dazugehörige Prosaerzählung soll einst in Pali abgefaßt gewesen, später aber in Ceylon ins Singhalesische übertragen worden sein, während man den Wortlaut der Verse unangetastet ließ. Die singhalesische Übersetzung wurde dann später, wahrscheinlich im fünften Jahrhundert n. Chr., ins Pali zurückübersetzt. Das ist der Text, der uns heute vorliegt. Nach der Überlieferung, an deren Richtigkeit

zu zweifeln wir keinen Grund haben, sind uns also die Verse in ihrer ursprünglichen Form erhalten, während die Prosa mehrfach bearbeitet worden ist. Dabei hat sie offenbar Veränderungen erlitten. Auf Schritt und Tritt begegnen uns Widersprüche zwischen der Prosa und den Versen, die sich nur durch die Annahme erklären, daß die Prosaerzählung ursprünglich anders lautete als sie jetzt dasteht. Auch die hier gegebene Auswahl bietet dafür Beispiele genug. Die Verschiedenheiten bestehen oft nur in formalen Kleinigkeiten, so wenn in 3 der Name des Helden in der Prosa Sutana, in den Versen richtig Sutanu lautet, oder wenn in 7 die Namen der Meere in der Prosa eine andere Endung zeigen als in den Versen. Deutlicher tritt der Widerspruch schon hervor, wenn in 46 der König in der Prosa wie ein echter Märchenkönig die Brustbeeren aus goldener Schale speist, während in den Versen nur von einer bescheidenen Messingschüssel die Rede ist, wenn in 6 nach der Prosa es Zimmerleute sind, die nach der glücklichen Insel gelangen, nach den Versen aber Kaufleute, oder wenn in 65 der Schauplatz der Geschichte in der Prosa der Ganges, in den Versen aber das Meer ist. In dem letzten Falle wird die Ursprünglichkeit der Verse durch andere Fassungen der Erzählung bestätigt. Schließlich sind das alles aber doch nur Kleinigkeiten, die für den Gang der Handlung ohne Bedeutung sind. Anders aber liegt die Sache in 29, wo in der Prosa erzählt wird, wie die Frau ihren Mann durch einen Räuber töten läßt, der sie dann verläßt. Durch den Schakal von der Torheit ihres Verhaltens überzeugt, sagt sie aber nachher in dem Verse, sie wolle nun zurückkehren und fortan ihrem Gatten treu ergeben sein. Also lebt der Gatte, die Frau hat ihn nur treulos verlassen, genau so wie die Sache im Pantschatantra erzählt wird, und die Geschichte von der Ermordung des Mannes gehört gar nicht hierher. In 4 ist nach der Prosa der Menschenfresser König Dschajaddisas Bruder, der als Kind von einer Jakkhinī geraubt und aufgezogen ist. Dschajaddisa weiß angeblich nichts davon und hält ihn für einen Jakkha; trotzdem nennt er ihn in dem Verse plötzlich

Kammāsapāda. Kammāsapāda aber ist der Name eines sagenberühmten Königs, der unter ganz anderen Umständen als den in der Prosa erzählten zu einem Menschenfresser wurde. Die ganze Jugendgeschichte des Menschenfressers, und alles was damit zusammenhängt, erweist sich also wiederum als unursprünglich. Am auffälligsten ist der Widerspruch wohl in 13. Der Hauspriester teilt den Plan, seinen Feind zu beseitigen, seiner Frau mit und stürzt sich dadurch selbst ins Verderben. Dazu stimmen aber durchaus nicht die ersten drei Geschichten, die ihm in den Versen der Schüler als analoge Fälle vorhält. Der Kaufmannssohn, der Sperling, die vier Leute bringen sich selbst ins Unglück, nicht weil sie zur Unzeit schwatzen, sondern weil sie sich, um anderen zu helfen, in Dinge mischen, die sie nichts angehen. Nun ist uns aber an anderem Orte eine Geschichte überliefert von einem Erdspalt, der sich aufgetan. Vergebens bemühen sich die Leute ihn auszufüllen. Da kommt ein Bettelmönch hinzu und sagt ihnen, er könne nur geschlossen werden, wenn man einen Mann von einer bestimmten Körperbeschaffenheit hineinwerfe. Ein solcher Mann aber ist er selbst. Er wird daher ergriffen und in den Schlund gestürzt. So muß auch einmal die Geschichte erzählt worden sein, die zu den Versen gehört. Dann bekommen nicht nur jene Parallelfälle ihren guten Sinn; es wird auch verständlich, warum in den Versen nur von einem Hineinstürzen in einen Spalt, aber nicht von der Errichtung eines Tores und einem Bauopfer die Rede ist.

Wir dürfen danach annehmen, daß auch an vielen anderen Stellen die Geschichte ursprünglich anders lautete als in unserm Texte, wenn auch da, wo Prosa und Verse einander nicht direkt widersprechen, ein zwingender Nachweis nicht zu führen ist. So ist es zum Beispiel gewiß ursprünglich ein wirklicher Schakal gewesen, der die Ehebrecherin belehrt (29), und ein wirklicher Ziegenbock, der König Sēnaka zeigt, wie er seine Frau zur Vernunft bringen kann (24), und nicht der Götterkönig, der ein Blendwerk aufführt, indem er sich in jene Tiere verwandelt. Ich möchte auch bezweifeln, daß Wēda-

bbha in 21 der Name eines Zauberspruches war. Der Prosaerzähler hat den Namen aus dem Verse entlehnt, aber hier bezeichnet er den Helden der Geschichte sicherlich nur als Angehörigen des Widabbha (Sanskrit Widarbha) Volkes. Davon wußte der Prosaerzähler offenbar nichts mehr, wie überhaupt seine geographischen Kenntnisse, soweit das nördliche Indien in Betracht kommt, sehr schwach sind. Er weiß nicht, daß der alte Name der Hauptstadt der Maddas einfach Nagara, ‚die Stadt', war, wie der Vers (S. 186) angibt, und nennt sie anstatt dessen Sāgala. In 7 läßt er den trefflichen Kapitän Suppāraka aus Bharukatschtschha, dem Barygaza der Griechen, dem heutigen Broach, stammen; der Name zeigt, daß er vielmehr ein Bürger von Suppāraka, südlich von Bharukatschtschha, war. In 4 spricht er jedenfalls höchst ungenau von der Stadt der nördlichen Pantschālas im Kampillareiche; in Wahrheit war Kampilla die Hauptstadt der nördlichen Pantschālas. Andererseits weiß der Prosaverfasser auf Ceylon genau Bescheid. Er kennt, wie die Prosa von 5 zeigt, dort auch Namen von Flüssen und Inselchen an der Küste, die gewiß da, wo die Geschichte von dem Flügelroß zuerst erzählt wurde, gänzlich unbekannt waren; wir wissen sogar, daß diese Geschichte ursprünglich gar nicht in Ceylon, sondern auf einer unbenannten fernen Insel im Weltmeer spielte. Wir dürfen also schließen, daß viele, vielleicht sogar die meisten Änderungen im Texte der Prosaerzählungen erst in Ceylon erfolgt sind; manches mag aber auch schon viel früher zu der Zeit umgestaltet worden sein, als die Buddhisten die Geschichten übernahmen und zu Dschātakas machten. Ursprünglich sind nämlich diese Geschichten gar keine Dschātakas gewesen, sie sind nicht einmal in buddhistischen Kreisen entstanden, sondern gehören der volkstümlichen Dichtung an, die in Indien in vorbuddhistischer und frühbuddhistischer Zeit, also etwa seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr. als Vorläuferin der Epik in Sanskrit blühte. Wir finden daher vielfach dieselben Geschichten in der späteren brahmanischen Literatur und in den Schriften der Dschainas wieder. Brahmanen und

Dschainas haben aber, wie die Vergleichung zeigt, nicht die buddhistischen Werke benutzt; sie haben vielmehr aus derselben Quelle wie die Buddhisten geschöpft. So erklärt es sich auch, daß die Dschātakaverse ,die, abgesehen von gewissen rein sprachlichen Veränderungen, in ihrer alten Form überliefert sind, so wenig eigentlich Buddhistisches enthalten und oft gar Dinge, die buddhistischen Anschauungen zuwider laufen. Man muß die Balladen und Lehrgedichte des Suttanipāta oder die Thēra- und Thērīgāthās lesen, um zu sehen, wie anders sich in dieser Hinsicht die wirkliche buddhistische Mönchsdichtung verhält. Die Buddhisten haben also nicht, wie man vor sechzig Jahren anzunehmen geneigt war, diese Erzählungsliteratur geschaffen. Was sie dem Übernommenen selbst hinzugefügt haben, scheint im Verhältnis zum ganzen nicht allzuviel zu sein, wenn es auch noch der genaueren Untersuchung bedarf, um im einzelnen Falle buddhistisches und gemeinindisches Gut zu sondern. Im allgemeinen aber kommt den Buddhisten sicherlich nur das Verdienst zu, die alten Geschichten gesammelt zu haben, und für die Art, wie sie es getan, müssen wir ihnen dankbar sein. Sie haben sich glücklicherweise begnügt, die Prosaerzählung durch die Einführung des Bōdhisatta und allerlei Aufputz aus der Rüstkammer ihrer Tugendlehre zu buddhisieren; die Verse aber haben sie in der ursprünglichen Form belassen und dadurch diese literargeschichtlich unschätzbaren Zeugen der alten Volksdichtung für uns gerettet.

Bei der Sammlung wurden die Buddhisten natürlich nicht von literarischen Interessen geleitet; sie verfolgten dabei praktische Ziele. Nach den Erzählungen der Gegenwart trägt der Buddha die Dschātakas vor, um seine Hörer zu belehren oder zu erbauen. Oft heißt es, daß er in unmittelbarem Anschluß an die Geschichte die vier Wahrheiten verkündete, das heißt, die Sätze vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und dem Wege, der dazu führt. Die Dschātakas treten uns also als eine Art von Predigten entgegen, und häufig werden sie denn auch Unter-

weisungen über das rechte Verhalten genannt. Wir werden daher kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß es die Dhammakathikas, die Prediger, waren, die sich die Volksdichtung zu eigen machten und für ihren Gebrauch zurechtstutzten. Die Predigt spielte im buddhistischen Orden eine kaum geringere Rolle als in den abendländischen Bettelorden des dreizehnten Jahrhunderts, und wie die christlichen Prediger die antike und die volkstümliche Literatur plünderten, um Exempla für ihre Predigten zu gewinnen, so haben sich auch die buddhistischen Prediger aus der Volksliteratur angeeignet, was ihnen für ihre Zwecke passend erschien. Sie konnten sich dabei auf den Meister selbst als ihr Vorbild berufen. Schon in den Lehrreden des Buddha, die uns im Kanon überliefert sind, finden sich nicht nur Gleichnisse, sondern gelegentlich auch Fabeln und Erzählungen, und zwar sind es zum Teil dieselben, die wir in der Sammlung der Dschātakas wiederfinden. Das beweist, daß sich die Umgestaltung der Geschichten zu Dschātakas erst allmählich vollzog; sie war aber sicher im dritten Jahrhundert v. Chr. und wahrscheinlich schon viel früher bereits erfolgt. Aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. sind uns auf den Steinzäunen des Stūpa von Bharaut eine Menge von Darstellungen solcher Geschichten erhalten, die durch die Beischriften als Dschātakas gekennzeichnet sind.

Die Träger der volkstümlichen Erzählungsliteratur, die so in den Besitz der Buddhisten überging, waren berufsmäßige Erzähler, die im Lande umherzogen und in Städten und Dörfern ihre Kunst ausübten. Ähnlich wie im Abendlande im Mittelalter neben dem Spielmann der Goliarde steht, scheinen in Indien schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung zu diesen Fahrenden auch wandernde Asketen gehört zu haben, die sich durch den Vortrag frommer Geschichten ihr Brot erbettelten. Die Form der Geschichten war wie in den Dschātakas eine Mischung von Prosa und Versen. Dabei war in der Prosaerzählung dem einzelnen sicherlich immer eine ziemliche Freiheit gestattet; jeder gestaltete sie so gut er es ver-

mochte. Fest war dagegen der Text der Verse, wenn es auch nicht ausbleiben konnte, da die Überlieferung natürlich mündlich war, daß sich im Laufe der Zeit Abweichungen und vor allem Erweiterungen einstellten. Wir können beobachten, wie man allmählich in immer ausgedehnterem Maße die ursprünglich in Prosa erzählten Teile der Geschichte in Verse brachte, bis schließlich abgeschlossene kleine Balladen entstanden, denen in der buddhistischen Sammlung nur noch um der Gleichförmigkeit willen eine Prosaerzählung hinzugefügt ist. Es gibt Dschātakas, die uns in beiden Fassungen vorliegen, und deutlich verrät sich die völlig in Versen abgefaßte als die jüngere.

Die Verse wurden ursprünglich gesungen und zwar wahrscheinlich unter Begleitung der Wīnā, der indischen Harfe. Der buddhistische Erzähler des fünften Jahrhunderts n. Chr. weiß davon allerdings nichts mehr; er läßt die Gāthās sprechen. Aber an anderen Stellen der Literatur heißt es noch oft genug, wenn einer Person eine Gāthā in den Mund gelegt wird, daß der betreffende sie sang. Schließlich beweist das auch schon der Name, denn Gāthā ist eine Ableitung von einer Wurzel, die singen bedeutet. Man muß sich diese Vortragsweise vor Augen halten, um die ästhetische Wirkung der Verse richtig einzuschätzen. Gesprochen oder gelesen sind solche Strophenreihen wie die Verlockung der Buckligen (S. 171) oder der Preis des Kusa durch die Bucklige und die Prinzessin (S. 173; 181) nahezu unerträglich; erst als Unterlage für eine Melodie werden sie verständlich. Das indische Volk singt noch heute solche Lieder, deren einzelne Strophen sich nur durch ein einziges Wort unterscheiden.

Die Vergangenheitserzählungen der Dschātakas bilden im allgemeinen in sich abgeschlossene, einheitliche Geschichten. Gelegentlich macht sich aber auch schon das Bestreben geltend, eine Geschichte durch Anfügung einer anderen zu erweitern. Beispiele bieten das Dschātaka von dem Brahmanen, der die Fußspuren kannte (10), von der Schlange im Grützsack (11), von Dadhiwāhana (19), von dem tugendhaften Magha (35)

usw. Die nachträgliche Erweiterung läßt sich meist dadurch leicht erkennen, daß der hinzugefügte Teil der Verse entbehrt. Kunstvoller als diese Aneinanderreihung, bei der die Fuge doch nicht zu verdecken ist, ist die Einschachtelung einer Geschichte in die andere, wie sie zum Beispiel die Dschātakas von dem Hauspriester, der zur Unzeit redete (13), und den Patschtschēkabuddhas (36) zeigen. Diese sogenannte Rahmenerzählung wird durch das Vorhandensein von Versen im Rahmen und in den eingeschlossenen Geschichten als alt erwiesen. Sie ist bekanntlich in der folgenden Zeit in Indien immer mehr ausgebildet worden; die Geschichte von dem klugen und dem dummen Papageien (58) hat zum Beispiel später den Rahmen für ein ganzes Buch, die siebzig Erzählungen des Papageien, geliefert.

Der Inhalt der Dschātakas ist ein buntes Gemisch von Märchen, Novellen, Legenden, Schwänken und Fabeln. Das Streben zu lehren und zu moralisieren macht sich auf Schritt und Tritt bemerkbar. Das ist, wenn man den Zweck der Sammlung bedenkt, auch ohne weiteres begreiflich. Befremden aber muß es, daß das, was hier gelehrt wird, oft recht weit von den gewöhnlichen Geleisen buddhistischer Lebensanschauung abweicht. Gewiß gibt es Geschichten, in denen die Abkehr von allem Irdischen gefeiert wird; Prinz Ohnegleichen (14), von dem geflissentlich schon in den Schlußversen betont wird, daß er den Sieg über die Feinde errang, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, und der nach seinem Triumphe der Welt den Rücken kehrt, ist ein Held nach buddhistischem Geschmack; das Märchen mag daher wirklich buddhistisch sein, vielleicht auch aus der älteren Asketendichtung stammen. Viel öfter aber dienen die Geschichten doch der Empfehlung einer feinen Lebensklugheit, die es dem Menschen ermöglicht, sich, ohne Schaden zu leiden, durch diese böse Welt zu schlagen oder Vorteile zu erringen, wenn auch die Mittel nicht immer ganz einwandfrei sind. Solche Geschichten sind nicht buddhistisch; man nahm sie offenbar auf, weil sie sich im Volke seit alter Zeit einer solchen Beliebtheit erfreuten, daß man sie auch

buddhistischen Hörern nicht vorenthalten mochte. Schließlich konnte man mit einiger Weitherzigkeit auch einem bedenklichen Stoffe eine gute Seite abgewinnen. Sulasā, die um sinnlicher Lust willen den Freund in den Tod schickt (33), ist keine buddhistische Heilige, aber die Schlauheit, mit der sie sich des Räubers entledigt, läßt sich unter den Begriff der Weisheit bringen, die als buddhistische Kardinaltugend gilt. Man half sich auch wohl dadurch, daß man den Schwerpunkt einer Geschichte verlegte oder sie korrigierte. Die Moral der Geschichte von den beiden Papageien (58) wird klipp und klar am Schlusse in den Versen ausgesprochen: der Kluge hütet sich die Wahrheit zu sagen, wenn sie ihm Schaden bringen kann. Nach der Einleitung ist aber die Geschichte nur ein neues Beispiel für die so oft eingeschärfte unergründliche Schlechtigkeit des weiblichen Herzens. König Tugendreich (16) rühmt sich in dem Verse selbst als das Muster eines energischen Mannes; im ersten Teile der Geschichte aber liefert er eher den Beweis des Gegenteils, und der Verdacht liegt jedenfalls nahe, daß hier die ursprüngliche Erzählung verändert ist, um ein Vorbild echt buddhistischer Nachsicht und Freundlichkeit zu gewinnen. Bisweilen wird auch erst nachträglich eine schöne alte Geschichte zum moralischen Exempel umgedeutet. Das prächtige Märchen von dem häßlichen Kusa und der schönen Pabhāwatī (23) ist sicherlich nicht ersonnen, um die verderbliche Macht des Weibes zu illustrieren, wie uns die Einleitung glauben machen möchte. Es ist ein reines Märchen ohne allen erzieherischen Beigeschmack, und verwunderlich bleibt es, daß man den Helden mit dem Bōdhisatta identifizierte, für den die Rolle des standhaften Liebhabers doch etwas seltsam erscheint.

Für die Weltliteratur haben diese Geschichten eine ungeheure Bedeutung gewonnen. Viele von ihnen — und darunter auch eine ganze Reihe der hier ausgewählten — sind weit über die Grenzen Indiens vorgedrungen und haben auch in den Literaturen des Abendlandes das Bürgerrecht erlangt. Sie sind zu den verschiedensten Zeiten und auf den

verschiedensten Wegen gewandert. Die Geschichte von dem tanzenden Pfau (68) erscheint schon bei Herodot auf den Hippokleides, den Freier der Tochter des Kleisthenes von Sikyon, übertragen. Die Geschichte von dem Werte eines Bruders (43) erzählt Herodot von der Gattin des Intaphernes; der Ausspruch der Frau ist auch in die Antigone des Sophokles gedrungen. Auf den Esel im Löwenfell (64) spielt schon Platon an; die Fabel erzählt zuerst im Westen Lukian. Die eisenfressenden Mäuse (44) waren schon zur Zeit der Herondas, die Ziege, die das Messer zum eigenen Verderben findet, (S. 94) sicherlich schon im ersten Jahrhundert v. Chr. in Griechenland sprichwörtlich. Der Löwe und der Specht (69), der Panther und das Schaf (70) und eine allerdings stark entstellte Fassung der schwatzhaften Schildkröte (63) finden sich bei Babrios wieder; vielleicht ist sogar die Geschichte von dem Schakal (S. 213) die Quelle der Fabel des Babrios von dem Hund mit dem Fleischstück und der Äsopischen Fabel vom Löwen und Hasen.

In frühchristlicher Zeit ist nicht nur das Leben des Buddha selbst, sondern auch eine Anzahl von Dschātakas zu christlichen Legenden umgestempelt worden. In dem ersten Teile der Legende von Eustachius-Placidus, der später auf St. Hubertus und andere Heilige übertragen ist, hat man das Nigrōdha-dschātaka (55) wieder entdeckt. Dem zweiten Teil scheint das Wessantaradschātaka zugrunde zu liegen, das hier seines Umfanges wegen ebensowenig aufgenommen werden konnte wie das Dschātaka von Sutasōma und dem Menschenfresser, in dem man das Urbild des heiligen Christophorus hat wiederfinden wollen. Die kürzere Parallelversion des Sutasōma-dschātaka ist hier unter 4 gegeben.

Eine Reihe von Fabeln wie die von dem Falken und dem Fleischstück (S. 254), dem Sperling und den Widdern (S. 93) und die hier unter 44, 51, 59, 62, 63, 65 aufgenommenen Geschichten sind, zum Teil etwas verändert, in das Pantschatantra oder seine orientalischen Bearbeitungen übergegangen und durch die mittelalterlichen Übersetzungen der letzteren im

Abendlande verbreitet. Auf anderen Wegen gewandert sind die Geschichten von dem Brahmanen und den Räubern (21), deren Schluß sich bei Chaucer wiederfindet, von Sawitthaka und seinem Sohn (39), die im dreizehnten Jahrhundert als Exemplum erscheint, von dem König, der die Tiersprache verstand (24), die in den Gesta Romanorum steht und zum serbischen Volksmärchen geworden ist, oder die Geschichte von Gāmanitschanda (12), die in Rußland auf Bilderbogen dargestellt zu werden pflegte und deutschen Lesern in dieser russischen Fassung wohl aus Chamissos Urteil des Schemjaka am vertrautesten ist, die aber auch schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den Stoff zu einem deutschen Meistersang geliefert und ebenso wie das Marterrad (9) Spuren selbst in dem deutschen Märchen von dem Teufel mit den drei goldenen Haaren hinterlassen hat. Die Umgestaltungen, die die Erzählungen auf ihrem langen Wege von Ost nach West erlitten haben, sind oft recht bedeutend gewesen. Wer würde wohl in der Frau im Kasten (28) die Quelle von Ariostos Fiametta wiedererkennen, wenn nicht in Sōmadēwas Kathāsaritsāgara und in der Einleitung von Tausendundeiner Nacht die Mittelglieder erhalten wären?

Auf die stilistischen Vorzüge und Schwächen der Erzählung braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden; die Geschichten mögen für sich selber sprechen. Die Übersetzung schließt sich in den Prosastücken eng an den Palitext an; auch Härten und Breiten sind absichtlich nicht beseitigt. Etwas anders liegt die Sache bei den Versen, für deren Übersetzung ich selbst verantwortlich bin. Wenn der Eindruck des Originales mit seinem Wechsel von Vers und Prosa gewahrt werden sollte, mußten die Verse als Verse und zwar als gereimte Verse gegeben werden; sklavische Nachahmung der reimlosen indischen Metren, wie man sie wohl versucht hat, machen auf uns nur den Eindruck einer unbeholfenen Prosa. Eine freiere Wiedergabe der metrischen Stücke war unter diesen Umständen unvermeidlich; es würde mich freuen, wenn es mir gelungen sein sollte, wenigstens den Sinn immer richtig ge-

troffen zu haben. Der einheimische Kommentar gewährt bei den nicht wenigen schwierigen Stellen meist gar keine Hilfe. Auf alles philologische Beiwerk ist hier verzichtet. Die Anmerkungen und das Verzeichnis von Eigennamen und Ausdrücken, die sich nicht aus dem Texte selbst erklären, am Schlusse des Bandes werden für das Verständnis genügen. Die fremden Wörter sind im allgemeinen in der Paliform gegeben. Nur in wenigen Fällen, wo sich die Sanskritform im Deutschen eingebürgert hat, wie z. B. bei Nirwana, ist diese gebraucht worden. Die Schreibung ist der deutschen Aussprache angepaßt. Dentale und Zerebrale sind nicht unterschieden, da sie beim Sprechen doch nicht auseinandergehalten werden. Der Deutsche, der sich an die hier befolgte Schreibung hält und beachtet, daß jedes s scharf wie ein deutsches ß zu sprechen ist, wird die fremden Namen wenigstens annähernd richtig wiedergeben.

Heinrich Lüders

1. Prinz Fünfwaffe

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf einen Mönch, der die Anstrengung aufgegeben hatte. Der Meister redete nämlich den Mönch an und fragte ihn: „Ist es wahr, Mönch, daß du die Anstrengung aufgegeben hast?" „Es ist wahr, Ehrwürdiger," antwortete der. „Mönch," sagte der Meister, „früher in der Vorzeit erreichten die Weisen das Glück der Königsherrschaft, indem sie sich anstrengten, wo die Anstrengung am Platze war." Und dann erzählte er die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta im Schoße der Hauptgemahlin dieses Königs wiedergeboren. Am Tage seiner Namensgebung befragte man achthundert Brahmanen, die man mit allen möglichen guten Dingen erfreut hatte, nach seinen Merkmalen. Als die Brahmanen, die sich auf die Merkmale verstanden, gesehen hatten, wie vorzüglich seine Merkmale waren, prophezeiten sie: „Großer König, mit Tugenden ausgestattet, wird der Prinz nach Eurem Tode zur Herrschaft gelangen, und bekannt und berühmt ob seiner Fertigkeit im Gebrauch der fünf Waffen wird er der erste Mann in Indien sein." Auf diese Rede der Brahmanen hin gab man ihm, als man einen Namen für ihn wählte, den Namen Prinz Fünfwaffe. Als er nun sechzehn Jahre alt und verständig geworden war, wandte sich der König an ihn und sagte: „Erlerne die Kunst, mein Sohn!" — „Bei wem soll ich sie erlernen, Herr?" — „Geh, mein Sohn, und erlerne sie in der Stadt Takkasilā im Gandhārareiche bei einem weit und breit berühmten Lehrer. Und dies sollst du dem Lehrer als Lohn geben." Damit gab er ihm tausend Kahāpanas und schickte ihn fort. Der begab sich dorthin, und als er die Kunst erlernt hatte, gab ihm der Lehrer die fünf Waffen. Er nahm sie, verabschiedete sich ehrerbietig von dem Lehrer, zog aus der Stadt Takkasilā hinaus und

machte sich, angetan mit den fünf Waffen, auf den Weg nach Benares. Unterwegs gelangte er an einen Wald, in dem ein Jakkha, namens Klebehaar, hauste. Als die Leute am Eingang des Waldes den Prinzen sahen, suchten sie ihn zurückzuhalten: „Junger Mann, geh nicht in den Wald! Dort lebt ein Jakkha, namens Klebehaar. Wen er erblickt, den bringt er um." Der Bôdhisatta aber, auf sich selbst vertrauend, schritt doch wie ein Mähnenlöwe, der die Furcht nicht kennt, in den Wald hinein. Als er mitten in den Wald gelangt war, zeigte sich ihm der Jakkha. Er war so groß wie ein Palmbaum und hatte sich einen Kopf von der Größe eines Dachpavillons gemacht und Augen so groß wie Schüsseln und zwei Hauer so groß wie ein paar Zwiebelschossen. Er hatte einen Adlerschnabel, sein Bauch war gefleckt und seine Hände und Füße waren schwarzblau. „Halt," sagte er, „wo willst du hin? Ich will dich fressen." Da drohte ihm der Bôdhisatta: „Auf mich selbst vertrauend bin ich hierher gekommen, Jakkha. Gib wohl acht, wenn du mir nahe kommst; denn mit einem vergifteten Pfeile werde ich dich durchbohren und auf der Stelle zu Fall bringen." Und er legte einen mit Halâhalagift getränkten Pfeil auf und schoß ihn ab. Der aber blieb in den Haaren des Jakkha hängen. Darauf schoß er noch einen und so nacheinander fünfzig Pfeile ab, und alle blieben sie in seinen Haaren hängen. Der Jakkha schüttelte diese Pfeile sämtlich ab, so daß sie zu seinen Füßen niederfielen, und ging auf den Bôdhisatta los. Und abermals drohte ihm der Bôdhisatta, zog sein Schwert und schlug auf ihn ein, doch auch das dreiunddreißig Zoll lange Schwert blieb in den Haaren hängen. Darauf stach er nach ihm mit dem Speere. Auch der blieb in den Haaren hängen. Als er merkte, daß der Speer festhing, schlug er mit der Keule auf ihn los. Auch die blieb in den Haaren hängen. Als er merkte, daß sie festhing, rief er: „He Jakkha, du hast wohl noch nicht von mir gehört? Ich heiße Prinz Fünfwaffe. Als ich den Wald betrat, in dem du hausest, da tat ich es nicht im Vertrauen auf den Bogen und die anderen Waffen, sondern auf mich selbst vertrauend habe ich ihn betreten. Jetzt werde

ich auf dich losschlagen, bis du zu Staub zermalmt bist." Als er ihm so seinen Entschluß kundgetan hatte, stieß er einen lauten Schrei aus und schlug mit der rechten Hand nach dem Jakkha. Aber die Hand blieb in den Haaren hängen. Er schlug mit der linken Hand nach ihm. Auch sie blieb hängen. Er trat mit dem rechten Fuße. Auch der blieb hängen. Er trat mit dem linken Fuße. Auch der blieb hängen. „Ich werde dich mit dem Kopfe stoßen, bis du zu Staub zermalmt bist!" rief er und stieß mit dem Kopfe zu. Auch der Kopf blieb in den Haaren hängen. Obwohl er fünffach verstrickt und an fünf Stellen gefesselt dahing, blieb er doch furchtlos und unverzagt. Da dachte der Jakkha: „Das ist ein einzigartiger löwengleicher Mann, ein edler Mann, kein gewöhnlicher Mensch. Er zittert nicht einmal, wenn ihn ein Jakkha wie ich gepackt hat. Solange ich diese Straße unsicher mache, habe ich noch nie einen solchen Mann gesehen. Woher kommt es wohl, daß er sich nicht fürchtet?" Und da er ihn nicht zu fressen wagte, fragte er: „Woher kommt es, junger Mann, daß du keine Furcht vor dem Tode hast?" — „Weshalb soll ich mich fürchten, Jakkha? In jedem Dasein kommt der Tod doch einmal. Ich habe aber auch eine diamantene Waffe im Leibe. Diese Waffe wirst du nicht verdauen können, wenn du mich fressen solltest. Sie wird dir die Eingeweide in Stücke schneiden und so deinen Tod herbeiführen. So werden wir beide umkommen. Deshalb fürchte ich mich nicht." Dies sagte der Bōdhisatta nämlich mit Bezug auf die Waffe des Wissens in seinem Innern. Als der Jakkha das gehört hatte, dachte er: „Dieser junge Mann spricht die Wahrheit. Von dem Körper dieses löwengleichen Mannes wird mein Leib kein Stückchen Fleisch, und wäre es nur von Bohnengröße, verdauen können. Ich will ihn loslassen." Und aus Furcht, sterben zu müssen, ließ er den Bōdhisatta los und sagte: „Junger Mann, du bist ein löwengleicher Mann. Ich werde dein Fleisch nicht fressen. Aus meiner Gewalt befreit, wie der Mond aus dem Rachen Rāhus, zieh dahin zur Freude für die Schar deiner Verwandten und Freunde!" Da sagte der Bōdhisatta zu ihm: „Jakkha, ich für

mein Teil werde nun fortgehen, was aber dich betrifft, so wisse, du hast schon in einem früheren Dasein Böses getan und bist deshalb als ein grausamer, mörderischer Jakkha, der sich vom Fleisch und Blut anderer nährt, wiedergeboren. Wenn du auch in diesem Dasein fortfährst Böses zu tun, wirst du aus einem Dunkel in das andere gehen. Seitdem du mich gesehen hast, kannst du aber nichts Böses mehr tun. Die Tötung lebender Wesen führt zur Wiedergeburt in der Hölle, im Leibe eines Tieres, im Reiche der Gespenster oder in der Klasse der Asuras. Sollte man aber unter den Menschen wiedergeboren werden, so bewirkt sie Kürze des Lebens." Auf solche und ähnliche Weise setzte er dem Jakkha den Fluch der Übertretung und den Segen des Haltens der fünf Gebote auseinander, schüchterte ihn auf verschiedene Weise ein, unterwies ihn in der Lehre, bekehrte ihn, flößte ihm Selbstverleugnung ein, brachte ihn zur Annahme der fünf Gebote und veranlaßte ihn, als eine spendenempfangende Gottheit in jenem Walde zu leben. Nachdem er ihn noch ermahnt hatte, eifrig zu sein, verließ er den Wald. Am Ausgang des Waldes erzählte er den Leuten was geschehen und zog dann, angetan mit den fünf Waffen, nach Benares und suchte seine Eltern auf. Später erlangte er die Herrschaft und regierte mit Gerechtigkeit, und nachdem er Almosen gespendet und andere verdienstvolle Werke getan hatte, fuhr er dahin nach seinen Taten.

Als der Meister diese Unterweisung über das rechte Verhalten erteilt hatte, sprach er als vollkommen Erleuchteter den folgenden Vers:

„Der Mensch, der lustgelösten Sinns
im Drang nach sel'ger Sicherheit
Mit lustgelöstem Herzen sich
der Fördrung rechten Wissens weiht,
Der wird im Lauf der Zeit gewiß
von aller Fesseln Last befreit."

Nachdem der Meister so die Unterweisung über das rechte Verhalten in der Arahatschaft hatte gipfeln lassen, verkündete

er schließlich die vier Wahrheiten. Als die Verkündigung der Wahrheiten beendet war, erreichte der Mönch die Arahatschaft. Und den Zusammenhang herstellend, verknüpfte der Meister das Dschātaka: „Damals war Angulimāla der Jakkha, Prinz Fünfwaffe aber war ich."

2. Was ist gottartig?

Einstmals war Brahmadatta König zu Benares im Kāsireiche. Damals empfing der Bōdhisatta ein neues Leben im Schoße von dessen Hauptgemahlin. Am Tage seiner Namensgebung gab man ihm den Namen Prinz Mahingsāsa. Als er laufen konnte, wurde dem König noch ein Sohn geboren; dem gab man den Namen Prinz Tschanda. Als der aber laufen konnte, starb die Mutter des Bōdhisatta. Der König machte eine andere zu seiner Hauptgemahlin. Sie war dem König lieb und wert. Da sie in Liebe mit ihm lebte, gebar sie einen Sohn; dem gab man den Namen Prinz Surija. Als der König den Prinzen gesehen hatte, sagte er erfreuten Herzens: „Meine Liebe, ich gewähre dir einen Wunsch für deinen Sohn." Die Königin behielt sich vor, von dem Wunsche Gebrauch zu machen, wenn es ihr gut dünkte. Als nun der Sohn herangewachsen war, sagte sie zu dem Könige: „Der Herr hat mir einen Wunsch gewährt, als mein Sohn geboren wurde. Gib meinem Sohne die Herrschaft!" Der König schlug es ihr ab: „Ich habe zwei Söhne, die wie Feuersäulen leuchten. Ich kann deinem Sohne die Herrschaft nicht geben." Als er aber sah, daß sie immer wieder bat, da dachte er: „Sie könnte vielleicht sogar noch etwas Böses wider meine Söhne ersinnen." Er ließ die Söhne kommen und sprach: „Ihr Lieben, ich gewährte zur Zeit, als Prinz Surija geboren wurde, einen Wunsch. Jetzt bittet seine Mutter um die Herrschaft. Ich habe keine Lust, sie ihm zu geben. Aber das Weibervolk ist böse, sie könnte sogar noch etwas Böses wider euch ersinnen. Zieht daher in

den Wald, und wenn ich tot bin, sollt ihr in der Stadt, die unserem Hause gehört, die Herrschaft führen." Klagend und weinend küßte er sie auf das Haupt und entließ sie. Ehrerbietig verabschiedeten sie sich von dem Vater, und als sie vom Palast herabstiegen, sah sie der Prinz Surija, der im Palasthofe spielte, und als er die Sache erfuhr, beschloß er selbst mit den Brüdern fortzugehen und zog mit ihnen von dannen.

Sie kamen in den Himalaja. Der Bōdhisatta setzte sich abseits von der Straße unter einem Baume nieder und wandte sich an den Prinzen Surija: „Lieber Surija, geh zu jenem Teiche, und wenn du gebadet und getrunken hast, so bring auch uns etwas Wasser in ein paar Lotusblättern!"

Diesen Teich aber hatte ein Wasserrakkhasa von Wessawana bekommen, und Wessawana hatte ihm gesagt: „Außer den Leuten, die wissen, was gottartig ist, darfst du alle fressen, die in diesen Teich hineinsteigen. Wer aber nicht hineinsteigt, den darfst du nicht fressen." Von da ab fragte der Rakkhasa die Leute, die in jenen Teich hineinstiegen, was gottartig wäre, und wer es nicht wußte, den fraß er auf. Nun kam der Prinz Surija zu jenem Teiche und stieg arglos hinein. Da packte ihn der Rakkhasa und fragte: „Weißt du, was gottartig ist?" Er antwortete: „Gottartig sind Sonne und Mond." „Du weißt nicht, was gottartig ist," sagte jener, zog ihn ins Wasser hinab und brachte ihn dahin, wo er wohnte. Als der Bōdhisatta sah, daß er lange ausblieb, schickte er den Prinzen Tschanda aus. Auch ihn packte der Rakkhasa und fragte ihn: „Weißt du was gottartig ist?" — „Allerdings weiß ich es, gottartig sind die vier Himmelsrichtungen." — „Du weißt nicht, was gottartig ist," sagte der Rakkhasa, packte auch ihn und verwahrte ihn an demselben Orte. Als auch Tschanda lange ausblieb, dachte der Bōdhisatta: „Da muß etwas passiert sein," und ging selbst dorthin, und als er die hinabführende Fußspur der beiden erblickt hatte, dachte er: „Dieser Teich ist offenbar im Besitze eines Rakkhasa," und blieb stehen, umgürtet mit dem Schwerte und den Bogen in der Hand. Wie der Wasser-

rakkhasa sah, daß der Bōdhisatta nicht ins Wasser hineinstieg, nahm er die Gestalt eines Waldarbeiters an und sprach zu dem Bōdhisatta: „He Mann, du bist ermüdet von der Wanderung, warum steigst du nicht in diesen Teich hinein und badest und trinkst und issest Lotuswurzeln und steckst dir Blumen an und ziehst dann wieder behaglich deines Wegs?" Als der Bōdhisatta ihn erblickte, erkannte er, daß er ein Jakkha sein müßte, und sprach: „Du hast meine Brüder geraubt." — „Ja, das habe ich getan." — „Warum denn?" — „Die Leute, die in diesen Teich hineinsteigen, sind mir verfallen." — „Sind sie dir alle verfallen?" — „Die, welche wissen, was gottartig ist, sind ausgenommen. Die übrigen sind mir verfallen." — „Hast du denn wirklich Verlangen nach dem, was gottartig ist?" — „Ja, das habe ich." — „Wenn dem so ist, so will ich dir verkünden, was gottartig ist." — „So sag es mir denn! Ich will erfahren, was gottartig ist." — „Ich könnte dir sagen, was gottartig ist," sagte der Bōdhisatta, „aber ich fühle mich noch angegriffen." Da badete der Jakkha den Bōdhisatta, gab ihm zu essen und Wasser zu trinken, steckte ihm Blumen an, salbte ihn mit Wohlgerüchen und richtete inmitten einer geschmückten offenen Halle einen Diwan für ihn her. Der Bōdhisatta setzte sich auf den Sitz und hieß den Jakkha sich zu seinen Füßen niedersetzen und sagte: „So leihe mir denn dein Ohr und vernimm aufmerksam, was gottartig ist." Und er sprach den folgenden Vers:

„Wer lichter Tugend sich geweiht,
wen Scham und Scheu vor Sünde wahrt,
Wer gut und heilig in der Welt,
den heißet man ‚von Gottes Art'."

Als der Jakkha diese Unterweisung in der Lehre vernommen hatte, sprach er gnädig zu dem Bōdhisatta: „Weiser, ich bin dir gnädig gesinnt. Ich will dir einen Bruder schenken. Welchen soll ich holen?" — „Hole den jüngeren." — „Weiser, du weißt nur, was gottartig ist, aber du handelst nicht danach." — „Inwiefern?" — „Weil du mit Hintansetzung des

Älteren den Jüngeren holen läßt und nicht die Pflicht den Älteren zu ehren erfüllst." — „Ich weiß, was gottartig ist, Jakkha, und handle auch danach. Um dieses Knaben willen sind wir nämlich in den Wald gezogen, denn für ihn erbat seine Mutter von unserem Vater die Herrschaft. Unser Vater gewährte ihr zwar diesen Wunsch nicht, gestattete uns aber um unserer Sicherheit willen im Walde zu leben. Der Knabe aber ist ohne umzukehren mit uns hergezogen. Wenn wir sagen, ein Jakkha habe ihn im Walde gefressen, wird es niemand glauben. Aus Furcht vor übler Nachrede bitte ich dich daher, gerade ihn zu holen." „Bravo, bravo, Weiser," rief der Jakkha, gnädig gesinnt dem Bōdhisatta Beifall spendend, „du weißt, was gottartig ist und handelst auch danach." Damit holte er beide Brüder herbei und übergab sie ihm. Da sagte der Bōdhisatta zu ihm: „Mein Lieber, um böser Tat willen, die du früher begangen hast, bist du als ein Jakkha wiedergeboren worden, der das Fleisch und Blut anderer frißt. Auch jetzt wieder tust du Böses. Dieses böse Tun wird dich hindern, von der Wiedergeburt in der Hölle und den anderen niederen Welten frei zu kommen. Daher gib von nun ab das Böse auf und tue Gutes!" Und es gelang ihm, ihn zu bekehren.

Nachdem er den Jakkha bekehrt hatte, blieb er unter seinem Schutze dort wohnen. Eines Tages aber betrachtete er die Gestirne und erkannte, daß sein Vater gestorben sei. Da ging er zusammen mit dem Jakkha nach Benares, nahm die Herrschaft an sich, machte den Prinzen Tschanda zum Vizekönig und gab dem Prinzen Surija die Stelle des Generals. Dem Jakkha aber ließ er an einem lieblichen Orte ein Haus erbauen und sorgte dafür, daß er die schönsten Kränze, die schönsten Blumen und die schönsten Speisen erhielt, und nachdem er in Gerechtigkeit regiert hatte, fuhr er dahin nach seinen Werken.

3. Sutanu

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bôdhisatta in der Familie eines armen Haushalters wiedergeboren, und man gab ihm den Namen Sutana. Als er herangewachsen war, diente er um Lohn und erhielt seine Eltern, und als der Vater gestorben war, erhielt er die Mutter.

Zu der Zeit war aber der König von Benares der Jagd ergeben. Eines Tages zog er mit großem Gefolge in den ein bis zwei Meilen großen Wald und ließ allen ankündigen: „Der, an dessen Platz eine Gazelle durchbricht, hat ihren Wert zu zahlen." Die Hofleute errichteten an der Stelle, wo das Wild vorbeizukommen pflegte, eine versteckte Hütte und wiesen sie dem König an. Als nun die Gazellen von den Leuten, die ihre Lagerplätze umringt hatten, mit lautem Geschrei aufgescheucht waren, da rannte eine schwarze Gazelle auf den Standort des Königs los. Der hoffte sie treffen zu können und schoß einen Pfeil ab. Als die Gazelle, die in Listen erfahren war, merkte, daß der Pfeil auf ihre Flanke zukam, warf sie sich herum und ließ sich zu Boden fallen, als wenn sie vom Pfeile getroffen wäre. Der König dachte, er habe die Gazelle getroffen, und lief hin, um sie zu holen. Die Gazelle aber sprang auf und entfloh schnell wie der Wind. Die Höflinge und die übrigen Leute lachten den König aus. Da jagte er hinter der Gazelle her, und als sie ermattet war, hieb er sie mit dem Schwert in zwei Teile, hängte sie an einen Stock, und wie er nun so, gleichsam eine Tragstange tragend, dahinwanderte, gelangte er zu einem Feigenbaum, der am Wege stand, und dachte: „Ich will ein wenig ausruhen," und legte sich nieder und schlief ein. In diesem Feigenbaum aber war ein Jakkha, namens Makhâdêwa, wiedergeboren; der hatte von Wessawana die Erlaubnis erhalten, alle, die dahin kämen, zu fressen. Als der König aufstand und gehen wollte, packte der Jakkha ihn an der Hand und rief:

„Halt, ich will dich fressen!" — „Wie heißt du?" — „Ich bin ein hier wiedergeborener Jakkha, und ich darf diejenigen, die diesen Ort betreten, fressen." — Der König nahm seinen Mut zusammen und fragte: „Willst du nur heute oder willst du für immer etwas zu fressen haben?" — „Wenn ich kann, will ich für immer zu fressen haben." — „Dann friß heute diese Gazelle und laß mich los! Von morgen ab werde ich dir einen Menschen mit einer Schüssel voll gekochten Reis schicken." — „Dann sei nur sorgsam damit! An dem Tage, wo du nichts schickst, werde ich dich fressen." — „Ich bin der König von Benares, bei mir gibt es nichts Unmögliches!" — Der Jakkha ließ es sich versprechen und ließ ihn los.

Als der König in die Stadt zurückgekehrt war, erzählte er einem mit den Geschäften betrauten Minister die Sache und fragte: „Was ist jetzt zu machen?" — „Habt Ihr die Zahl der Tage begrenzt, Herr?" — „Das ist nicht geschehen." — „Das war nicht recht von Euch getan, daß Ihr es so gemacht habt. Aber habt keine Sorge, es sind viele Leute im Gefängnis." — „So besorge du diese Angelegenheit, rette mir das Leben!" Der Minister erklärte sich dazu bereit. Täglich nahm er aus dem Gefängnis einen Menschen und schickte ihn, ohne ihn etwas wissen zu lassen, mit einer Schüssel Reis zu dem Jakkha. Wenn dann der Jakkha den Reis verzehrt hatte, fraß er den Mann. Nach einiger Zeit waren die Gefängnisse leer von Menschen. Da erzitterte der König vor Todesfurcht, weil er keinen mehr bekommen konnte, der den Reis hintrug. Der Minister beruhigte ihn und sagte: „Herr, stärker als das Verlangen zu leben, ist das Verlangen nach Geld. Wir wollen einen Beutel mit tausend Kahāpanas auf die Schultern eines Elefanten legen und unter Trommelschlag verkünden lassen: „Wer will für dieses Geld dem Jakkha Reis bringen?" Und so ließ er es machen. Da dachte der Bōdhisatta: „Ich bringe durch meine Arbeit nur einen Groschen oder einen halben zusammen und kann davon nur mit Mühe meine Mutter ernähren. Ich will dies Geld nehmen, es meiner Mutter geben und zu dem Jakkha gehen. Sollte ich imstande sein, den Jakkha

zu bezwingen, so ist es gut; sollte ich nicht dazu imstande sein, so wird meine Mutter ein behagliches Leben haben." Er erzählte der Mutter die Sache. Zweimal wies sie ihn zurück: „Rede nicht davon, mein Sohn, ich brauche das Geld nicht." Zum drittenmal fragte er nicht mehr um ihre Einwilligung, sondern sagte: „Ihr Herren, bringt die Tausend her! Ich will den Reis hinbringen." So nahm er die Tausend, gab sie der Mutter und sagte: „Sorge dich nicht, Mutter, ich werde den Jakkha bezwingen und dem Volke Heil bringen. Heut noch werde ich wiederkommen und dein tränenfeuchtes Antlitz wieder lachen machen." Damit verabschiedete er sich ehrerbietig von der Mutter und begab sich mit den Dienern des Königs zum Könige und blieb nach ehrerbietigem Gruße stehen. Als der König ihn fragte: „Mein Lieber, willst du den Reis hinbringen?" antwortete er: „Ja, Herr!" — „Was mußt du dazu haben?" Er sagte: „Eure goldenen Schuhe, Herr." — „Zu welchem Zweck?" — „Herr, der Jakkha darf alle, die auf dem Platz am Fuße des Baumes stehen, fressen. Ich werde mich aber nicht auf den Platz, der ihm gehört, stellen, sondern werde in den Schuhen stehen." — „Mußt du noch etwas anderes dazu haben?" — „Euern Sonnenschirm, Herr." — „Warum denn?" — „Herr, der Jakkha darf alle, die im Schatten seines Baumes stehen, auffressen. Ich werde mich nicht in den Schatten seines Baumes stellen, ich werde im Schatten des Sonnenschirmes stehen." — „Mußt du noch etwas anderes dazu haben?" — „Euer Schwert, Herr." — „Wozu brauchst du das?" — „Herr, auch die Dämonen fürchten sich vor denen, die Waffen in den Händen haben." — „Mußt du noch etwas anderes dazu haben?" — „Reis, wie Ihr ihn eßt, in Eurer goldenen Schüssel." — „Aus welchem Grunde, mein Lieber?" — „Herr, für einen weisen Mann, wie ich es bin, ist es nicht passend, gewöhnliche Speise in irdener Schüssel zu bringen." „Gut, mein Lieber", sagte der König, ließ ihm alles geben und gab ihm Diener mit, seine Befehle auszuführen. Dann verabschiedete sich der Bōdhisatta ehrerbietig von dem Könige, indem er sagte: „Großer König,

fürchte dich nicht! Ich werde noch heute zurückkommen, nachdem ich den Jakkha bezwungen und Euch Heil gebracht habe." Dann ließ er die Gerätschaften aufpacken, begab sich dorthin, ließ unweit von dem Baume die Leute sich aufstellen, stieg in die goldenen Schuhe, gürtete sich das Schwert um, hielt sich den weißen Sonnenschirm über den Kopf, und, den Reis in der goldenen Schüssel tragend, näherte er sich dem Jakkha. Als der Jakkha den Weg entlang sah, erblickte er ihn und dachte: „Dieser Mann kommt nicht in der gleichen Weise wie die Männer an den anderen Tagen kamen; was kann wohl der Grund sein?" Der Bōdhisatta aber ging nahe an den Baum heran und schob mit der Spitze des Schwertes die Reisschüssel in den Schatten hinein, und am Rande des Schattens stehend, sprach er den ersten Vers:

„Der König schickt dir hier den Reis,
der säuberlich mit Fleisch gemischt.
Der du im Makhādēwa wohnst,
tritt vor! Iß, was dir aufgetischt!"

Als der Jakkha das hörte, dachte er: „Ich werde diesen Mann überlisten und ihn, wenn er in den Schatten getreten ist, fressen," und so sprach er den zweiten Vers:

„Komm etwas näher, Knabe! Bring
dein würzig Mahl nur hier herein!
Du, Knabe, und dein Reisgericht,
ihr beide sollt mein Fressen sein."

Darauf sprach der Bōdhisatta zwei Verse:

„Geringem Vorteil jagst du nach,
derweil der große dir entgeht.
Wer wird dir Speise bringen wohl,
wenn ihm der Tod vor Augen steht?

Leckre, saubre, saft'ge Speise —
immer kannst du auf sie zählen.
Doch wenn du mich frißt, o Jakkha,
wird es an dem Bringer fehlen."

Da erkannte der Jakkha, daß der junge Brahmane das Richtige gesagt habe, und sprach freundlich gestimmt zwei Verse:

„Es ist mein Vorteil, Sutanu,
  wie, Knabe, du mich lehrst.
So will ich dir's erlauben, daß
  du heim zur Mutter kehrst.

Nimm Schwert und Schirm und Schüssel, Knab!
  In Frieden magst du gehn.
Gesund soll dich die Mutter schaun
  und du die Mutter sehn."

Als der Bōdhisatta die Rede des Jakkha vernommen hatte, dachte er erfreuten Herzens: „Mein Werk ist vollendet, ich habe den Jakkha bezwungen, viel Geld hab ich erlangt, ich habe des Königs Auftrag ausgeführt," und indem er sich bei dem Jakkha bedankte, sprach er den Schlußvers:

„So wünsche ich dir, Jakkha, Heil,
  dir und der Sippe dein.
Des Königs Auftrag ist erfüllt,
  und all das Geld ist mein."

Nach diesen Worten aber sprach er zu dem Jakkha: „Lieber, du bist als ein wilder, grausamer Jakkha, der sich vom Fleisch und Blut anderer ernährt, wiedergeboren, weil du in einem früheren Dasein eine schlechte Tat begangen hast. Von heut ab gib das Vernichten von Leben und ähnliches böses Tun auf!" Und nachdem er dem Jakkha den Segen der Tugend und den Fluch der Sünde auseinandergesetzt und ihn in den fünf Geboten befestigt hatte, sprach er: „Was willst du in dem Walde wohnen? Komm, ich will dir eine Wohnung am Stadttor verschaffen und veranlassen, daß du den besten Reis erhältst!" Damit brach er zusammen mit dem Jakkha auf und wanderte nach Benares, und der Jakkha mußte das Schwert und die anderen Dinge tragen. Da meldete man dem König, daß der junge Brahmane Sutanu mit dem Jakkha

käme. Der König, umgeben von seinen Hofleuten, zog dem Bōdhisatta entgegen. Er gab dem Jakkha eine Wohnung am Stadttore und ließ ihm den besten Reis reichen. Als der König dann in die Stadt eingezogen war, ließ er die Trommel schlagen und alle Stadtbewohner zusammenrufen und erzählte ihnen von der Trefflichkeit des Bōdhisatta und machte ihn zu seinem General. Er selbst aber ließ sich immer von dem Bōdhisatta leiten, und nachdem er Almosen gespendet und andere verdienstliche Werke getan hatte, kam er in den Himmel.

4. Dschajaddisa

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf einen Mönch, der seine Mutter ernährte. Die Geschichte aus der Gegenwart gleicht der Geschichte, die im Sāmadschātaka erzählt wird. Damals aber sagte der Meister: „Die alten Weisen gaben den weißen Schirm mit den goldenen Kränzen auf und ernährten ihre Eltern", und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals lebte im Reiche von Kampilla in der Stadt der nördlichen Pantschālas ein König namens Pantschāla. Dessen Hauptgemahlin wurde schwanger und gebar einen Sohn. In einer ihrer früheren Geburten hatte eine Nebenfrau von ihr in der Wut den Wunsch ausgesprochen, sie wolle die Macht haben, die Kinder, die der Königin geboren würden, aufzufressen, und war daher eine Jakkhinī geworden. Damals ergriff sie nun die Gelegenheit und packte vor den Augen der Königin das Knäblein, das wie ein Stück rohes Fleisch aussah, fraß es, daß es nur so knirschte, und machte sich davon. Das nächste Mal machte sie es ebenso. Das dritte Mal aber, als die Königin sich in die Wochenstube begeben hatte, umstellte man das Haus und hielt scharfe Wacht. Am Tage, wo die Königin gebar, kam die Jakkhinī herbei und ergriff

wieder den Knaben. Die Königin stieß einen lauten Schrei aus: „Die Jakkhinī!" Mit Waffen in den Händen stürzten die Diener herbei und verfolgten auf das von der Königin gegebene Zeichen die Jakkhinī. Da diese so keine Gelegenheit hatte, den Knaben aufzufressen, floh sie und schlüpfte in ein Rohr der Wasserleitung. Das Kind, in dem Gefühl, daß sie seine Mutter sei, faßte mit dem Munde ihre Brust. Da fühlte sie Mutterliebe in sich erwachen. Sie ging auf die Leichenstätte, tat den Knaben in eine Felsenhöhle und zog ihn auf. Als er nun im Laufe der Zeit heranwuchs, holte sie Menschenfleisch und gab es ihm. So lebten beide von Menschenfleisch. Der Knabe wußte nicht, daß er ein Mensch sei; er dachte vielmehr, er sei der Sohn der Jakkhinī. Er konnte aber nicht seine körperliche Erscheinung aufgeben und sich unsichtbar machen. Da gab ihm die Jakkhinī eine Wurzel, um sich unsichtbar zu machen. Durch die Kraft der Wurzel sich unsichtbar machend, schweifte er umher und fraß Menschenfleisch. Die Jakkhinī aber ging fort, um dem großen König Wessawana Dienste zu leisten, und starb dort.

Die Königin aber gebar zum vierten Male wieder einen Sohn; der blieb, da die Jakkhinī gestorben war, am Leben, und weil er bei seiner Geburt der Feindin, der Jakkhinī, Herr geworden war, gab man ihm den Namen Prinz Dschajaddisa, das heißt der Feindebezwinger. Als er herangewachsen war und die Meisterschaft in allen Künsten erlangt hatte, richtete er den Schirm auf und regierte das Reich. Damals wurde der Bōdhisatta im Schoße der Hauptgemahlin des Königs wiedergeboren. Man gab ihm den Namen Prinz Alīnasattu. Als er herangewachsen war und alle Künste erlernt hatte, wurde er Vizekönig.

Nach einiger Zeit verlor aber der Sohn der Jakkhinī aus Unachtsamkeit die Wurzel, und da er sich nicht mehr unsichtbar machen konnte, fraß er in sichtbarer Gestalt Menschenfleisch auf der Leichenstätte. Als die Leute ihn erblickt hatten, kamen sie voller Angst herbei und beklagten sich beim Könige: „Herr, ein Jakkha in sichtbarer Gestalt frißt Menschenfleisch auf der Leichenstätte. Der wird nach und nach auch noch in

die Stadt kommen und die Leute töten und fressen. Du mußt ihn fangen lassen." Der König war damit einverstanden und befahl, ihn zu fangen. Ein Trupp Soldaten ging hin und stellte sich rings um die Leichenstätte auf. Der Jakkha, nackt, grausig anzusehen, stürzte sich, vor Todesangst laut brüllend, mitten unter die Leute. „Der Jakkha!" schrien die Leute und stoben in Todesangst auseinander. Er aber floh von dort, zog sich in den Wald zurück und kam nicht wieder zu den Stätten der Menschen. Er ließ sich in einem Walde an der Landstraße nieder, und wenn die Leute des Wegs gezogen kamen, packte er sie, einen nach dem anderen, schleppte sie in den Wald, tötete sie und verzehrte sie unter einem Nigrōdhabaume, unter dem er seine Wohnung aufgeschlagen hatte.

Nun kam einmal ein Karawanenführer, ein Brahmane, der den Waldwächtern tausend Kahāpanas gezahlt hatte, mit fünfhundert Wagen des Weges gezogen. Brüllend stürzte der Menschenjakkha hervor. Entsetzt warfen sich die Leute auf den Bauch. Er packte den Brahmanen; als er aber mit ihm davonlief, verwundete er sich an einem Baumstumpf. Als nun die Waldwächter ihm nachsetzten, ließ er den Brahmanen fallen, machte sich davon und legte sich unter dem Baume, wo er sich aufzuhalten pflegte, nieder.

Sieben Tage, nachdem er sich dort niedergelegt hatte, befahl der König Dschajaddisa eine Jagd und zog aus der Stadt hinaus. Als er eben aus der Stadt hinaus war, wandte sich ein Brahmane an ihn, der hieß Nanda und stammte aus Takkasilā, ein Mann, der seine Eltern ernährte. Er war mit vier Versen gekommen, die hundert Kahāpanas wert waren. „Ich will sie anhören, wenn ich zurückgekommen bin", sagte der König, ließ ihm ein Haus als Herberge anweisen und ging auf die Jagd. „Auf wessen Seite ein Stück Wild durchbricht, der muß dafür zahlen", sagte der König. Da sprang eine gefleckte Gazelle auf, lief auf den König zu und brach durch. Die Höflinge brachen in ein lautes Gelächter aus. Der König aber nahm sein Schwert und verfolgte die Gazelle. Nach drei Meilen holte er sie ein, zerhieb sie mit dem Schwerte, und



Altjavanische Steinfigur der Pradschnāpāramitā, der personifizierten transzendenten Erkenntnis

nachdem er die beiden Teile an einem Tragholz aufgehängt hatte, machte er sich auf den Rückweg. Als er so dahinwanderte, kam er zu dem Orte, wo der Menschenjakkha saß. Er setzte sich ins Kusagras nieder, und nachdem er sich ein wenig ausgeruht hatte, machte er sich auf, weiter zu gehen. Da erhob sich der andere. „Halt, wohin gehst du?" rief er, „du bist mein Fressen!" ergriff ihn bei der Hand und sprach den ersten Vers:

„Ach, endlich kommt mir heut ein fetter Bissen.
Sechs Tage hab' ich fastend zugebracht.
Wer bist du, und woher? Das möcht' ich wissen.
Geschlecht und Name nenne mit Bedacht!"

Als der König den Jakkha erblickte, waren ihm vor Schreck die Schenkel wie gelähmt, und er konnte nicht fliehen. Er nahm aber seinen Mut zusammen und sprach den zweiten Vers:

„Dschajaddisa bin ich — du wirst mich kennen —
Der König der Pantschālas. Wald und Moos
Wollt' ich in frischem Jagen heut durchrennen.
Friß die Gazelle! Laß mich selber los!"

Als der Jakkha das gehört hatte, sprach er den dritten Vers:

„Friß die Gazelle! An des Todes Pforte,
Mein Lieber, schacherst du mit dem, was mein.
Erst freß ich sie und ohne viele Worte,
Verspür' ich Hunger, dich noch hinterdrein."

Als der König das gehört hatte, erinnerte er sich des Brahmanen Nanda und sprach den vierten Vers:

„Mich los zu handeln, ist verlorne Mühe.
Doch gab ich dem Brahmanen ja mein Wort.
Das muß ich halten. Morgen in der Frühe
Stell' ich mich wieder ein an diesem Ort."

Als der Jakkha das gehört hatte, sprach er den fünften Vers:

„Was drückt das Herz dir, da des Todes Schatten
Dich schon umschweben? König, sag' es mir!

Vielleicht könnt' ich dir ja zu gehn gestatten;
Doch morgen früh bist du mir wieder hier!"

Darauf teilte ihm der König die Sache mit, indem er den sechsten Vers sprach:

„Noch liegt auf mir ein bindendes Versprechen,
Es fordert ein Brahmane Lohn von mir.
Ich muß mich lösen, darf mein Wort nicht brechen.
Hab' ich's erfüllt, kehr' ich zurück zu dir."

Als der Jakkha das gehört hatte, sprach er den siebenten Vers:

„Liegt noch auf dir ein bindendes Versprechen,
Und fordert der Brahmane Lohn von dir,
Mußt du dich lösen, darfst dein Wort nicht brechen.
Hast du's erfüllt, so komm zurück zu mir!"

Als er aber so gesprochen hatte, ließ er den König los. Der aber sprach, von jenem befreit: „Sei nur unbesorgt, in der Frühe werde ich zurückkommen." Dann kehrte er, indem er auf die Wegzeichen acht gab, zu seinen Soldaten zurück. Nachdem er an der Spitze seines Heeres in die Stadt eingezogen war, ließ er den Brahmanen Nanda kommen, ließ ihn auf einem kostbaren Sitze Platz nehmen und hörte jene Verse an. Dann reichte er dem Brahmanen viertausend Kahāpanas, ließ ihn einen Wagen besteigen und verabschiedete sich von ihm, indem er Leute mitschickte mit dem Auftrag, ihn nach Takkasilā zu geleiten. Am zweiten Tage aber, als es ihn trieb, zurückzukehren, wandte er sich an seinen Sohn und gab ihm Anweisungen.

Zur Erklärung dieser Sache sprach der Meister zwei Verse:

„Vom Menschenfresser losgelassen, kehrt' er
Voll Eifer in sein Schloß zurück; den Lohn
Bezahlt' er dem Brahmanen, dann belehrt' er
Alīnasattu, seinen lieben Sohn:

‚Noch heute will ich dich zum König krönen.
Erzeige Freund wie Feind gerechten Sinn!

Laß niemanden im Reich das Recht verhöhnen!
Ich muß nun zu dem Menschenfresser hin'."

Als der Prinz das gehört hatte, sprach er den zehnten Vers:

„Mit welcher Tat hab' ich denn je im Leben
Dich nicht befriedigt, Herr? Das wüßt' ich gern.
Und willst du heut mich auf den Thron erheben,
Mich lockt die Herrschaft nicht, bist du mir fern."

Als der König das gehört hatte, sprach er den folgenden Vers:

„Ich weiß, mein Sohn, von keinerlei Vergehen;
Nie hast du mich gekränkt mit Werk noch Wort.
Doch will ich treu bei dem Vertrage stehen.
Drum muß ich zu dem Menschenfresser fort."

Als der Prinz das gehört hatte, sprach er den Vers:

„Bleib du hier, Vater! Laß mich selber gehen!
Nicht lebend löst du dich von jenem Feind.
Und solltest du auf deinem Kopf bestehen,
So geh auch ich. Der Tod treff' uns vereint."

Als der König das gehört hatte, sprach er den Vers:

„Fürwahr, hier zeigt sich deines Herzens Güte,
Doch schlimmer wär's als eigne Todesqual,
Wenn dich, mein Sohn, Kammāsapāda briete
Auf einen Baum gespießt zu grausem Mahl."

Als der Prinz das gehört hatte, sprach er den Vers:

„Mein Leben will ich für das deine geben.
Doch bleibe du dem Menschenfresser fern!
Kann so ich Rettung bringen deinem Leben,
Wähl' ich den Tod anstatt des Lebens gern."

Als der König das gehört hatte, da sah er ein, wie stark sein Sohn war, und gab seine Einwilligung: „Gut, mein Sohn,

geh!" Und nachdem der sich ehrerbietig von Vater und Mutter verabschiedet hatte, ging er aus der Stadt hinaus.

Zur Erklärung dieser Sache sprach der Meister den halben Vers:

„Den Eltern bot mit ehrfürcht'ger Gebärde
Der Prinz den Abschiedsgruß. Fest blieb sein Herz."

Seine Eltern aber und seine Schwester und seine Gattin und die Hofleute zogen mit hinaus. Als er aus der Stadt heraus war, fragte er den Vater nach dem Wege, und nachdem er ihn genau ermittelt hatte und die anderen ermahnt hatte, stieg er wie ein Mähnenlöwe, der die Furcht nicht kennt, den Weg hinan und schritt der Wohnstätte des Jakkha zu. Als die Mutter ihn gehen sah, konnte sie sich nicht beherrschen und stürzte zu Boden. Sein Vater aber rang die Hände und weinte laut.

Zur Erklärung dieser Sache sprach der Meister den halben Vers:

„Die Mutter sank in ihrem Gram zur Erde,
Der Vater, händeringend, schrie vor Schmerz."

Und dann sprach er, den Segen, den der Vater erteilte, und die Wahrheitsbetätigung, die die Mutter, die Schwester und die Gattin vornahmen, verkündend, noch weitere vier Verse:

„Der Vater sah, daß er bereit zur Reise;
Da faltet' er die Händ' und flehte leise:
‚Mein Sohn, dich schirme Waruna in Gnaden,
Sōma, Padschāpati samt Sonn' und Mond,
Auf daß du wiederkehrest ohne Schaden,
Von jenes Menschenfressers Wut verschont'!

‚Als Rāma zog zum Dandaka-Gefilde,
Sprach im Geheim die Mutter Segen aus.
Die sprech' ich jetzt für dich, mein Sohn. Der Wilde
Gestatte dir die Heimkehr in dein Haus'!

„So wahr, Alīnasattu, ich vermieden
Dir gram zu sein in irgendwelchem Stück,
Sei, Bruder, dir der Götter Schutz beschieden,
Sei dir vergönnt der sichern Heimkehr Glück'!

„So wahr ich ganz allein dir lieb hienieden,
Und ich dir diese Liebe gab zurück,
Sei, Gatte, dir der Götter Schutz beschieden,
Sei dir vergönnt der sichern Heimkehr Glück'!"

Nun machte sich der Prinz nach der Weisung des Vaters auf den Weg zu der Behausung des Jakkha. Der Jakkha aber dachte: „Fürsten verstehen sich auf so manche List. Wer weiß, was geschehen wird?" und er kletterte auf den Baum und saß da, die Ankunft des Königs erwartend. Als er den Prinzen kommen sah, da überlegte er: „Offenbar hat der Sohn den Vater zurückgehalten und ist selbst gekommen. Ich brauche mich nicht zu fürchten." Und er stieg wieder herunter und setzte sich, ihm den Rücken zukehrend, nieder. Der Prinz blieb, als er herangekommen war, vor ihm stehen. Darauf sprach der Jakkha den Vers:

„Wer bist du, Knab', an Wuchs so schlank und eben?
Du weißt wohl nicht, wer hier im Walde wohnt?
Wer würde sonst doch, wenn ihm lieb sein Leben,
Dem Menschenfresser nahn, der keinen schont?"

Als der Prinz das gehört hatte, sprach er den Vers:

„Ich weiß, du Wilder lebst vom Menschenfleische,
Ich weiß auch, daß du hier im Walde wohnst.
Ich bin der Sohn Dschajaddisas und heische,
Daß du mich frissest und den Vater schonst."

Darauf sprach der Jakkha den Vers:

„Fürwahr, du bist Dschajaddisa entsprossen;
Man braucht euch beide ja nur anzusehn.
Ein Wunder dünkt's mich, daß du dich entschlossen,
Für deinen Vater in den Tod zu gehn."

Darauf sprach der Prinz den Vers:

„Nichts Wunderbares liegt in dem Entschlusse
Für seine Eltern in den Tod zu gehn.
Dem, der sich opfert, sind ja zum Genusse
Im Jenseits Himmelsfreuden ausersehn."

Als der Jakkha das gehört hatte, fragte er: „Prinz, es gibt kein Wesen, das sich nicht vor dem Tode fürchtete. Warum fürchtest du dich denn nicht?" Er erklärte es ihm, indem er die beiden Verse sprach:

„Kein sündig Tun beschwert mir das Gewissen,
Nicht offen fehlt' ich, noch in Heimlichkeit.
Ich weiß, daß Tod und Leben wechseln müssen.
Die Zukunft bringt mir nur das alte Leid.

So geh denn, Herr, daran, mich zu verzehren!
Bereite schnell dem armen Leib sein Grab!
Entschlossen, dich nach deinem Wunsch zu nähren,
Stürz' ich mich auch von einem Baum herab."

Als der Jakkha seine Rede gehört hatte, da dachte er voll Schrecken: „Das Fleisch dieses Knaben darf man nicht essen. Ich will mir etwas ausdenken, daß er sich davon macht." Und er sprach:

„Es sei, mein Prinz. Du magst mit deinem Leben
Den Vater lösen, da es dein Begehr.
So mußt du eilig dich ans Werk begeben.
Brich Holz im Wald und richt' ein Feuer her!"

Der tat so und trat dann zu ihm.

Um diese Sache klar zu machen, sprach der Meister den folgenden Vers:

„Da trug der tapfre Prinz nun Holz zusammen
Und schichtete das Reisig hoch und breit.
Dann setzte er den mächt'gen Stoß in Flammen
Und meldete: ‚Das Feuer steht bereit'."

Der Jakkha betrachtete den Prinzen, der herbeigekommen war, nachdem er das Feuer angezündet hatte, und dachte: „Das ist ein löwengleicher Mensch. Auch vor dem Tode hat er keine Furcht. In meinem ganzen Leben habe ich keinen so furchtlosen Menschen gesehen.“ Und er saß da, in den Anblick des Prinzen versunken, indem die Härchen seines Körpers sich sträubten. Als der Prinz sein Gebaren sah, sprach er den Vers:

„Schlag zu und friß! Laß dich nicht länger halten!
Was starrst du mich wie in Verzückung an?
Dir ganz nach Wunsch die Mahlzeit zu gestalten,
Tu' ich voll Eifer alles, was ich kann.“

Als der Jakkha seine Rede gehört hatte, sprach er den Vers:

„Wer darf ihn fressen, der, sein Wort zu halten,
Sich selbst zu opfern pflichtgetreu begehrt?
Muß dem nicht siebenfach das Haupt sich spalten,
Der einen so getreuen Mann verzehrt?“

Als der Prinz das gehört hatte, sagte er: „Wenn du keine Lust hast mich zu fressen, warum heißest du mich dann Reisig brechen und ein Feuer machen?“ „Um dich zu versuchen, ob du wohl davonlaufen würdest,“ erwiderte der Jakkha. „Wie kannst du mich jetzt in Versuchung führen?“ sagte der Prinz, „habe ich doch, als ich als Tier wiedergeboren war, mich durch den Götterkönig Sakka nicht versuchen lassen.“ Und er sprach:

„Einst speist' ein Hase mit dem eignen Leibe
Den Götterkönig im Brahmanenkleid,
Und freundlich zeigt des heil'gen Mondes Scheibe
Seitdem des Hasen Bild für alle Zeit.“

Als das der Jakkha gehört hatte, ließ er den Prinzen frei mit den Worten:

„Gleichwie aus Rāhus Mund befreit, dort oben
Der Mond erstrahlet in der Vollmondsnacht,
So strahle in Kampilla ruhmumwoben,
Entronnen aus des Menschenfressers Macht,

Des Vaters und der Mutter Glück und Freude,
Der ganzen Sippe Stolz und Augenweide!"

„Geh, großer Held!" sagte er und entließ das große Wesen. Als nun der Prinz ihn dazu gebracht hatte, sich selbst zu überwinden, lehrte er ihn die fünf Gebote, und in dem Wunsche zu erkennen, ob er ein Jakkha sei oder nicht, dachte er: „Die Jakkhas haben rote Augen, die nicht blinzeln; man bemerkt bei ihnen keinen Schatten; sie haben keine Furcht. Das ist gar kein Jakkha, es ist ein Mensch. Mein Vater hatte ja drei Brüder, die von einer Jakkhinī geraubt wurden. Zwei von ihnen wird sie gefressen haben, einen aber wird sie mit Mutterliebe aufgezogen haben, und das muß dieser sein. Ich werde ihn mit mir nehmen und es meinem Vater berichten und veranlassen, daß er die Herrschaft erhält." Und er sagte: „So ist es, Herr. Du bist kein Jakkha, du bist der ältere Bruder meines Vaters. Komm, geh mit mir und richte den Schirm auf in dem Reiche, das deinem Geschlechte gehört!" „Ich bin kein Mensch", sagte der andere. „Du glaubst mir wohl nicht?" fragte der Prinz, „gibt es denn jemanden, dem du glaubst?" „Ja," sagte der Jakkha, „es gibt an dem und dem Orte einen Büßer, der das göttliche Auge besitzt." Da ging er mit ihm dorthin. Kaum hatte ihn der Büßer erblickt, so sprach er: „Was führt euch beide, Vater und Sohn, in den Wald?" und offenbarte damit ihre Verwandtschaft. Da glaubte ihm der Menschenfresser. „Mein Lieber," sagte er, „geh du nur fort! Ich bin in einem einzigen Leben doppelt geboren. Was soll mir die Herrschaft? Ich will Einsiedler werden." Und er blieb bei dem Büßer und wurde Einsiedler nach der Weise der Isis. Darauf verabschiedete sich der Prinz ehrerbietig von ihm und begab sich in die Stadt zurück.

Um diese Sache klarzumachen, sprach der Meister den Vers:

„Als ihn der Prinz, die Hände faltend, ehrte,
Da sprach der Menschenfresser: ‚Zieh dahin!'
Und wohlbehalten nach Kampilla kehrte
Alīnasattu heim mit frohem Sinn."

Um zu zeigen, was die Städter und das übrige Volk ihm erwiesen, als er in die Stadt gekommen war, sprach er den Schlußvers:

„Aus Land und Stadt zog ihm das Volk entgegen,
Zu Elefant, zu Wagen und zu Fuß,
Und rief, die Hände hebend, Heil und Segen
Dem Wundertäter als Willkommensgruß."

Als der König hörte, der Prinz sei gekommen, zog er ihm entgegen. Der Prinz, der von einer großen Menge umringt daherkam, begrüßte den König ehrerbietig. Der aber fragte ihn: „Wie kamst du von einem solchen Menschenfresser frei, mein Sohn?" „Vater," sagte er, „das ist gar kein Jakkha, es ist euer älterer Bruder und mein Oheim." Und er erzählte ihm die ganze Begebenheit. „Ihr müßt meinen Oheim aufsuchen", sagte er. Da ließ der König sofort die Trommel schlagen und begab sich mit großem Gefolge zu den Büßern. Der große Büßer erzählte ihm alles ausführlich, wie die Jakkhinī den Bruder geraubt, aber nicht gefressen, sondern aufgezogen habe, wie er ein Jakkha geworden, und wie er mit ihnen verwandt sei. „Komm, Brüderlein," sagte der König, „führe du die Herrschaft!" — „Das sei ferne von mir, großer König." — „So kommt denn und wohnet im Parke! Ich werde Euch mit den vier Dingen, die der Asket braucht, versehen." — „Ich komme nicht, großer König."

Da schlug der König in einem Gebirgstal unweit der Einsiedelei der beiden ein Lager auf und ließ einen großen Teich graben und Felder anlegen. Dann ließ er tausend wohlhabende Familien herbeiholen und gründete ein großes Dorf und ordnete an, daß die Büßer dort ihre Nahrung erbetteln sollten. Dies Dorf wurde zu dem Flecken Klein-Kammāsadamma. Der Ort aber, wo das große Wesen Sutasōma den Menschenfresser bezwang, heißt bekanntlich Groß-Kammāsadamma.

Als der Meister diese Unterweisung erteilt und die Wahrheiten verkündet hatte, verknüpfte er das Dschātaka: (Als

die Verkündigung der Wahrheiten beendet war, erlangte der Mönch, der seine Mutter ernährte, den Genuß des Grades der in den Strom Gelangten) „Die Eltern von damals waren die Angehörigen des Großkönigs, der Büßer war Sāriputta, der Menschenfresser war Angulimāla, die jüngere Schwester war Uppalawannā, die Hauptgemahlin war die Mutter des Rāhula, der Prinz Alīnasattu aber war ich."

5. Die Kaufleute und das Flügelroß

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf einen Mönch, der sich fortsehnte. Als nämlich der Meister den Mönch fragte: „Sie sagen, Mönch, daß du dich fortsehnst. Ist das wahr?" erwiderte der: „Es ist wahr." Und gefragt, was der Grund sei, sagte er: „Weil ich ein geputztes Weib gesehen und mich verliebt habe." Da sagte der Meister zu ihm: „Diese Weiber, o Mönch, verführen die Männer durch ihr schönes Aussehen, ihre Stimme, ihren Wohlgeruch, ihren Wohlgeschmack, ihre Formen und durch weibliche Listen und kokettes Gebaren, und bringen sie in ihre Gewalt, und wenn sie gemerkt haben, daß sie in ihre Gewalt geraten sind, dann bringen sie sie um ihre Tugend und um ihr Geld, und darum werden sie Jakkhinīs genannt. Denn auch in der Vorzeit haben sich Jakkhinīs mit weiblichen Listen an eine Menschenkarawane herangemacht, haben die Kaufleute verführt und sie in ihre Gewalt gebracht, und wenn sie wieder andere Männer erblickten, so brachten sie jene sämtlich ums Leben und fraßen sie schmatzend auf, während das Blut zu beiden Seiten von den Kiefern herabtroff." Und dann erzählte er die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals war auf der Insel Tambapannī eine Jakkhastadt, Sirīsawatthu mit Namen. Dort lebten Jakkhinīs. Wenn Schiffbrüchige dorthin kamen, so pflegten sie sich prächtig herauszuputzen, mit allerlei fester und breiartiger Speise zu versehen

und, umgeben von der Schar ihrer Sklavinnen und ihre Kinder auf der Hüfte tragend, sich zu den Kaufleuten zu begeben. Damit diese denken sollten, sie wären zu menschlichen Wohnstätten gekommen, ließen sie bald hier bald da Menschen, die das Feld pflügten, Vieh hüteten und ähnliche Beschäftigungen trieben, Kuhherden, Hunde und dergleichen mehr erscheinen. Sie gingen dann zu den Kaufleuten und sagten: „Trinkt von diesem Reiswasser, eßt diesen gekochten Reis und genießt von dieser festen Speise!" Ahnungslos genossen die Kaufleute, was sie ihnen darboten. Wenn sie dann gespeist hatten und sich ausruhten, pflegten die Jakkhinīs ein freundliches Gespräch mit ihnen anzufangen. „Wo wohnt ihr?" fragten sie, „woher seid ihr gekommen? Wohin wollt ihr gehen? und was für Geschäfte haben euch hergeführt?" Wenn die dann sagten: „Wir sind als Schiffbrüchige hergekommen," so pflegten sie zu antworten: „Das trifft sich gut, ihr Herren. Drei Jahre sind nun vergangen, seit auch unsere Männer zu Schiff fortgezogen sind. Sie werden wohl tot sein. Auch ihr seid Kaufleute, wir wollen euch als Gattinnen dienen." Und sie betörten die Kaufleute mit weiblichen Listen und Lockkünsten und kokettem Gebaren und führten sie in die Jakkhastadt. Und wenn früher eingefangene Männer da waren, so banden sie die mit einer Zauberkette und warfen sie in das Folterhaus. Wenn sie aber da, wo sie lebten, keine Schiffbrüchigen bekamen, so pflegten sie die Meeresküste entlang zu streifen, auf der einen Seite bis an die Kaljānī, auf der anderen bis zur Nāgainsel. Das war ihre Gewohnheit.

Eines Tages nun kamen fünfhundert schiffbrüchige Kaufleute in der Nähe ihrer Stadt ans Land. Die Jakkhinīs gingen zu ihnen und betörten sie, brachten sie nach der Jakkhastadt und banden die früher eingefangenen Leute mit der Zauberkette und warfen sie in das Folterhaus. Dann machten die fünfhundert Jakkhinīs die fünfhundert Kaufleute zu ihren Gatten, und zwar nahm die älteste den ältesten Kaufmann und so der Reihe nach die anderen. Zur Nachtzeit aber, als der Kaufmann eingeschlafen war, stand die älteste Jakkhinī

auf, ging hin und brachte die Leute in dem Folterhause um, fraß von ihrem Fleisch und kam wieder zurück. Die übrigen Jakkhinīs machten es ebenso. Als die älteste Jakkhinī zurückkam, nachdem sie von dem Menschenfleisch gefressen hatte, da war ihr Körper kalt. Der älteste Kaufmann erkannte, als er sie umarmte, daß sie eine Jakkhinī sei, und dachte: „Alle diese fünfhundert Frauen werden Jakkhinīs sein. Wir müssen fliehen." Am anderen Tage in der Frühe, als er ging, um sich das Gesicht zu waschen, sagte er zu den übrigen Kaufleuten: „Dies sind Jakkhinīs, keine Menschen. Wenn andere Schiffbrüchige anlangen, werden sie die zu ihren Gatten machen und uns auffressen. Kommt, wir wollen fliehen!" Zweihundertundfünfzig von ihnen sagten: „Wir können diese Frauen nicht verlassen. Geht ihr fort! Wir wollen nicht fliehen." Zweihundertundfünfzig aber folgten seinem Worte, und mit ihnen begab sich der älteste Kaufmann aus Furcht vor den Jakkhinīs auf die Flucht.

Zu dieser Zeit aber war der Bōdhisatta im Leibe eines Flügelrosses wiedergeboren. Er war ganz weiß, hatte einen Krähenkopf und eine Mähne wie Mundschagras, er war mit Zaubermacht begabt und konnte durch die Luft fliegen. Er pflegte sich vom Himalaja in die Luft zu erheben und nach der Insel Tambapannī zu fliegen, und nachdem er dort am Tambapannī-Teiche den im Sumpfe wildwachsenden Reis gefressen hatte, wieder zurückzukehren. Beim Aufbruch pflegte er dreimal mit menschlicher Stimme voller Mitleid zu rufen: „Sind hier Leute, die ins Land der Menschen wollen? Sind hier Leute, die ins Land der Menschen wollen?"

Als die Kaufleute seinen Ruf vernommen hatten, eilten sie herbei und riefen, die gefalteten Hände erhebend: „Herr, wir wollen ins Land der Menschen!" „So steigt denn auf meinen Rücken!" sagte er. Da stiegen einige auf, andere klammerten sich an seinen Schwanz, noch andere standen da, die gefalteten Hände erhebend. Der Bōdhisatta brachte alle zweihundertundfünfzig Kaufleute, sogar diejenigen, welche die gefalteten Hände erhebend dastanden, durch seine Zaubermacht in das

Land der Menschen, setzte jeden an seinem Orte ab und begab sich an den Ort, wo er wohnte. Die Jakkhinīs aber töteten, als andere kamen, die dort zurückgebliebenen zweihundertundfünfzig Leute und fraßen sie auf.

„Ihr Mönche," fuhr der Meister zu den Mönchen gewandt fort, „gleichwie die Kaufleute, die sich den Jakkhinīs hingegeben hatten, ums Leben kamen, die aber, die das Wort des edlen Flügelrosses befolgten, alle in ihre Heimat gelangten, jeder an seinen Ort, so erfahren auch diejenigen, die den mahnenden Worten des Buddha nicht folgen, Mönche und Nonnen, Laienbrüder und Laienschwestern, großes Leid in den vier Reichen der niederen Geburt, an den Orten, da fünffache Fesselung und Arbeit und andere Qualen sie erwarten. Diejenigen aber, die den mahnenden Worten folgen, gelangen zu den drei höheren Reichen, den sechs Freudenhimmeln, den zwanzig Brahmawelten, und wenn sie zu diesen Orten gelangt sind, erreichen sie das ewige, große Nirwana und genießen große Glückseligkeit." Und er sprach als völlig Erleuchteter die folgenden Verse:

„Befolgst du nicht des Buddha Wort und nimmst nicht seiner Predigt wahr,
Gehst du zugrunde gleichwie durch die Rakkhasīs die Kaufmannsschar.

Doch folgest du des Buddha Wort und nimmst du seiner Predigt wahr,
So rettest du dich gleichwie auf dem Flügelroß die Kaufmannsschar."

Als der Meister diese Unterweisung über das rechte Verhalten erteilt und die Wahrheiten verkündet hatte, verknüpfte er das Dschātaka: (Als die Verkündigung der Wahrheiten beendet war, erlangte der Mönch, der sich fortgesehnt hatte, den Genuß des Grades der in den Strom Gelangten, und auch viele andere erreichten den Genuß des Grades der in den Strom Gelangten, oder der nur einmal Wiederkehrenden,

oder der nicht mehr Wiederkehrenden, oder der Arahats) „Die zweihundertundfünfzig Kaufleute von damals, die das Wort des edlen Flügelrosses befolgten, waren die Buddhagemeinde, das edle Flügelroß aber war ich."

6. Die glückliche Insel

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, mit Bezug darauf, daß Dēwadatta mitsamt den fünfhundert Familien in die Hölle gefahren war. Als nämlich die beiden Hauptschüler mit seinen Anhängern fortgegangen waren, da konnte Dēwadatta den Schmerz nicht länger bemeistern. Heiß stürzte ihm das Blut aus dem Munde, und heftige Krankheit bereitete ihm Pein. Da erinnerte er sich der Vorzüge des Tathāgata und dachte: „Ich habe neun Monate lang nachgesonnen, wie ich dem Tathāgata schaden könnte; der Meister aber hegt keinen bösen Gedanken gegen mich, und auch die achtzig großen Ältesten fühlen keinen Haß gegen mich, ich aber bin jetzt durch die Tat, die ich begangen, ein Verlassener geworden. Der Meister hat mich verstoßen und ebenso die großen Ältesten und der Älteste Rāhula, der erste meiner Verwandten, und die Mitglieder der Königsfamilie der Sakjas. Ich will hingehen und den Meister um Verzeihung bitten." Er gab seinen Begleitern ein Zeichen und ließ sich auf seinem Bette forttragen, und indem er Nacht für Nacht reiste, gelangte er in das Land der Kōsalas. Der Älteste Ānanda teilte dem Meister mit: „Ehrwürdiger, Dēwadatta kommt, Euch um Verzeihung zu bitten." — „Ānanda, Dēwadatta wird mich nicht zu sehen bekommen." Als Dēwadatta dann in der Stadt Sāwatthī angelangt war, teilte es ihm der Älteste noch einmal mit, der Erhabene aber gab dieselbe Antwort. Als Dēwadatta nahe bei dem Dschētawanateiche am Tore des Dschētawana war, da war das Maß seiner Sünden voll. Fieberglut durchdrang seinen Körper, und er fühlte das Bedürfnis

zu baden und Wasser zu trinken. Und er bat: „Brüder, setzt mein Bett nieder, ich will Wasser trinken." Kaum aber hatte man ihn herabgehoben und auf die Erde gestellt, da öffnete sich, noch ehe er sich erfrischen konnte, die große Erde, und im selben Augenblick schoß aus der Awītschihölle eine Flamme und hüllte ihn ein. „Das Maß meiner Sünden ist voll geworden," dachte er, und indem er sich an die Vorzüge des Tathāgata erinnerte, sprach er:

„Der hundert Zeichen trägt, er sei mein Retter,
Der Menschen, wie ein Lenker Stiere, zwingt,
Der Wesen Höchstes, er, der Gott der Götter,
Der alle Fernen mit dem Blick durchdringt;
Mit diesen Knochen hier, mit diesem Leben
Will ich mich in des Buddha Schutz begeben."

Während er noch mit diesem Verse seine Zuflucht nahm, fuhr er zur Awītschihölle. Er hatte aber fünfhundert Familien, die ihm aufwarteten. Auch diese Familien wurden, weil sie ihm anhingen und den mit den zehn Kräften Versehenen geschmäht und gescholten hatten, in der Awītschihölle wiedergeboren. So fand er mitsamt den fünfhundert Familien seine Stätte in der Awītschihölle.

Eines Tages begannen nun die Mönche in der Lehrhalle ein Gespräch: „Brüder, der böse Dēwadatta ist mitsamt den fünfhundert Familien zur Awītschihölle gefahren, weil er aus Sucht nach Ehre und Gewinn ohne Anlaß dem vollkommen Erleuchteten grollte und der in Zukunft drohenden Gefahr nicht achtete." Da kam der Meister herzu und fragte: „Wovon sprecht ihr jetzt, ihr Mönche, während ihr hier beieinander sitzt?" „Von dem und dem", antworteten sie. „Ihr Mönche," sagte der Meister, „aus Sucht nach Ehre und Gewinn achtete Dēwadatta der in Zukunft drohenden Gefahr nicht. Auch früher schon fand er mitsamt seinen Anhängern aus Gier nach dem Glücke des Augenblicks, weil er der in Zukunft drohenden Gefahr nicht achtete, ein grausiges Ende." Und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, war unweit von Benares ein großes Zimmermannsdorf, in dem tausend Familien wohnten. Dort nahmen die Zimmerleute großen Vorschuß von den Leuten unter dem Vorgeben, sie würden ihnen ein Bett zimmern oder eine Bank machen oder ein Haus bauen, aber sie vermochten nichts fertig zu bringen. Die Leute pflegten, so oft sie einen von den Zimmerleuten sahen, ihn zu drängen oder festzusetzen. Von ihren Gläubigern belästigt, konnten sie dort nicht wohnen bleiben und beschlossen in ein fremdes Land zu ziehen und sich irgendwo niederzulassen. Sie gingen in den Wald, fällten Bäume, bauten ein großes Schiff, brachten es auf den Fluß, ließen es aber nicht fahren, sondern legten es an einem Orte, eine viertel oder eine halbe Meile von dem Dorfe entfernt, fest. Um Mitternacht kehrten sie zum Dorfe zurück, holten ihre Weiber und Kinder und begaben sich wieder an den Ort, wo das Schiff lag. Dann bestiegen sie das Schiff und gelangten allmählich auf das große Meer. Mit dem Winde dahinfahrend, kamen sie zu einem Inselchen mitten im Meere. Auf diesem Inselchen aber gab es die mannigfachsten Pflanzen und Fruchtbäume, wie Reis, Zuckerrohr, Bananen, Mangos, Rosenäpfel, Brotfrüchte und Kokosnüsse, alle wild wachsend.

Es war aber schon vorher ein anderer Mann, der Schiffbruch gelitten hatte, auf dieses Inselchen gekommen und lebte dort, indem er sich von gekochtem Reis nährte und Zuckerrohr und dergleichen genoß. Er war dick geworden, ging nackt und ließ Haar und Bart lang wachsen.

Die Zimmerleute dachten: „Wenn diese Insel von Rakkhasas in Besitz genommen ist, werden wir alle zugrunde gehen. Wir wollen sie erforschen.“ Da stiegen sieben starke und mutige Männer, mit den fünf Waffen umgürtet, ans Ufer und durchforschten das Inselchen.

In diesem Augenblick lag jener Mann, nachdem er sein Frühstück eingenommen und Zuckerrohrsaft getrunken hatte, an einem lieblichen Orte auf dem Sandboden, der einer silbernen Platte glich, im kühlen Schatten behaglich auf dem

Rücken und dachte: „Mit all ihrem Pflügen und Säen genießen die Bewohner Indiens nicht solches Glück. Besser als Indien dünkt mich diese Insel." Und singend tat er einen begeisterten Ausspruch.

Der Meister aber wandte sich an die Mönche und sprach zur Erläuterung der Worte: „Jener Mann, ihr Mönche, tat einen begeisterten Ausspruch," den ersten Vers:

„Die Menschen verstehn
Zu pflügen und sä'n,
In Arbeit zu fristen ihr Leben.
Dies herrliche Land
Ist keinem bekannt.
Wer möcht es um Indien geben?"

Die Leute aber, die das Inselchen durchforschten, hörten den Ton seines Sanges und sagten: „Es klingt wie menschliche Stimmen. Wir wollen es ergründen." Sie gingen dem Tone nach, und als sie den Mann erblickten, dachten sie erschreckt, es wäre ein Jakkha, und legten die Pfeile auf die Sehne. Aber auch er geriet in Angst getötet zu werden, als er sie erblickte, und flehte: „Ich bin kein Jakkha, ihr Herren, ich bin ein Mensch. Schenkt mir das Leben!" „Jawohl, das sind wohl Menschen, die nackt und krumm herumlaufen wie du!" riefen die anderen. Er aber flehte sie immer wieder an, bis er sie überzeugte, daß er ein Mensch sei. Sie näherten sich ihm, unterhielten sich freundlich mit ihm und fragten, wie er dorthin gekommen sei. Er erzählte es ihnen der Wahrheit gemäß und fuhr dann fort: „Ihr seid infolge der Fülle eurer Verdienste hierher gelangt. Dies ist eine vortreffliche Insel, denn man lebt hier, ohne mit eigner Hand zu arbeiten, und des wildwachsenden Reises und Zuckerrohres und ähnlicher Gewächse ist hier kein Ende. Darum seid nicht unzufrieden und bleibt hier!" — „Gibt es aber noch irgend etwas, was uns Schwierigkeiten bereiten könnte, wenn wir hier wohnen?" — „Es gibt hier weiter keine Gefahren, diese Insel ist aber im Besitz von übermenschlichen Wesen. Wenn diese Wesen euren

Unrat sehen, werden sie sicher zornig werden. Wenn ihr daher eure Notdurft verrichtet, so grabt den Sand auf und deckt Sand darüber. Nur insoweit besteht hier eine Gefahr, eine andere gibt es nicht. Nehmt euch immer in acht!" Da schlugen sie dort ihren Wohnsitz auf.

Nun hatten aber diese tausend Familien zwei Zimmerleute als Älteste; jeder stand an der Spitze von fünfhundert Familien. Der eine von ihnen war töricht und auf Leckereien versessen, der andere aber war weise und machte sich nichts aus Leckereien. Nach einiger Zeit nun, als sie da so behaglich wohnten und dick geworden waren, kam ihnen der Gedanke: „Es ist lange her, daß wir Branntwein getrunken haben. Wir wollen uns ein berauschendes Getränk aus Zuckerrohrsaft machen und es trinken." So machten sie sich ein berauschendes Getränk, tranken es, und unter dem Einfluß der Trunkenheit sangen und tanzten und spielten sie und gaben nicht acht, sondern machten hier und dort ihren Unrat hin, ohne ihn zu bedecken, und machten so die Insel ekelhaft und widerwärtig. Da ergrimmten die Gottheiten, daß sie ihren Spielplatz widerwärtig gemacht hätten, und besprachen sich: „Wir wollen das Meer übertreten lassen und die Insel abspülen." Und sie setzten den Tag fest: „Jetzt ist die dunkle Monatshälfte, und heut ist unsere Zusammenkunft zu Ende. Am fünfzehnten Tage von heut ab, am Vollmondsfasttag, zur Zeit des Mondaufganges wollen wir das Meer übertreten lassen und alle diese Leute vernichten." Unter ihnen war aber ein guter Gott, der dachte voll Mitleid: „Diese Leute sollen nicht vor meinen Augen umkommen." Als sie nun ihre Abendmahlzeit gehalten hatten und behaglich plaudernd vor der Haustür saßen, stellte er sich, angetan mit all seinem Schmucke, die ganze Insel mit seinem Glanze erfüllend, in der nördlichen Himmelsgegend in die Luft und sprach: „Hört, ihr Zimmerleute, die Gottheiten zürnen euch. Bleibt nicht an diesem Ort! Nach Ablauf eines halben Monats von heute ab werden die Gottheiten das Meer übertreten lassen und euch alle vernichten. Daher macht euch fort von hier und entfliehet." Und er sprach den zweiten Vers:

„Wißt, daß in fünfzehn Nächten, wenn der volle Mond sich zeiget,
Ein ungeheurer Wogenschwall dem stillen Meer entsteiget.
Er wird dies schöne Eiland hier in Wasserfluten betten.
Drum flieht nach einem andern Ort, wollt ihr das Leben retten!“

Nachdem er ihnen diese Ermahnung erteilt hatte, ging er wieder an seinen Ort. Als er gegangen war, dachte ein anderer, ein Genosse von ihm, ein grausamer Gott: „Sie werden die Worte dieses Gottes befolgen und sich davon machen. Ich werde ihr Fortgehen verhindern und ihnen allen den völligen Untergang bereiten,“ und er kam herbei, angetan mit seinem himmlischen Schmuck, indem er das ganze Dorf mit seinem Glanz erfüllte, stellte sich im Süden in die Luft und fragte: „Ist nicht ein Gott hierher gekommen?“ „Allerdings“, antworteten sie. „Was hat er euch erzählt?“ fragte er. „Das und das, Herr“, antworteten sie. „Er will nicht, daß ihr hier wohnt. Aus Haß spricht er so. Geht nicht anderswohin, sondern bleibt hier wohnen“, sagte er, indem er die beiden Verse sprach:

„Ach, nimmer wird der Wogenschwall dem Meere sich entringen,
Nie wird das schöne Eiland hier die Wasserflut verschlingen.
Aus vielen Zeichen hab ich das mit Sicherheit ersehen.
Habt keine Furcht! Was klagt ihr denn? Laßt es euch wohl ergehen!

Schaut doch das schöne Land hier an, das euch so reichlich nähret,
Das immerdar euch Speis' und Trank im Überfluß gewähret.

Ich kann von keiner Seite her Gefahr für euch ersehen.
Den Söhnen eurer Söhne soll es hier noch wohl ergehen."

Als er sie so mit diesen beiden Versen beruhigt hatte, ging er fort. Als er nun fortgegangen war, wandte sich der törichte Zimmermann, ohne das Wort des guten Gottes zu beherzigen, an die übrigen Zimmerleute. „Freunde, hört auf meine Worte!" sagte er und sprach den fünften Vers:

„Der dort im Süden Sicherheit vernehmlich uns verkündet,
Der ist es, dessen Wort allein auf Wahrheit wohl sich gründet.
Was wird von Ruh' und Fährlichkeit der Nördliche verstehen?
Habt keine Furcht! Was klagt ihr denn? Laßt es euch wohl ergehen!"

Als sie das hörten, da schenkten die fünfhundert Zimmerleute, die auf Leckereien versessen waren, den Worten des Toren Glauben. Der andere aber, der weise Zimmermann, schenkte diesen Worten keinen Glauben, sondern wandte sich an die Zimmerleute und sprach die vier Verse:

„Was diese Jakkhas uns gesagt, das klingt so ganz verschieden:
Der eine prophezeit Gefahr, der andre Ruh' und Frieden.
Drum, liebe Freunde, achtet auf mein Wort zu euerm Heile,
Daß uns nicht alle ungeahnt ein rascher Tod ereile!

Kommt alle Mann zu Hauf und laßt uns schnell ein Boot erbauen,
Ein festes Schiff, dem nichts gebricht an Masten, Rudern, Tauen!

Erweist sich das, was uns der Gott im Süden hieß,
als richtig,
Ist das, was uns der nördliche dagegen sagte,
nichtig,
So können wir auch weiterhin auf dieser Insel
wohnen,
Und jenes Schiff wird uns im Fall der Not die
Arbeit lohnen.

Ist aber das, was uns der Gott im Norden sagte,
richtig,
Und das, was uns der südliche dagegen sagte,
nichtig,
Dann steigen wir auf unser Schiff, und flugs den
Kurs genommen
Aufs Meer hinaus, bis glücklich wir zu andern
Küsten kommen!

Du darfst nicht allem, was ans Ohr dir klingt, Ver-
trauen schenken
Und nicht sogleich das Schlimmste nur, noch auch
das Beste denken.
Wer sich gewöhnt, den Mittelweg erwägend hier
zu wählen,
Dem Manne wird es sicherlich am höchsten Glück
nicht fehlen."

Als er aber so gesprochen hatte, fuhr er fort: „Wohlan, wir wollen die Worte beider Götter befolgen! Laßt uns zunächst einmal das Schiff herrichten. Wenn dann die Worte des ersten sich bewahrheiten sollten, so wollen wir das Schiff besteigen und uns davon machen. Wenn aber die Worte des anderen sich bewahrheiten sollten, so wollen wir das Schiff beiseite stellen und hier bleiben." Als er das gesagt hatte, sprach der törichte Zimmermann: „Hör einmal! Du siehst ein Krokodil in der Waschschüssel. Du bist allzu bedächtig. Der erste Gott sprach voller Haß zu uns, der zweite aber voller

Liebe. Wohin sollen wir denn gehen, wenn wir diese vortreffliche Insel verlassen? Willst du aber durchaus gehen, so nimm deine Anhänger und baue das Schiff! Wir haben kein Schiff nötig."

Der weise Mann nahm seine Anhänger, machte das Schiff fertig, belud es mit allem, was nötig war und begab sich mit seinen Leuten an Bord.

Dann, am Vollmondstage zur Zeit, als der Mond aufging, erhob sich eine Welle aus dem Meer, nur kniehoch. Die spülte über die Insel weg und verlief sich wieder. Der Weise erkannte, daß das Meer überträte, und machte das Schiff los. Die fünfhundert Familien aber, die zur Partei des törichten Zimmermannes gehörten, sagten: „Eine Welle ist aus dem Meere gekommen, um die Insel abzuspülen. Weiter ist es nichts." Und sie blieben ruhig sitzen. Dann kam aus dem Meer eine Welle, die war hüftenhoch, eine, die war mannshoch, eine, die war so hoch wie ein Palmbaum, und eine, die war so hoch wie sieben Palmbäume, und sie verschlangen das Inselchen. Der Weise kam glücklich davon, weil er sich zu helfen wußte und nicht an Leckereien hing, der törichte Zimmermann aber ging wegen seiner Gier nach Leckereien, und weil er die künftige Gefahr nicht bedacht hatte, mitsamt den fünfhundert Familien zugrunde.

Die folgenden drei Verse, die die Sache erläutern und zugleich eine Belehrung enthalten, sprach der Meister als vollkommen Erleuchteter:

„Gleichwie die Kaufmannsschar, die sich zu wahren
Gehandelt, sicher auf dem Meere fuhr,
So weicht der Weise auch, der die Gefahren
Voraus erkennt, nicht von der sichern Spur.

Der Tor jedoch, der drohende Gefahren
Nicht vorbedenkt, verblendet, lüstekrank,
Wird Untergang zur Zeit der Not erfahren,
Wie jene andre Schar im Meer versank.

Willst du zur Sorgenzeit nicht Sorge leiden,
So sorge vor, eh' noch die Sorge nah.
Wer vorsorgt, um die Sorge zu vermeiden,
Den trifft nicht Sorgenleid, ist Sorge da."

Als der Meister diese Unterweisung erteilt hatte, sagte er: „Nicht nur jetzt, ihr Mönche, auch schon früher hat Dēwadatta, weil er an dem augenblicklichen Genusse hing, die Zukunft nicht bedacht und ist mitsamt seinen Anhängern zugrunde gegangen." Und er verknüpfte das Dschātaka: „Damals war der törichte Zimmermann Dēwadatta, der in der südlichen Himmelsgegend stehende böse Gott war Kōkālika, der in der nördlichen Himmelsgegend stehende Gott war Sāriputta, der weise Zimmermann aber war ich."

7. Suppāraka

Einstmals regierte im Reiche Bharu ein König, der Bharukönig genannt. Es gab da einen Hafenplatz, namens Bharukatschtschha. Damals wurde der Bōdhisatta als Sohn des Schifferältesten in Bharukatschtschha wiedergeboren. Er war von angenehmem Äußern, und seine Hautfarbe war wie Gold. Man gab ihm den Namen ‚der junge Suppāraka'. Von zahlreicher Dienerschaft umgeben wuchs er heran. Mit sechzehn Jahren war er in der Schifferkunst vollkommen ausgebildet, und später, nach dem Tode seines Vaters, wurde er Schifferältester und übte das Schiffergewerbe aus. Er war ein kluger, durch Kenntnisse ausgezeichneter Mann, und einem Schiff, das ihn an Bord hatte, geschah kein Unglück.

Später verlor er beide Augen, da ihm Salzwasser hineingeschlagen war. Seitdem konnte er, obwohl er Schifferältester war, das Schiffergewerbe nicht mehr ausüben. „Ich will in den Dienst des Königs treten," dachte er und begab sich zum Könige. Der König verlieh ihm das Amt eines Abschätzers. Von da an schätzte er wertvolle Elefanten und Pferde,

kostbare Perlen und Edelsteine und ähnliche Dinge für den König.

Eines Tages aber brachte man einen Elefanten, der wie eine aufgetürmte, schwarze Felsmasse aussah, und meinte, das würde ein Staatselefant für den König werden. Als ihn der König gesehen hatte, befahl er ihn dem Weisen zu zeigen. Sie führten ihn zu ihm. Er betastete mit der Hand seinen Körper und sagte: „Dieser eignet sich nicht dazu, ein Staatselefant zu werden. Er ist hinten verkümmert. Seine Mutter konnte ihn bei der Geburt nicht an der Schulter halten. Er fiel daher auf die Erde und verkümmerte dadurch an den Hinterfüßen." Sie erkundigten sich bei den Leuten, die den Elefanten gebracht hatten. „Der Weise spricht die Wahrheit", sagten diese. Als der König von der Sache gehört hatte, war er befriedigt und ließ dem Suppāraka acht Kahāpanas reichen.

Wiederum eines Tages brachten sie ein Pferd in der Meinung, es würde ein Staatsroß für den König werden. Auch dieses schickte der König zu dem Weisen. Der befühlte es mit der Hand und sagte: „Dieses eignet sich nicht dazu, ein Staatsroß zu werden, denn am Tage seiner Geburt starb seine Mutter. Daher hat es keine Muttermilch bekommen und ist darum nicht vollständig ausgewachsen." Auch diese seine Rede erwies sich als wahr. Als der König auch davon gehört hatte, war er befriedigt und ließ ihm acht Kahāpanas reichen.

Dann brachten sie eines Tages einen Wagen in der Meinung, es würde ein Staatswagen werden. Der König schickte auch ihn zu dem Weisen. Der befühlte ihn mit der Hand und sagte: „Dieser Wagen ist aus einem hohlen Baume gemacht. Daher ist er für den König nicht passend." Auch diese seine Rede erwies sich als wahr. Als der König auch davon gehört hatte, ließ er ihm acht Kahāpanas reichen.

Dann brachte man dem Könige eine kostbare, feine Decke. Auch die schickte er zu dem Weisen. Der befühlte sie mit der Hand und sagte: „Da ist eine Stelle darin, die ist von Mäusen zerfressen." Man suchte nach, fand die Stelle und berichtete es dem Könige. Der König war befriedigt und ließ ihm acht

Kahāpanas reichen. Der Weise dachte: „So wunderbare Dinge hat dieser König erlebt und mir nur acht Kahāpanas reichen lassen. Der Lohn, den er zahlt, ist ein Barbierslohn. Er muß der Sohn eines Barbiers sein. Was soll mir solch ein Königsdienst? Ich will nach meinem Wohnort gehen." Damit kehrte er nach dem Hafenplatz Bharukatschtschha zurück.

Während er dort wohnte, rüsteten Kaufleute ein Schiff aus und berieten sich, wen sie als Schiffer nehmen sollten. „Ein Schiff, das den weisen Suppāraka an Bord hat," sagten sie, „trifft kein Unglück. Dieser Weise weiß in allen Fällen Rat. Obgleich er blind ist, ist der weise Suppāraka der Beste." Sie gingen also zu ihm und sagten: „Sei unser Schiffer." „Liebe Freunde," antwortete er, „ich bin blind. Wie soll ich die Geschäfte eines Schiffers versehen?" — „Herr, wenn du auch blind bist, so bist du doch für uns der Beste." Und als sie ihn so wieder und wieder baten, sagte er: „Gut, liebe Freunde, ich bin einverstanden mit dem was ihr sagt, und will euer Schiffer sein", und ging an Bord. Sie stachen mit dem Schiff in See. Sieben Tage fuhr das Schiff ohne Mißgeschick dahin, da sprang ganz außer der Zeit ein Wind auf. Vier Monate trieb das Schiff auf dem gewöhnlichen Meere umher, dann gelangte es zu dem Meer, das Khuramāla heißt. Da tauchten im Wasser Fische mit menschenähnlichen Leibern und hufförmigen Nasen auf und ab. Als die Kaufleute diese gesehen hatten, sprachen sie den ersten Vers, indem sie das große Wesen nach dem Namen dieses Meeres fragten:

„Im Wasser spielen Menschen hier
Mit Hufen statt der Nasen Zier.
Suppāraka, wir bitten sehr,
Sag an, wie nennt man dieses Meer?"

Auf diese Frage antwortete das große Wesen in Übereinstimmung mit seinem Schifferhandbuch mit dem zweiten Verse:

„Nach dem, was Kaufleut' ausgesagt,
Die um Gewinn die Fahrt gewagt,

— Aus Bharukatschtschha stammten sie;
Ihr Schiff litt schwere Havarie —
Nach deren Zeugnis und Gewähr
Heißt Khuramāli dieses Meer."

In diesem Meer aber wachsen Diamanten. „Wenn ich diesen Leuten erzähle, daß dies das Diamantmeer ist," dachte das große Wesen, „so werden sie aus Habgier so viele Diamanten laden, daß sie das Schiff zum Sinken bringen." Er sagte ihnen daher nichts, sondern ließ das Schiff beidrehen und irgendwie an einem Seile wie zum Fischefangen ein Netz auswerfen. Er zog köstliche Diamanten heraus, verstaute sie im Schiffe und ließ dafür andere wertlosere Waren über Bord werfen. Als das Schiff über dieses Meer hinüber war, gelangte es weiter zu dem Meer, das Aggimāla heißt. Das strahlte einen Glanz aus wie eine flammende Feuermasse, wie die Sonne am Mittag. Die Kaufleute fragten ihn mit dem Verse:

„Wie Feuer, wie der Sonne Glut
So leuchtet hier die Meeresflut.
Suppāraka, wir bitten sehr,
Sag an, wie nennt man dieses Meer?"

Das große Wesen erklärte es ihnen mit dem folgenden Verse:

„Nach dem, was Kaufleut' ausgesagt,
Die um Gewinn die Fahrt gewagt,
— Aus Bharukatschtschha stammten sie;
Ihr Schiff litt schwere Havarie —
Nach deren Zeugnis und Gewähr
Heißt Aggimāli dieses Meer."

In diesem Meer aber war Gold im Überfluß. Auf dieselbe Weise wie vorher ließ das große Wesen auch aus diesem Meere Gold auffischen und im Schiffe verstauen. Als das Schiff auch über dieses Meer hinüber war, gelangte es zu einem Meer, das wie Milch und Molken aussah, und das Dadhimāla heißt. Die Kaufleute fragten nach seinem Namen mit dem Verse:

„Wie Molken, wie mit Milch durchsetzt
Erscheint die Meeresfläche jetzt.
Suppāraka, wir bitten sehr,
Sag an, wie nennt man dieses Meer?"

Das große Wesen teilte es ihnen in dem folgenden Verse mit:

„Nach dem, was Kaufleut' ausgesagt,
Die um Gewinn die Fahrt gewagt,
— Aus Bharukatschtschha stammten sie;
Ihr Schiff litt schwere Havarie —
Nach deren Zeugnis und Gewähr
Heißt Dadhimāli dieses Meer."

In diesem Meere aber war Silber im Überfluß. Er ließ auch das auf irgendwelche Weise auffischen und im Schiffe verstauen. Als das Schiff auch über dieses Meer hinüber war, gelangte es zu einem Meer, das wie blaugrünes Kusagras, wie üppige Saaten aussah, und das Nilavannakusamāla heißt. Die Kaufleute fragten auch nach dem Namen dieses Meeres mit dem Verse:

„Wie Kusagras, wie Saatengrün
Scheint hier die Meeresflut zu blühn.
Suppāraka, wir bitten sehr,
Sag an, wie nennt man dieses Meer?"

Er teilte es ihnen in dem folgenden Verse mit:

„Nach dem, was Kaufleut' ausgesagt,
Die um Gewinn die Fahrt gewagt,
— Aus Bharukatschtschha stammten sie;
Ihr Schiff litt schwere Havarie —
Nach deren Zeugnis und Gewähr
Heißt Kusamāli dieses Meer."

In diesem Meere aber waren kostbare Sapphire im Überfluß. Er ließ auch die auf irgendwelche Weise auffischen und im Schiffe verstauen. Als das Schiff auch über dieses Meer hinüber war, gelangte es zu einem Meer, das wie ein Dickicht

von Schilf oder Bambusrohr aussah, und das Nalamāla heißt. Die Kaufleute fragten auch nach dem Namen dieses Meeres mit dem Verse:

„Wie lauter Schilf und Bambusrohr
Kommt uns die Meeresflut hier vor.
Suppāraka, wir bitten sehr,
Sag an, wie nennt man dieses Meer?"

Das große Wesen erklärte es in dem folgenden Verse:

„Nach dem, was Kaufleut' ausgesagt,
Die um Gewinn die Fahrt gewagt,
— Aus Bharukatschtschha stammten sie;
Ihr Schiff litt schwere Havarie —
Nach deren Zeugnis und Gewähr
Heißt Nalamāli dieses Meer."

In diesem Meere aber waren bambusfarbige Lazursteine im Überfluß. Er ließ auch sie auffischen und im Schiffe verstauen. Während die Kaufleute über das Nalamālimeer fuhren, erblickten sie das Meer, das Walabhāmukha heißt. Beständig aufgesogen, steigt dort das Wasser ringsum auf. Wenn das Wasser ringsum aufgestiegen ist, sieht es wie ein ringsum steil abfallender Schlund aus. An einer Stelle aber, wo die Welle aufgestiegen ist, sieht es wie ein steiler Berg aus. Ein grausenerregender Lärm erhebt sich, gleichsam die Ohren zerreißend und das Herz zersprengend. Als die Kaufleute dieses Meer erblickt hatten, fragten sie zitternd vor Furcht nach seinem Namen mit dem Verse:

„Wie teuflisch hier die Meerflut brüllt,
Mit Grau'n und Grausen alles füllt!
Hier öffnet sich des Meeres Schlund
Gewaltig bis zum tiefsten Grund.
Suppāraka, wir bitten sehr,
Sag an, wie nennt man dieses Meer?"

Der Bōdhisatta teilte ihnen seinen Namen mit dem folgenden Verse mit:

„Nach dem, was Kaufleut' ausgesagt,
Die um Gewinn die Fahrt gewagt,
— Aus Bharukatschtschha stammten sie;
Ihr Schiff litt schwere Havarie —
Nach deren Zeugnis und Gewähr
Heißt Walabhāmukhi dies Meer."

„Liebe Freunde," fuhr er fort, „wenn ein Schiff in das Walabhāmukhameer geraten ist, kann es nicht mehr umkehren. Dies Meer verschlingt ein Schiff, das hineingeraten ist, und bereitet ihm den Untergang." Nun waren siebenhundert Menschen an Bord dieses Schiffes. Die alle stießen auf einmal in Todesangst ein überaus jämmerliches Geschrei aus, wie die Wesen, die in der Awītschihölle gebraten werden. „Außer mir," dachte das große Wesen, „ist kein anderer imstande, diesen Leuten Rettung zu bringen. Ich will sie durch eine Wahrheitsbetätigung retten." Er redete sie also an: „Liebe Freunde, laßt mich schnell in Duftwasser baden und mich ungebrauchte Kleider anziehen; stellt eine Schale voll Wasser bereit und stellt mich auf das Vorderteil des Schiffes!" Eiligst taten sie so. Mit der vollen Schale in beiden Händen, auf dem Vorderteil des Schiffes stehend, sprach das große Wesen den Schlußvers, indem es eine Wahrheitsbetätigung machte:

„Soweit mir die Erinnrung reicht,
solang ich mich besinnen kann,
Hab' ich mit Willen niemals auch
nur einem Wesen Leids getan.
So wahr dies Wort, sei diesem Schiff
gewährt der Heimkehr sichre Bahn."

Vier Monate hatte das Schiff zur Ausreise gebraucht, jetzt kehrte es um und fuhr wie ein Zauberer durch seine Zaubermacht in einem Tage nach dem Hafen von Bharukatschtschha, und als es so dahin fuhr, fuhr es auch noch achthundert Ellen über das feste Land und blieb vor der Haustür des Schiffers stehen. Das große Wesen verteilte das Gold und das Silber, die Perlen, Korallen und Diamanten unter die Kaufleute und

sagte: „Laßt euch an so vielen Schätzen genügen und geht nicht wieder zur See!“ Und nachdem er sie so ermahnt hatte und sein Lebelang Almosen gespendet und andere verdienstliche Werke getan hatte, gelangte er in die Stadt der Götter.

8. Der Lohn der Tugend

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf einen gläubigen Laienbruder. Das war ein gläubiger, überzeugter und erlesener Schüler. Eines Tages wollte er zum Dschētawana gehen. Des Abends kam er an das Ufer der Atschirawatī. Der Fährmann hatte aber das Schiff ans Ufer gezogen und war fortgegangen, die Predigt zu hören. Da er nun an der Überfahrt kein Schiff erblickte, versetzte er sich in die Freudigkeit, die durch das Gedenken an den Buddha entsteht, und stieg in den Fluß. Aber seine Füße sanken nicht im Wasser unter. Er schritt dahin wie auf trockenem Lande. Als er bis zur Mitte gelangt war, sah er die Wellen. Da wurde die Freudigkeit, die durch das Gedenken an den Buddha entsteht, schwach in ihm, und seine Füße fingen an einzusinken. Nachdem er aber die Freudigkeit, die durch das Gedenken an den Buddha entsteht, wieder gefestigt hatte, schritt er wieder über die Wasserfläche dahin. So gelangte er in das Dschētawana, begrüßte den Meister und setzte sich zur Seite nieder. Nachdem der Meister ihn freundlich begrüßt hatte, fragte er ihn: „Laienbruder, bist du auch ohne besondere Fährlichkeiten hergekommen?“ „Ehrwürdiger,“ antwortete er, „ich versetzte mich in die Freudigkeit, die durch das Gedenken an den Buddha entsteht, und fand daher auf der Wasserfläche festen Grund. So bin ich hierher gekommen, als ob ich auf der Erde wandelte.“ — „Nicht nur du, o Laienbruder, hast durch die Erinnerung an die Vorzüge des Buddha festen Grund gefunden, auch früher haben Laienbrüder inmitten des Meeres, als ihr Schiff gescheitert war, in Erinnerung an die Vorzüge des Buddha festen

Grund gefunden." Und auf seine Bitte erzählte dann der Meister die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals zur Zeit des vollkommen erleuchteten Buddha Kassapa bestieg ein erlesener Schüler, der den Grad eines in den Strom Gelangten erreicht hatte, zusammen mit einem Barbier, der Familienvater war, ein Schiff. Die Barbiersfrau empfahl den Barbier der Obhut des Laienbruders mit den Worten: „Herr, laß sein Wohl und Wehe deine Sorge sein!" Das Schiff erlitt aber am siebenten Tage mitten auf dem Meer Schiffbruch. Die beiden erreichten, auf einer Planke treibend, eine kleine Insel. Der Barbier erlegte dort Vögel, kochte sie und bot, als er bei der Mahlzeit war, auch dem Laienbruder davon an. Der Laienbruder dankte dafür und aß nicht. Er dachte: „Außer den drei Zufluchten bleibt uns an diesem Ort kein anderer Halt", und er gedachte der Vorzüge der drei Kleinodien. Und während er immer wieder daran dachte, verwandelte der Nāgakönig, der auf jener Insel wiedergeboren war, seinen Körper durch Zaubermacht in ein großes Schiff. Die Gottheit des Meeres war der Steuermann, und das Schiff füllte sich mit den sieben Arten von kostbaren Dingen. Die drei Masten bestanden aus Sapphirsteinen, der Anker war aus Gold, die Taue aus Silber und die Planken waren golden. Dann stellte sich die Meergottheit auf das Schiff und rief laut: „Wer will mit nach Indien fahren?" Der Laienbruder antwortete: „Wir wollen mit." — „So komm und steige auf das Schiff!" Nachdem er auf das Schiff gestiegen war, rief er den Barbier. Da sagte die Meergottheit: „Nur du hast Erlaubnis, jener nicht." — „Warum?" — „Jener führt keinen tugendhaften Wandel, das ist der Grund. Für dich habe ich das Schiff hergebracht, nicht für jenen." — „Das mag sein, ich schenke ihm aber das Verdienst von den Gaben, die ich gegeben, von der Frömmigkeit, die ich betätigt, von den Übungen, die ich getrieben habe, mich selbst zu erziehen." „Ich danke dir, Herr", sagte der Barbier. „Nun kann ich ihn aufnehmen", sagte die Gottheit und ließ auch ihn einsteigen. Sie brachte die beiden

über das Meer, ging dann flußaufwärts nach Benares und legte durch ihre Zauberkraft die Schätze in dem Hause der beiden nieder. „Man muß Gemeinschaft mit Weisen halten," sagte sie, „denn wenn dieser Barbier nicht Gemeinschaft mit diesem Laienbruder gehabt hätte, so wäre er mitten im Meere umgekommen." So den Nutzen der Gemeinschaft mit Weisen lehrend, sprach sie die folgenden Verse:

„Seht freudiger Entsagung Frucht,
des Glaubens Lohn, der Tugend Wert:
Der Nāga wandelt sich zum Schiff,
in dem der gläub'ge Laie fährt.

Mit Frommen sollt ihr Freunde sein,
mit Frommen sollt verkehren ihr.
Weil er mit Frommen Umgang pflog,
kam glücklich heimwärts der Barbier."

Nachdem die Meergottheit so, in der Luft stehend, gepredigt und ermahnt hatte, ging sie mit dem Nāgakönig in ihren Palast.

Nachdem der Meister diese Unterweisung über das rechte Verhalten erteilt und die Wahrheiten verkündet hatte, verknüpfte er das Dschātaka: (Als die Verkündigung der Wahrheiten beendet war, erlangte der Laienbruder die Frucht des Grades derer, die nur einmal wiederkehren) „Damals ging der Laienbruder, der den Grad der in den Strom Gelangten innehatte, in das vollkommene Nirwana ein, der Nāgakönig war Sāriputta, die Meergottheit aber war ich."

9. Das Marterrad

Einstmals zur Zeit des die zehn Kräfte besitzenden Buddha Kassapa lebte in Benares ein gewisser Mittawindaka, der Sohn eines Großkaufmanns, der ein Vermögen von achthundert Millionen besaß. Seine Eltern befanden sich auf dem Wege derer, die in den Strom gelangt sind, er aber war böse

und ungläubig. Nach einiger Zeit starb sein Vater. Die Mutter, die das Vermögen der Familie verwaltete, pflegte zu ihm zu sagen: „Lieber Sohn, dir ist das Dasein als Mensch zuteil geworden, das doch so schwer zu erlangen ist. Gib Almosen, halte die Gebote, beobachte den Fasttagsbrauch und höre die Predigt!" „Mutter," pflegte er dann zu erwidern, „solche Dinge wie Almosenspenden hab' ich nicht nötig. Rede mir nicht davon; ich werde dahin fahren nach meinen Werken." Trotzdem sagte eines Tages an einem Vollmondsfasttage die Mutter zu ihm: „Lieber Sohn, der heutige Tag gilt als besonders hoher Fasttag. Nimm doch heut die Fasttagsgelübde auf dich, geh ins Kloster und höre die ganze Nacht über die Predigt! Wenn du wiederkommst, will ich dir auch tausend Kahāpanas geben." „Gut," sagte er und nahm aus Gier nach dem Gelde das Fasttagsgelübde auf sich. Nachdem er gefrühstückt hatte, ging er ins Kloster und brachte dort den Tag zu. Als dann die Nacht gekommen war, legte er sich an einer Stelle nieder, und zwar so, daß auch nicht ein Wort der Predigt an sein Ohr dringen konnte, und schlief ein. Am nächsten Morgen in aller Frühe wusch er sich das Gesicht, kehrte ins Haus zurück und setzte sich da hin. Seine Mutter aber hatte Reisbrühe und feste und breiartige Speisen zubereitet und einen Sitz hergerichtet, weil sie dachte: „Heut wird mein Sohn, nachdem er die Predigt gehört hat, am frühen Morgen mit dem Ältesten, der die Predigt gehalten hat, hierher kommen." So wartete sie nun, ob er käme, und als sie ihn allein kommen sah, fragte sie: „Lieber Sohn, warum hast du den Prediger nicht mitgebracht?" „Ich brauche keinen Prediger," antwortete er. „So trink denn Reisbrühe!" sagte sie. „Ihr habt mir tausend Kahāpanas versprochen," erwiderte er, „gebt mir die erst einmal! Nachher will ich trinken." — „Trink doch erst, mein Sohn, nachher sollst du sie bekommen." — „Erst, wenn ich sie bekommen habe, werde ich trinken." Da stellte seine Mutter einen Beutel mit tausend Kahāpanas vor ihn hin. Er trank die Reisbrühe und nahm den Beutel mit den tausend Kahāpanas. Dann fing er einen Handel an und hatte in kurzer Zeit zwei Millionen ver-

dient. Da kam ihm der Gedanke, ein Schiff auszurüsten und überseeischen Handel zu treiben. Er rüstete ein Schiff aus und sagte: „Mutter, ich will zu Schiff Handel treiben." Die Mutter aber suchte ihn zurückzuhalten: „Lieber Sohn, du bist mein einziges Kind; auch ist ja viel Geld hier im Hause vorhanden. Das Meer hat viele Gefahren. Geh doch nicht fort!" „Ich werde doch gehen," erwiderte er, „du kannst mich nicht zurückhalten!" „Ich werde dich zurückhalten, mein Sohn," sagte die Mutter und ergriff ihn bei der Hand. Er aber riß die Hand los und schlug seine Mutter und warf sie zu Boden. Nach diesem Streite machte er sich davon und ging mit dem Schiff in See.

Am siebenten Tage blieb das Schiff Mittawindakas wegen unbeweglich auf der Meeresfläche liegen. Man loste, wer der Unglücksbringer sei, und dreimal blieb das Unglückslos in der Hand des Mittawindaka. Da gaben sie ihm ein Floß und warfen ihn ins Meer, denn sie wollten nicht, daß um des einen willen viele umkämen, und sofort begann das Schiff schnell über die See dahinzufahren. Auf dem Flosse liegend kam Mittawindaka zu einer Insel. Dort sah er in einem kristallenen Palast vier weibliche Gespenster. Die pflegten sieben Tage Leid und sieben Tage Freude zu genießen. Sieben Tage genoß er mit ihnen himmlisches Glück. Als sie nun fortgingen, um das Leid zu genießen, sagten sie: „Herr, am siebenten Tage werden wir zurückkommen. Bleib hier, bis wir wiederkommen, und verzehre dich nicht in Sehnsucht!" Damit gingen sie. Er aber, von Gier getrieben, legte sich auf eine Planke nieder, fuhr wieder über das Meer dahin und gelangte zu einer anderen Insel. Dort fand er in einem silbernen Palast acht weibliche Gespenster, und auf dieselbe Weise auf einer anderen Insel sechzehn in einem Edelsteinpalaste und auf einer anderen Insel in einem goldenen Palaste zweiunddreißig und genoß mit ihnen himmlisches Glück, und als auch für sie die Zeit gekommen war, das Leid zu genießen, fuhr er wieder über das Meer dahin, bis er endlich eine von einer Mauer umgebene Stadt mit vier Toren erblickte. Das war, wie es heißt, eine Ussadahölle, ein Ort, wo viele Höllenwesen

den Lohn ihrer Werke genießen; dem Mittawindaka aber erschien sie wie eine prächtig geschmückte Stadt. „Ich will in diese Stadt hineingehen und dort König werden," dachte er. Als er aber hineinging, erblickte er ein Höllenwesen, das dadurch gepeinigt wurde, daß ihm ein Scheermesserrad aufgesetzt war. Dem Mittawindaka aber erschien das Scheermesserrad auf dem Haupte jenes Wesens wie ein Lotus, die fünffachen Fesseln um seine Brust wie ein prächtiger Brustharnisch, das von seinem Körper herabtropfende Blut wie Safransalbe und seine Klagelaute wie Töne süßen Gesanges. Er trat an ihn heran und sagte: „Heda, Mann, du hast den Lotus nun lange genug getragen, gib ihn mir!" — „Lieber Freund, dies ist kein Lotus, dies ist ein Scheermesserrad." — „Das sagst du nur so, weil du ihn mir nicht geben willst." Da dachte das Höllenwesen: „Der Lohn meiner Werke wird erschöpft sein. Dieser Mann ist offenbar hierher gekommen, nachdem er, ebenso wie ich, seine Mutter geschlagen hat. Ich werde ihm das Scheermesserrad geben." „Komm her, mein Lieber," sagte er zu ihm, „nimm diesen Lotus!" und damit warf er ihm das Scheermesserrad auf den Kopf, und es fiel nieder, seinen Schädel zermahlend. In diesem Augenblick erkannte Mittawindaka, daß es ein Scheermesserrad sei, und er schrie, wahnsinnig vor Schmerz: „Nimm dein Scheermesserrad wieder, nimm dein Scheermesserrad wieder!" Der andere aber verschwand.

Damals kam der Bōdhisatta auf einer Wanderung durch die Ussadahöllen mit großem Gefolge an diesen Ort. Mittawindaka hob seine Augen zu ihm auf und sagte zu ihm: „Herr, Götterkönig, dies Rad kommt auf mich herab und zermalmt mich wie ein Mörser die Sesamkörner. Was hab' ich nur Böses getan?" Und so fragend, sprach er die beiden Verse:

„Vier Tore hat diese eiserne Stadt
und mächtige Mauern ringsum.
Ich bin gefangen und kann nicht heraus
und frage vergebens warum.

Die Tore sind alle verschlossen. Ich bin
wie ein Vogel gefangen. Sag an,
O Jakkha, weshalb überfällt mich dies Rad?
was hab' ich denn Böses getan?"

Da sprach der Götterkönig, um ihm die Ursache mitzuteilen, sechs Verse:

„Du hattest gewonnen wohl zwanzigmal
hunderttausend und mehr,
Und warnten besorgt die Verwandten dich auch,
du liehst ihrem Wort kein Gehör.

Du stachest in See, du fuhrst auf das Meer,
das selten nur Segen gebracht.
Du jagtest von vieren zu achten hin,
um sechzehn ließest du acht,

Um zweiunddreißig die sechzehn alsdann;
da traf dich, du Gier'ger, das Rad.
Dem dreht sich im Wirbel das Rad auf dem Haupt,
der die Schranken der Lust übertrat.

Von übergewaltiger Macht ist die Gier,
weit schweift sie, und nie wird sie satt.
Der Mensch, der hienieden ihr willig sich weiht,
der trägt auf dem Haupte das Rad.

Den Weg muß man prüfen, und Geld und Gut
muß man lassen, soviel man auch hat.
Und wer dieses alles nicht wohl überlegt,
der trägt hier zur Strafe das Rad.

Sieh zu, was du tust, ob dein Reichtum nicht groß;
laß die Gier, denn sie bringt dir kein Heil!
Und raten dir Freunde, so folg' ihrem Wort,
dann wird dir das Rad nicht zuteil."

Als Mittawindaka das gehört hatte, dachte er: „Dieser Göttersohn kennt genau die von mir begangenen Werke, er

wird auch wissen, wie lange meine Pein dauern wird. Ich will ihn fragen." Und er sprach den neunten Vers:

„Nun sage mir, Jakkha, ich bitte dich sehr,
wie lange wird dies wohl bestehn?
Wieviele Jahrtausende wird denn dies Rad
sich mir auf dem Haupte wohl drehn?"

Da verkündete es ihm das große Wesen, indem es den zehnten Vers sprach:

„Du kanntest genießend nicht Maß und nicht Ziel,
Mittawinda, ich bin dir Gewähr:
Das Rad, das einmal auf dem Haupte dir kreist,
verläßt dich im Leben nicht mehr."

Als der Gott das gesagt hatte, ging er wieder an seinen Ort, der andere aber litt große Pein.

10. Von dem Brahmanen, der die Fußspuren kannte

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, unterhielt seine Hauptgemahlin ein ehebrecherisches Verhältnis, und vom König darüber befragt, schwur sie einen Eid: „Wenn ich dich hintergehe, will ich eine Jakkhinī mit einem Pferdekopf werden." Nach ihrem Tode wurde sie eine Jakkhinī mit einem Pferdekopf, die am Fuße eines Gebirges in einer Felsenhöhle lebte. Sie pflegte die Leute, die auf dem Wege dahinzogen, der von Ost nach West durch den großen Wald führte, zu packen und aufzufressen. Als sie drei Jahre dem Wessawana gedient hatte, bekam sie die Erlaubnis, auf einem Gebiete, dreißig Meilen lang und fünf Meilen breit, die Menschen zu fressen.

Eines Tages nun kam ein reicher Brahmane, ausgezeichnet durch Wohlstand und Schönheit, mit zahlreichem Gefolge den Weg herauf gezogen. Als die Jakkhinī ihn erblickte, sprang sie

wiehernd hervor, das Gefolge aber entfloh. Schnell wie der Wind kam sie herbei, packte den Brahmanen und lud ihn sich auf den Rücken. Während sie nun zu ihrer Höhle lief, empfand sie die Berührung mit dem Manne. Sie entbrannte in sinnlicher Liebe zu ihm und fraß ihn nicht auf, sondern machte ihn zu ihrem Gatten. Einträchtig lebten sie miteinander. Seit der Zeit pflegte die Jakkhinī, wenn sie Menschen jagte, auch Kleider, Reis, Öl und ähnliche Dinge an sich zu nehmen und ihrem Manne Speisen von mannigfachem höchsten Wohlgeschmack zu bringen; sie selbst aber fraß Menschenfleisch. Wenn sie aber fortging, verschloß sie immer erst den Eingang der Höhle mit einem großen Stein, weil sie fürchtete, daß er entfliehen könnte.

Während sie so einträchtig zusammen lebten, verließ der Bōdhisatta den Ort seines bisherigen Daseins und empfing durch den Brahmanen ein neues Leben im Schoße der Jakkhinī. Als sie nach zehn Monaten einen Sohn geboren hatte, faßte sie zu ihm eine ebenso heftige Liebe wie zu dem Brahmanen und sorgte für den Unterhalt beider. Später, als der Sohn herangewachsen war, sperrte sie auch ihn zusammen mit dem Vater ein, indem sie den Eingang der Höhle verschloß. Eines Tages aber schob der Bōdhisatta, als er gemerkt hatte, daß sie fortgegangen war, den Stein beiseite und ließ den Vater heraus. Da kam sie zurück und fragte: „Wer hat den Stein fortgeschoben?" „Ich habe ihn fortgeschoben, Mutter," antwortete er, „wir können doch nicht im Dunkeln sitzen." Aus Liebe zu dem Sohne sagte sie nichts dazu. Eines Tages fragte aber der Bōdhisatta den Vater: „Vater, das Gesicht der Mutter sieht ganz anders aus wie Eures, wie kommt das?" — „Mein Sohn, deine Mutter ist eine Jakkhinī, die Menschenfleisch frißt, wir beide aber sind Menschen." — „Wenn das so ist, warum leben wir denn hier? Komm, wir wollen zu den Stätten der Menschen gehen!" — „Mein Sohn, wenn wir fliehen, wird deine Mutter uns beide töten." Da ermutigte der Bōdhisatta den Vater: „Fürchte dich nicht, Vater, laß es nur meine Sorge sein, daß du wieder zu den Stätten der

Menschen kommst," und als die Mutter am folgenden Tage fortgegangen war, nahm er den Vater mit sich und begab sich auf die Flucht. Als die Jakkhinī zurückkam und sie nicht sah, sprang sie schnell wie der Wind nach, packte sie und rief: „Brahmane, warum fliehst du? Was geht dir hier ab?" „Beste," antwortete er, „zürne mir nicht! Dein Sohn hat mich mitgenommen." Aus Liebe zu ihrem Sohne sagte sie nichts, sondern begütigte sie und nahm sie wieder mit in ihre Behausung, und als sie mehrere Tage hindurch den Fluchtversuch wiederholten, brachte sie sie immer in derselben Weise zurück. Da dachte der Bōdhisatta: „Das Gebiet meiner Mutter muß doch begrenzt sein. Wie wäre es, wenn ich sie einmal nach den Grenzen des Gebietes, in dem sie Macht hat, fragte? Dann werde ich die Grenze überschreiten und so entfliehen." So setzte er sich denn eines Tages neben seine Mutter nieder und sagte: „Mutter, was der Mutter gehört, fällt den Söhnen zu. Darum nenne mir doch die Grenze des Landes, das dir gehört!" Da nannte sie ihm die Berge und die anderen Grenzmarken nach allen Himmelsrichtungen und sagte ihm, daß das Gebiet dreißig Meilen lang und fünf Meilen breit sei. „Merke dir also, mein Sohn, so groß ist das Gebiet," schloß sie. Er ließ zwei oder drei Tage verstreichen, dann nahm er, als die Mutter in den Wald gegangen war, den Vater auf den Rücken und lief mit Windeseile davon, indem er auf die Merkmale, die ihm seine Mutter angegeben hatte, acht gab, und gelangte schließlich ans Ufer des Grenzflusses. Als die Jakkhinī zurückkam und die beiden nicht erblickte, machte sie sich zu ihrer Verfolgung auf. Der Bōdhisatta ging mit seinem Vater mitten in den Fluß hinein. Sie kam heran, trat an das Ufer des Flusses, und als sie sah, daß die beiden ihre Grenze überschritten hatten, blieb sie auf der Stelle stehen und flehte den Sohn und den Gatten an: „Mein Sohn, komm doch mit deinem Vater zurück! Was habe ich denn verbrochen? Woran fehlt es euch denn bei mir? Kehre doch zurück, mein Gatte!" Der Brahmane aber ging ans andere Ufer des Flusses. Da wandte sie sich flehend an den Sohn: „Mach es nicht ebenso, mein Sohn,

kehre doch zurück!" — „Wir sind Menschen, Mutter, du aber bist eine Jakkhinī; wir können nicht immer bei dir bleiben." — „So willst du nicht zurückkehren, mein Sohn?" — „Nein, Mutter!" — „Wenn du denn wirklich nicht zurückkehren willst, so höre: In der Welt der Menschen ist es schwer zu leben. Wer keine Kunst versteht, der kann da nicht leben. Ich bin im Besitze einer Wissenschaft, die der Wunschstein heißt; durch deren Zaubermacht kann man die Fußspuren von Leuten verfolgen, auch wenn sie schon zwölf Jahr alt sind. Damit wirst du deinen Lebensunterhalt verdienen können. Empfange, mein Sohn, diesen unschätzbaren Zauberspruch!" Und damit gab sie, von gewaltigem Schmerz überwältigt, aus Liebe zu dem Sohne den Zauberspruch dahin. Der Bōdhisatta verehrte, immer noch im Flusse stehend, die Mutter, legte die Hände in der Form einer Schildkröte zusammen, empfing den Zauberspruch, verehrte abermals die Mutter und sagte: „Nun geht, Mutter!" „Wenn ihr nicht zurückkehrt, mein Sohn," rief da die Jakkhinī, „kann ich nicht länger leben!" Und sie schlug sich an die Brust, und im selben Augenblick brach ihr aus Schmerz um ihren Sohn das Herz, und sie fiel auf der Stelle tot um. Als der Bōdhisatta sah, daß sie tot war, rief er seinen Vater herbei, ging zur Mutter hin, machte einen Scheiterhaufen, verbrannte sie, löschte dann das Leichenfeuer und streute ihr zu Ehren verschiedenfarbige Blumen und weinte und klagte. Dann ging er mit seinem Vater nach Benares und ließ dem Könige melden, daß ein junger Brahmane, der der Fußspuren kundig sei, am Tore stünde. Der König befahl, er solle kommen. Er trat ein, grüßte ehrerbietig, und als der König ihn fragte: „Mein Lieber, welche Kunst verstehst du denn?" antwortete er: „Herr, einen Schatz, der vor zwölf Jahren gestohlen ist, verstehe ich zurückzubringen, indem ich die Fußspuren verfolge." „Dann tritt in meinen Dienst!" sagte der König. „Wenn du mir täglich tausend Kahāpanas gibst, will ich in deinen Dienst treten." „Gut, mein Lieber, tritt in meinen Dienst!" sagte der König und ließ ihm täglich tausend Kahāpanas geben.

Eines Tages aber sagte der Hauspriester zum König: „Großer König, dieser junge Brahmane hat noch keinen Beweis von der Macht seiner Kunst gegeben, und daher wissen wir nicht, ob er wirklich im Besitze der Kunst ist oder nicht. Wir wollen ihn doch einmal auf die Probe stellen." Der König war einverstanden, und die beiden nahmen, nachdem sie die Hüter der verschiedenen Juwelen verständigt hatten, ein kostbares Juwel, stiegen aus dem oberen Stockwerk herab, gingen dreimal durch den Palast, legten dann eine Leiter an, stiegen über die Mauer nach außen, traten in die Gerichtshalle ein und setzten sich dort nieder. Dann gingen sie weiter, legten eine Leiter an und stiegen wieder über die Mauer und gingen zum Rande eines Teiches im inneren Bezirk des Palastes, umschritten den Teich dreimal, stiegen hinein und legten den Schatz in dem Teiche nieder und stiegen dann wieder hinauf in das obere Stockwerk des Palastes.

Am nächsten Tage erhob sich ein großes Geschrei: „Man hat ein Juwel aus dem königlichen Palaste gestohlen!" Der König, der sich stellte, als wüßte er von nichts, ließ den Bôdhisatta kommen und sagte: „Mein Lieber, aus dem königlichen Palast ist ein großer Juwelenschatz gestohlen, du mußt ihn aufspüren." — „Großer König, ich bin imstande, noch nach zwölf Jahren durch Verfolgung der Fußspuren der Diebe einen gestohlenen Schatz herbeizuschaffen. Nichts Wunderbares ist es für mich, einen Schatz, der erst heute nacht gestohlen ist, herbeizuschaffen. Ich werde ihn herbeischaffen. Sei ohne Sorge!" — „Dann schaff ihn also herbei, mein Lieber!" — „Gut, Herr!" Damit ging er, sagte den Zauberspruch her, nachdem er vorher seine Mutter verehrt hatte, und sprach noch auf dem Söller stehend: „Großer König, man erkennt die Spur von zwei Dieben." Immer den Spuren des Königs und des Hauspriesters folgend, trat er in das königliche Schlafgemach ein, trat wieder heraus, stieg vom oberen Stockwerk herab, schritt dreimal durch den Palast, ging den Spuren folgend zur Mauer und sagte, als er an der Mauer stand: „Großer König, an dieser Stelle löst sich die Spur von der Mauer, man erkennt sie

in der Luft. Bringt mir eine Leiter!" Er ließ die Leiter anlegen, stieg über die Mauer, ging, den Spuren folgend, in die Gerichtshalle, wandte sich wieder zum Palaste, ließ die Leiter anlegen, stieg über die Mauer, ging zu dem Teiche, umwandelte ihn dreimal und sagte: „Großer König, die Diebe sind in diesen Teich hineingestiegen." Und damit holte er den Schatz, als ob er ihn selbst hineingelegt hätte, heraus und gab ihn dem König und sagte: „Großer König, diese beiden Diebe sind vornehme, große Diebe. Auf diesem Wege sind sie in den königlichen Palast gestiegen." Da schnippte alles Volk erfreut und befriedigt mit den Fingern und schwenkte die Gewänder. Der König aber dachte: „Ich glaube, dieser junge Brahmane weiß nur den Ort, wo die Diebe den Schatz hingelegt haben, zu finden, indem er ihren Spuren nachgeht; die Diebe zu ergreifen vermag er aber nicht." Und er sagte zu ihm: „Den Schatz, den die Diebe gestohlen hatten, hast du uns allerdings wiedergebracht. Wirst du aber auch imstande sein, die Diebe zu fassen und uns auszuliefern?" — „Großer König, die Diebe sind hier, sie sind nicht weit." — „Wer ist es denn?" — „Großer König, laßt doch den Dieb sein, wer es will. Nachdem Ihr Euern Schatz wiedererlangt habt, wozu braucht Ihr da noch die Diebe? Fragt nicht danach!" — „Mein Lieber, ich gebe dir täglich tausend Kahāpanas. Fasse die Diebe und liefere sie mir aus!" — „Großer König, Ihr habt den Schatz wiederbekommen; was wollt Ihr da noch mit den Dieben?" — „Es ist wichtiger für uns, mein Lieber, die Diebe zu bekommen als den Schatz." — „So will ich Euch denn, großer König, zwar nicht klipp und klar sagen, wer die Diebe sind, aber ich will Euch eine Geschichte aus alten Zeiten erzählen. Wenn Ihr klug seid, so versteht Ihr die Sache!" und als er so gesprochen hatte, erzählte er eine Geschichte aus alten Zeiten:

„Großer König, einstmals lebte in der Nähe von Benares in einem Dörfchen am Ufer des Flusses ein Spielmann, namens Pātala. Eines Tages ging er mit seiner Frau nach Benares hinein, tanzte und sang, und als er Geld verdient hatte und das Fest zu Ende war, ließ er viel Branntwein und

Essen einkaufen und ging wieder seinem Dorfe zu. Als er ans Ufer des Flusses gekommen war, sah er, daß das Wasser stieg. So setzte er sich nieder und trank seinen Branntwein. Als er angetrunken war und nicht mehr wußte, was er sich zutrauen konnte, dachte er: „Ich will mir meine große Wīnā um den Hals hängen und dann den Fluß überschreiten.“ Er nahm also seine Frau bei der Hand und stieg in den Fluß hinab. Das Wasser drang durch die Löcher der Wīnā ein, und die Wīnā zog ihn ins Wasser hinab. Als die Frau aber merkte, daß er untersank, ließ sie ihn los, machte, daß sie hinüber kam, und blieb am Ufer stehen. Der Spielmann Pātala tauchte bald auf bald unter, und da er Wasser geschluckt hatte, schwoll ihm der Bauch an. Da dachte seine Frau: „Mein Mann wird jetzt ertrinken; ich will ihn um ein kleines Lied bitten, damit ich es vor den Leuten singen und mein Brot damit verdienen kann.“ „Mann,“ sagte sie, „du gehst im Wasser unter, gib mir ein einziges Liedchen, damit will ich mein Brot verdienen!“ und so sprach sie den Vers:

„Ach, der Meister des Gesanges,
Pātala, er schwimmt im Ganges.
Schwimmer, lehr', ich bitt'e dich,
Doch ein einzig Verslein mich!“

„Beste,“ sagte der Spielmann Pātala zu ihr, „wie soll ich dir ein Liedchen geben? Mich bringt jetzt das Wasser um, das sonst aller Welt Schutz gewährt.“ Und er sprach den Vers:

„Was den Fieberkranken netzt,
Was den Schmerzgequälten letzt,
Das bedroht mein Leben jetzt.
Schutz ward zur Gefahr.“

Als der Bōdhisatta diesen Vers vorgetragen hatte, sagte er: „Großer König, wie das Wasser aller Welt Schutz gewährt, so auch die Könige. Wenn von ihnen Gefahr droht, wer wird dann diese Gefahr abwenden?“ Und er fuhr fort: „Großer König, diese Geschichte hat einen verborgenen Sinn, aber ich

habe sie so erzählt, daß ein Kluger sie verstehen kann. Verstehe sie doch, großer König!" — „Mein Lieber, wenn die geheimnisvolle Geschichte auch von der Art ist, ich verstehe sie doch nicht! Fasse die Diebe und liefere sie mir aus!" — „So höre denn Folgendes an, großer König, und verstehe es!" antwortete das große Wesen und erzählte ihm eine andere Geschichte:

„Herr, einstmals war in einem Dorfe vor dem Tore von unserm Benares hier ein Töpfer, der, wenn er den Lehm für seine Töpfe holte, ihn immer an demselben Orte wegnahm. So hatte er eine große Grube in die Bergwand hineingegraben. Da stieg eines Tages, als er Lehm holte, außer der Zeit eine Wolke auf, es fiel ein gewaltiger Regen, das Wasser breitete sich aus und machte die Wand der Grube einstürzen. Dadurch wurde ihm der Kopf zerschmettert. Klagend sprach er den Vers:

„Was der Pflanze Wurzel hält,
Tiere trägt und Menschenwelt,
Hat den Schädel mir zerschellt.
Schutz ward zur Gefahr."

„Herr, wie die große Erde, die aller Welt Schutz gewährt, dem Töpfer den Kopf zerschmetterte, so ist es auch mit dem Fürsten, der der großen Erde gleicht und der ganzen Welt Schutz gewährt. Wenn er sich erhebt und einen Diebstahl begeht, wer wird ihm wehren? Wirst du, großer König, nun imstande sein, den Dieb, den ich dir versteckt angedeutet habe, zu erkennen?" — „Mein Lieber, ich kann keine Andeutungen brauchen; sag mir: ‚dies ist der Dieb'! faß ihn und liefere ihn mir aus!" Weil er den König schonen wollte, sagte der Bōdhisatta nicht: „Du bist der Dieb," sondern er erzählte noch ein anderes Beispiel:

„Großer König, einstmals brannte in dieser selben Stadt das Haus eines Mannes. Er gab einem andern den Befehl hineinzugehen und seine Sachen herauszuholen. Der ging hinein, und als er die Sachen heraustragen wollte, da war die Tür verschlossen. Vom Rauch geblendet, unfähig den Ausgang zu

finden und von der Glut gepeinigt, sprach er drinnen stehend klagend den Vers:

„Was die Speisen kocht im Herd,
Was der Kälte Grimmen wehrt,
Hat die Glieder mir versehrt.
Schutz ward zur Gefahr."

„Großer König, ein Mann, der dem Feuer gleich aller Welt Schutz gewähren sollte, hat den Juwelenschatz gestohlen. Frage mich nicht nach dem Diebe!" — „Mein Lieber, liefere mir den Dieb aus!" Der Bōdhisatta sagte aber nicht zu dem Könige: „Du bist der Dieb," sondern er erzählte noch ein anderes Beispiel:

„Herr, einst war in dieser selben Stadt ein Mann, der hatte zu viel gegessen und konnte nicht verdauen und, toll vor Schmerz, sprach er klagend den Vers:

„Was die Kraft des Leibes mehrt,
Krieger wie Brahmanen nährt,
Hat das Leben mir verzehrt.
Schutz ward zur Gefahr."

„Großer König, jemand, der der Speise gleich aller Welt Schutz gewähren sollte, hat den Schatz gestohlen. Da du ihn wiederbekommen hast, was fragst du noch nach dem Diebe?" — „Mein Lieber, wenn du es vermagst, liefere mir den Dieb aus!" Um es ihm deutlich zu machen, erzählte der Bōdhisatta ihm noch ein anderes Beispiel:

„Großer König, einst erhob sich in dieser selben Stadt ein Wind und zerschmetterte einem Menschen die Glieder. Der sprach klagend den Vers:

„Wenn die Sommerzeit verrinnt,
Sehnt der Weise sich nach Wind.
Meinem Leib war nicht er lind.
Schutz ward zur Gefahr."

„So, großer König, ist Gefahr aus Schutz entstanden. Verstehe die Sache doch!" — „Mein Lieber, liefere mir den Dieb

aus!" Um es ihm deutlich zu machen, erzählte der Bōdhisatta noch ein anderes Beispiel:

„Herr, einstmals war in einer Gegend des Himalaja ein großer Baum mit dichtem Gezweig, auf dem viele tausend Vögel nisteten. Zwei seiner Zweige rieben sich aneinander; da entstand Rauch, und Feuerfunken fielen herab. Als der älteste der Vögel das sah, sprach er den Vers:

„Hier zu nisten war ein Traum.
Feuerfunken sprüht der Baum.
Schwingt euch in den Himmelsraum!
Schutz ward zur Gefahr."

„Wie, Herr, der Baum den Vögeln Schutz gewährt, so der König aller Welt. Wenn der einen Diebstahl begeht, wer wird ihm wehren? Sieh es doch ein, Herr!" — „Mein Lieber, liefere mir den Dieb aus!" Darauf erzählte der Bōdhisatta ihm noch ein anderes Beispiel:

„Großer König, in einem Dorfe von Kāsi war auf der westlichen Seite eines Familienhauses ein Fluß, in dem grausame Krokodile lebten. In jener Familie war ein Sohn. Der sorgte nach dem Tode des Vaters für die Mutter. Ihm führte die Mutter gegen seinen Willen eine Tochter aus gutem Hause zu. Zuerst behandelte diese die Schwiegermutter freundlich, später, als sie Söhne und Töchter bekam, wünschte sie sich ihrer zu entledigen. Es wohnte aber auch ihre eigene Mutter mit im Hause. Die Frau fand ihrem Manne gegenüber allerlei an ihrer Schwiegermutter auszusetzen, und nachdem sie die beiden so entzweit hatte, sagte sie: „Ich kann deine Mutter nicht ernähren, bring sie um!" „Es ist eine ernste Sache, einen Menschen umzubringen," erwiderte er, „wie soll ich sie töten?" — „Wenn sie eingeschlafen ist, wollen wir sie mitsamt dem Bett in den Krokodilfluß werfen, dann werden die Krokodile sie umbringen." — „Wo ist aber deine eigene Mutter?" — „Sie schläft neben ihr." — „So geh denn und bring ein Zeichen an; bind einen Strick an das Bett, in dem meine Mutter liegt!" Sie tat so und berichtete ihm, daß sie das Zeichen angebracht

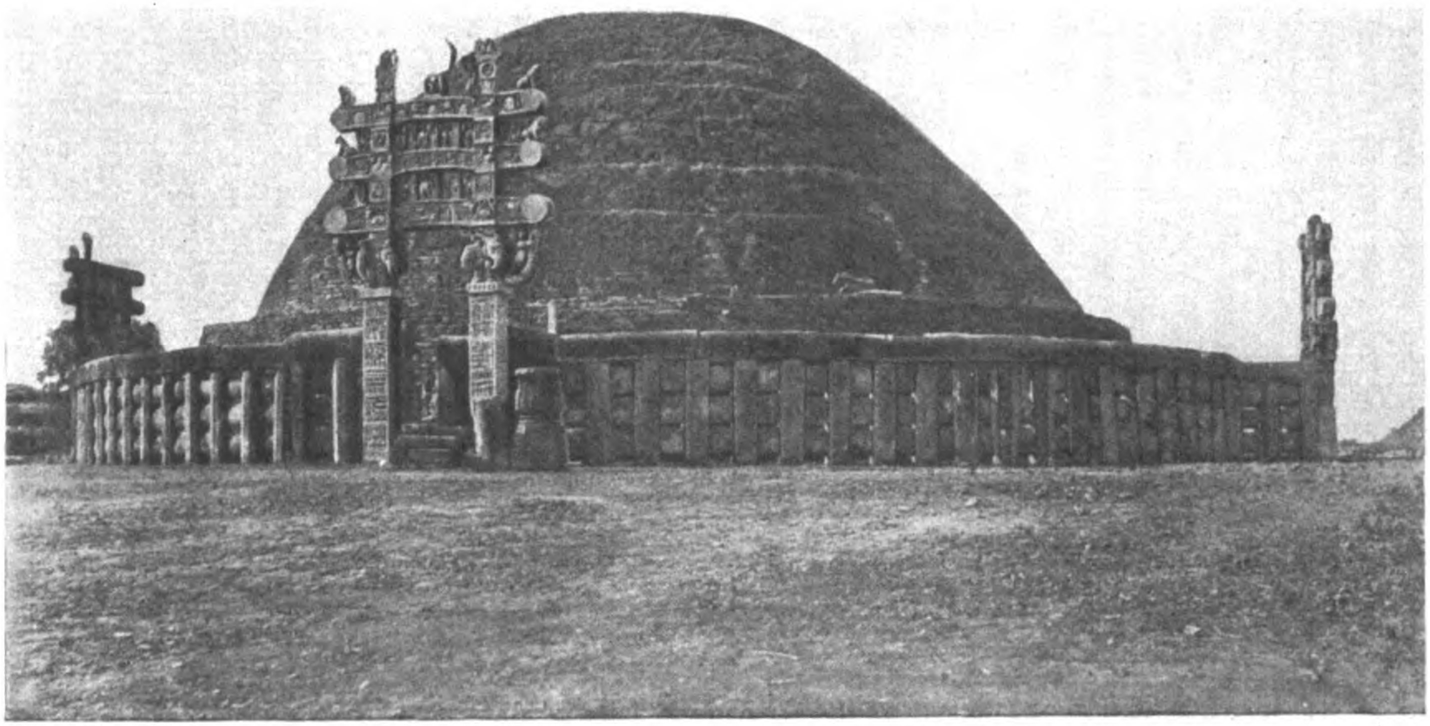
habe. „Warte noch ein Weilchen, laß die Leute erst zu Bett gehen!" erwiderte er und legte sich nieder, als ob er schläfrig wäre. Dann ging er aber hin und band den Strick an das Bett der Mutter der Frau. Dann weckte er seine Frau und die beiden gingen hin, hoben die Mutter der Frau mitsamt dem Bette auf und warfen sie in den Fluß. Da zerrissen sie die Krokodile und fraßen sie auf. Am nächsten Tag bemerkte die Frau die Verwechselung der Mutter und sagte: „Herr, meine Mutter ist getötet, jetzt wollen wir deine Mutter umbringen." Und als er antwortete: „Nun gut, so sei es!", sagte sie: „Wir wollen auf der Leichenstätte einen Scheiterhaufen errichten. Dann wollen wir sie in das Feuer werfen und so umbringen." Darauf brachten die beiden die Schlafende auf die Leichenstätte und legten sie dort nieder. Dann sagte der Mann zur Frau: „Hast du Feuer mitgebracht?" — „Ich hab' es vergessen, Herr!" — „Dann geh und hole es!" — „Ich kann nicht gehen, und wenn du gehen solltest, Herr, kann ich nicht hierbleiben; wir wollen beide gehen." Als sie fortgegangen waren, erwachte die Alte durch den kalten Wind und merkte, daß sie auf der Leichenstätte war. „Die beiden wollen mich umbringen," dachte sie, „und sind fortgegangen, um Feuer zu holen." „Sie wissen nicht, wie stark ich bin," sagte sie und legte einen Leichnam in das Bett und deckte ihn mit einem Tuche zu. Dann machte sie sich selbst davon und ging in eine Felsenhöhle, die ganz in der Nähe war. Die anderen brachten das Feuer, und in der Meinung, daß es die Alte sei, verbrannten sie den Leichnam und gingen wieder fort. In jener Felsenhöhle aber hatte ein Dieb einen Schatz versteckt; er kam, um ihn mitzunehmen. Als er aber die Alte sah, dachte er: „Das muß eine Jakkhinī sein. Ein böser Geist hat meinen Schatz in Besitz genommen," und holte einen Geisterdoktor. Einen Zauberspruch hersagend trat der Doktor in die Höhle. Da sagte die Alte zu ihm: „Ich bin keine Jakkhinī. Komm, wir wollen diesen Schatz zusammen genießen." — „Wie soll ich das glauben?" — „Lege deine Zunge auf meine Zunge!" Das tat er. Da biß sie zu, biß ein Stück von der Zunge ab und ließ es

fallen. „Sicherlich ist das eine Jakkhinī!“ rief der Geisterdoktor und lief laut schreiend fort, während ihm das Blut von der Zunge herabtroff. Am folgenden Tage zog die Alte reine Kleider an, nahm den Schatz, der aus mancherlei Juwelen bestand, und ging nach Hause. Als die Schwiegertochter sie sah, fragte sie: „Wo hast du das bekommen, Mutter?“ — „Mein Kind, wer auf jener Leichenstätte auf einem Holzstoß verbrannt wird, erlangt so etwas.“ — „Kann auch ich es bekommen, Mutter?“ — „Wenn du wie ich wirst, wirst du es bekommen.“ Aus Gier nach den Schmucksachen verbrannte sich die Frau dort selbst, ohne ihrem Mann etwas davon zu sagen. Als der Mann sie am nächsten Tage nicht sah, fragte er: „Mutter, kommt denn zu dieser Zeit deine Schwiegertochter nicht?“ „Bah, du Bösewicht, kommen etwa die Toten wieder?“ sagte sie scheltend und sprach den Vers:

„Freudig führt' ich sie ins Haus,
Sandel reicht' ich ihr und Strauß.
Jetzt wirft sie mich selbst hinaus.
Schutz ward zur Gefahr.“

„Großer König, wie die Schwiegertochter der Schwiegermutter, so gewährt der König aller Welt Schutz. Wenn von ihm Gefahr droht, was kann man da tun? Sieh es doch ein, Herr!“ — „Mein Lieber, ich verstehe die Geschichten, die du erzählst, nicht. Liefere mir den Dieb aus!“ Der Bōdhisatta aber dachte: „Ich will den König schonen,“ und erzählte noch eine andere Geschichte:

„Herr, früher lebte in dieser selben Stadt ein Mann, der auf sein Gebet einen Sohn bekam. Als er geboren war, war er froh und glücklich, daß er einen Sohn bekommen hatte, und zog ihn auf, und als er herangewachsen war, führte er ihm ein Weib zu. Später, als er alt geworden war, konnte er seine Arbeit nicht mehr verrichten. Da sagte der Sohn zu ihm: „Du kannst keine Arbeit mehr tun, pack dich fort!“ und er jagte ihn aus dem Hause. Mit Mühe und Not fristete er durch Betteln sein Leben und sprach klagend den Vers:



Stūpa von Sāntschi, Nordseite

„Lang ersehnt' ich ihn mir schon,
Jubelt', als mir ward der Sohn.
Jetzt verstößt er mich zum Lohn.
Schutz ward zur Gefahr."

„Großer König, wie der Sohn den Vater, wenn er alt geworden ist, schützen muß, soweit er es vermag, so muß auch der König sein ganzes Volk beschützen, und die jetzt drohende Gefahr rührt von dem alle Wesen schützenden Könige her. Entnimm doch aus dieser Geschichte, Herr, wer der Dieb ist!" — „Mein Lieber, ich verstehe die Geschichte nicht, mag sie sein, wie sie will. Liefere mir den Dieb aus, oder du selbst bist der Dieb!" So drang er wieder und wieder in den jungen Brahmanen. Darauf sagte der so zu ihm: „Großer König, Ihr wünscht also wirklich den Dieb zu fassen?" — „Ja, mein Lieber!" — „So will ich denn inmitten der Versammlung verkünden, wer der Dieb ist." — „Tue das, mein Lieber!" Als der junge Brahmane das Wort des Königs vernommen hatte, dachte er: „Dieser König will sich nicht schonen lassen, jetzt will ich den Dieb fassen," und an das versammelte Volk sich wendend, sprach er diese Verse:

„Die aus Stadt und Land ihr kamt, hört, ich rede wahr!
Wasserflut ward Feuersglut, Sicherheit Gefahr.

Diebe sind sie, der Kaplan, ja der König gar.
Sorget selbst für euern Schutz! Schutz ward zur Gefahr!"

Als die Leute seine Rede gehört hatten, dachten sie: „Dieser König hat, obwohl er Schutz gewähren sollte, die Schuld jetzt auf einen andern gewälzt. Selbst hat er seinen Schatz in dem Teiche versteckt und läßt nach dem Diebe suchen. Wir wollen diesen bösen König töten, damit er von nun an nicht mehr Diebstähle begehen kann." Und mit Stöcken und Keulen, und was sie sonst in den Händen hatten, erhoben sie sich und schlugen auf der Stelle den König und den Hauspriester tot. Das große Wesen aber salbten sie zum Könige und setzten ihn in die Herrschaft ein.

11. Die Schlange im Grützsack

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, mit Bezug auf die höchste Vollkommenheit in der Weisheit. Die Geschichte aus der Gegenwart wird im Ummaggadschātaka erscheinen.

Einstmals regierte in Benares ein König, namens Dschanaka. Damals wurde der Bōdhisatta in einer Brahmanenfamilie wiedergeboren. Man gab ihm den Namen ‚der junge Sēnaka'. Als er herangewachsen war, studierte er in Takkasilā alle Künste, und als er nach Benares heimgekehrt war, stellte er sich dem Könige vor. Der König gab ihm das Amt eines Ministers und erwies ihm noch obendrein große Ehren. Er beriet den König in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten. Ein Prediger, dem die Rede lieblich floß, veranlaßte er den König die fünf Gebote zu halten und hielt ihn an zum Spenden von Almosen, zur Beobachtung der Fasttagsbräuche, zu den zehn Arten verdienstlicher Handlungen, kurz, zur Betätigung des Guten. Im ganzen Reiche schien die Zeit gekommen zu sein, wo die Buddhas erscheinen. Alle Voll- und Neumondstage kamen der König, der Vizekönig und alle übrigen Würdenträger zusammen und ließen die Predigthalle herrichten. In der hergerichteten Predigthalle predigte dann das große Wesen auf dem Gazellendiwan sitzend mit Buddhaanmut das Gesetz, und seine Rede glich der Predigt der Buddhas.

Nun war da ein gewisser alter Brahmane, der umherzog, um sich Geld zu erbetteln. Als er tausend Kahāpanas bekommen hatte, gab er sie einer Brahmanenfamilie in Verwahrung und ging fort, um weiter zu betteln. Während seiner Abwesenheit verbrauchte jene Familie das Geld. Als er nun zurückkam, forderte er seine Kahāpanas wieder. Der Brahmane konnte ihm das Geld nicht geben und gab ihm dafür seine Tochter zum Weibe. Der alte Brahmane nahm sie mit

sich und ließ sich in einem Dorf in der Nähe von Benares nieder. Nun war aber seine Frau, weil sie noch jung war, unersättlich in den Begierden, und so kam es, daß sie mit einem anderen jungen Brahmanen Ehebruch beging. Es gibt nämlich sechzehn Dinge, die nicht zu ersättigen sind. Und welches sind diese sechzehn? Das Meer ersättigt sich nicht an sämtlichen Strömen, das Feuer ersättigt sich nicht an Brennholz, der König ersättigt sich nicht an der Herrschaft, der Tor ersättigt sich nicht an Sünden, das Weib ersättigt sich nicht an dreierlei: an Liebesgenuß, an Putz und an Kindergebären, der Brahmane ersättigt sich nicht an heiligen Texten, der Ekstatiker ersättigt sich nicht an der Erlangung der erhabenen Stätten, der nach Erlösung Ringende ersättigt sich nicht am Abbau der Wiedergeburten, der Wunschlose ersättigt sich nicht an der Ausübung der Askese, der Energische ersättigt sich nicht am Anspannen der Kräfte, der gewandte Redner ersättigt sich nicht an Diskursen, der Gelehrte ersättigt sich nicht an Zuhörern, der Gläubige ersättigt sich nicht an Dienstleistungen für den Orden, der Geber ersättigt sich nicht am Spenden, der Weise ersättigt sich nicht am Hören der Lehre, die vier Gruppen der Gemeinde ersättigen sich nicht am Anblick des Tathāgata.

Auch jene Brahmanin war unersättlich im Liebesgenuß, und da sie den Brahmanen entfernen wollte, um in Ruhe ihr Sündenwerk betreiben zu können, legte sie sich eines Tages übelgelaunt nieder, und als ihr Mann fragte: „Frau, was fehlt dir?" antwortete sie: „Brahmane, ich kann die Arbeit in deinem Hause nicht leisten. Bring mir eine Sklavin!" — „Frau, ich habe kein Geld. Womit soll ich sie bezahlen?" — „Bettle dir Geld zusammen und bring sie mir!" — „So mach mir denn Mundvorrat für die Reise zurecht, Frau!" Sie gab ihm einen Ledersack, den sie mit gerösteter und ungerösteter Grütze gefüllt hatte. Der Brahmane durchwanderte Dörfer, Marktflecken und Königstädte, und als er siebenhundert Kahāpanas beieinander hatte, dachte er, er hätte nun genug um eine Sklavin oder einen Sklaven zu kaufen und kehrte um.

Als er auf dem Heimweg nach seinem Dorfe an einen Ort gekommen war, der die Annehmlichkeit von Wasser bot, machte er seinen Sack auf, aß von der Grütze und stieg dann hinab, um Wasser zu trinken, ohne die Öffnung des Sackes wieder zugebunden zu haben. Eine schwarze Schlange aber, die in einem Baumloch lebte, roch den Duft der Grütze, kroch in den Sack hinein, legte sich zusammengerollt nieder und fraß von der Grütze. Als der Brahmane zurückkam, band er, ohne hineingesehen zu haben, den Sack zu, nahm ihn auf die Schulter und ging weiter. Als er so dahinwanderte, rief ihm eine Baumgottheit, in der Höhlung des Stammes stehend, zu: „Brahmane, wenn du unterwegs Rast machst, wirst du selbst sterben. Wenn du heute nach Hause gehst, wird deine Gattin sterben." Und als sie das gesagt hatte, verschwand sie. Er sah sich um, konnte aber die Gottheit nicht sehen. Erschreckt, von Todesangst ergriffen, erreichte er weinend und klagend das Stadttor von Benares.

Damals war aber gerade der Fasttag am fünfzehnten des Monats. Es war der Tag, wo der Bōdhisatta, auf dem prächtigen Predigtstuhle sitzend, die Predigt hielt. Mit Wohlgerüchen und Blumen in den Händen zog das Volk in Scharen dahin, um die Predigt zu hören. Als der Brahmane das sah, fragte er, wohin sie gingen. „Heute, Brahmane, hält der weise Sēnaka mit süßer Stimme und Buddhaanmut die Predigt. Weißt du das nicht?" antworteten sie. Da dachte er: „Sie sagen, der Prediger ist ein Weiser, und ich bin von Todesangst erfüllt. Weise aber sind ja wohl imstande auch von großem Kummer frei zu machen. Auch ich muß dahin gehen und die Predigt hören." Und er ging mit den Leuten dorthin. Im Kreise saß die Versammlung, unter der sich auch der König befand, um das große Wesen herum. Der von Todesangst erfüllte Brahmane stellte sich mit seinem Grütsack auf der Schulter am Rande des Kreises nicht weit von dem Predigtstuhle auf. Das große Wesen predigte, und es war, als ließe er die Himmelsgangā herniedersteigen, als schauere er einen Nektarregen herab. Entzückt und Beifall spendend lauschte die Menge der Predigt.

Der Blick der Weisen aber dringt in alle Himmelsrichtungen. In diesem Augenblick schlug das große Wesen seine Augen auf, die von den fünf Klarheiten verklärt waren, und während er die Versammlung ringsum betrachtete, erblickte er den Brahmanen und dachte: „Diese gewaltige Versammlung lauscht voll Entzücken und Beifall spendend der Predigt, nur jener eine Brahmane ist traurig und weint. Dieser Mann muß einen Kummer in seinem Innern tragen, der ihm Tränen erpreßt. Der soll mir schwinden wie ein Rostfleck, den man mit Säure betupft, wie ein Wassertropfen, der von dem Lotusblatte herabrollt. Kummerlos will ich diesen Mann machen und fröhlichen Herzens und ihm die Lehre predigen." Und er wandte sich ihm zu und knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an. „Brahmane," sagte er, „ich bin der weise Sēnaka. Ich werde dich alsbald vom Kummer befreien. Sprich nur vertrauensvoll zu mir!" Und er sprach den ersten Vers:

„Du scheinst verstört, Brahmane, und beklommen.
Aus deinen Augen rinnt ein Strom von Zähren.
Was kam dir fort? Bist du hierher gekommen
Mit einer Bitte? Melde dein Begehren!"

Da berichtete der Brahmane ihm den Grund seines Kummers, indem er den zweiten Vers sprach:

„‚Gehst du nach Haus, stirbt dir dein Weib noch heute,
Und gehst du nicht, so mußt du selber sterben,'
So sprach ein Jakkha. Sēnaka, ach, deute
Mir dieses Wort! Mir bangt vor dem Verderben."

Als das große Wesen die Rede des Brahmanen vernommen hatte, breitete es, wie man auf dem Meere ein Netz auswirft, das Netz seines Wissens aus. „Es gibt viele Todesursachen für die Wesen hier auf Erden," dachte er, „sie versinken im Meer und ertrinken, oder sie werden dort von Raubfischen gepackt, oder sie fallen in den Ganges und werden von Krokodilen gepackt, oder sie fallen von einem Baume und spießen sich auf einen Dorn auf, oder sie werden von Waffen aller Art ver-

wundet, oder sie nehmen Gift, oder sie hängen sich auf, oder sie stürzen von einem Felsen herab, oder sie setzen sich dem Einfluß von Kälte oder dergleichen aus, oder sie werden von Krankheiten aller Art befallen und sterben. Welche unter so vielen Todesursachen ist nun die Ursache, daß dieser Brahmane heute, wenn er unterwegs rastet, selbst sterben wird, oder wenn er nach Hause geht, seine Frau sterben wird?" Und während er noch so überlegte, erblickte er den Sack auf der Schulter des Brahmanen. „Es muß eine Schlange in diesen Sack gekrochen sein," dachte er, „und zwar wird es so gewesen sein: Dieser Brahmane hat zum Frühstück Grütze gegessen und ist dann, ohne die Öffnung des Sackes zugebunden zu haben, fortgegangen, um Wasser zu trinken, und da ist die Schlange, vom Duft der Grütze angelockt, hineingekrochen; der Brahmane aber ist, nachdem er Wasser getrunken hat, zurückgekommen und hat, ohne zu ahnen, daß eine Schlange hineingekrochen sei, den Sack zugebunden und ist damit fortgegangen. Wenn er nun unterwegs Rast machen sollte, so wird er am Abend an dem Rastorte den Sack aufmachen, um Grütze zu essen, und die Hand hineinstecken; dann wird ihn die Schlange in die Hand beißen und ihm den Tod bringen. Dies wird die Ursache seines Todes sein, wenn er unterwegs rastet. Wenn er aber nach Hause gehen sollte, so wird der Sack in die Hände seiner Frau kommen. Sie wird aber den Sack aufmachen, um zu sehen, was für Sachen darinnen sind, und die Hand hineinstecken; dann wird sie die Schlange beißen und ihr den Tod bringen. Dies wird die Ursache des Todes seiner Frau sein, wenn er heute nach Hause geht." Das alles erkannte er kraft seiner Einsicht, mit der er sich in jeder Lage zurechtzufinden wußte. Dann kam ihm folgender Gedanke: „Diese Schlange muß eine mutige, furchtlose schwarze Schlange sein, denn obgleich der Sack dem Brahmanen an die Rippen schlägt, rührt und regt sie sich nicht. Auch inmitten einer solchen Versammlung verrät sie ihr Vorhandensein nicht. Daher muß dies eine mutige, furchtlose schwarze Schlange sein." Auch dies erkannte er kraft seiner

Einsicht, mit der er sich in jeder Lage zurechtzufinden wußte, gleich als ob er es mit dem göttlichen Auge schaute.

Nachdem das große Wesen so inmitten der Versammlung, bei der auch der König zugegen war, kraft seiner Einsicht, mit der er sich in jeder Lage zurechtzufinden wußte, die Sache durchschaut hatte, als ob er dabei gestanden und gesehen hätte, wie die Schlange in den Sack hineinkroch, sprach er, die Frage des Brahmanen beantwortend, den dritten Vers:

„Viel Möglichkeiten überlegt' ich lange;
Jetzt weiß ich's. Jeder Zweifel ist gewichen:
Brahmane, sicher hat sich eine Schlange
In deinen Grützsack heimlich eingeschlichen."

Als er aber so gesprochen hatte, fragte er: „Hast du Grütze in diesem Sack, Brahmane?" — „Allerdings, Weiser." — „Hast du Grütze zum Frühstück gegessen?" — „Jawohl, Weiser." — „Wo hast du dabei gesessen?" — „Im Wald unter einem Baume." — „Als du Grütze gegessen hattest, gingst du fort um Wasser zu trinken. Hast du da die Öffnung des Sackes zugebunden oder nicht?" — „Ich habe sie nicht zugebunden, Weiser." — „Als du das Wasser getrunken hattest und zurückkamst, hast du da erst in den Sack hineingesehen, ehe du ihn zubandest?" — „Ich habe ihn zugebunden, ohne hineingesehen zu haben, Weiser." — „Brahmane, ich bin überzeugt, während du fortgegangen warst, um Wasser zu trinken, ist, ohne daß du es merktest, eine Schlange, angelockt vom Dufte der Grütze, in deinen Sack gekrochen. So erklärt sich die Sache. Nimm daher den Sack herunter, leg ihn mitten in der Versammlung nieder, bind ihn auf und tritt ein wenig zurück! Dann nimm einmal einen Stock und schlag auf den Sack! Dann wirst du sehen, wie mit ausgebreiteter Haube und zischend eine schwarze Schlange herauskommen wird, und du wirst frei von allem Zweifel sein." Und er sprach den vierten Vers:

„Nimm einen Stock und schlag auf deinen Ranzen!
Das wird dir Zweifel und Bedenken rauben,

Denn geifernd, züngelnd wird die Natter tanzen
Aus deinem Sack. Drum öffn' ihn um zu glauben!"

Als der Brahmane die Worte des großen Wesens vernommen hatte, tat er aufgeregt und ängstlich, wie ihm geheißen. Als der Stock den Körper der Schlange traf, kam sie aus der Öffnung des Sackes heraus und blieb stehen, die Menge betrachtend.

Um diese Sache zu erklären sprach der Meister den fünften Vers:

„Da öffnete nun der Brahmane bange
Den Grützsack, mitten in der Menge stehend,
Und furchtbar dräuend kam heraus die Schlange,
Die gift'ge Natter, ihre Haube blähend."

Als die Schlange mit geblähter Haube herauskam, da zeigte es sich, daß die Vorhersage des großen Wesens der eines allwissenden Buddhas gleichkam. Die Menge schwenkte tausende von Gewändern, tausende von Fingern wirbelten schnippend herum, und Kostbarkeiten von allen sieben Arten regneten herab wie der Regen einer dicken Wolke. Hunderttausende von Bravorufen erschollen; es klang so, als ob die große Erde berste. Die Fähigkeit aber eine solche Frage in Buddhaanmut zu beantworten, kommt nicht durch die Geburt; sie kommt nicht durch Geschlecht oder Familie oder Land, nicht durch Ansehen oder Reichtum. Wodurch kommt sie denn aber? Durch die Weisheit. Denn ein weiser Mann geht in das ewige große Nirwana ein, nachdem er das geistige Schauen gemehrt und das Tor des edlen Pfades geöffnet hat. Er macht sich die Tugendvollendung der Buddhaschüler, die Erleuchtung eines Patschtschēkabuddha und die völlige Erleuchtung eines Buddha zu eigen. Denn unter den Eigenschaften, die zu dem ewigen großen Nirwana führen, ist die Weisheit die vornehmste; die übrigen sind nur ihr Gefolge. Darum heißt es·

„Die Klugen sagen, Weisheit gehe allen
Voran gleichwie der Sternenschar der Mond.

Denn Tugend, Glück und Frömmigkeit, sie fallen
Dem Menschen zu, in dem die Weisheit wohnt."

Nachdem aber das große Wesen so die Frage beantwortet hatte, schloß ein Schlangenbeschwörer der Schlange den Mund, packte sie und setzte sie im Walde aus. Der Brahmane trat vor den König, begrüßte ihn mit dem Siegeswunsche und verehrte ihn mit zusammengelegten Händen und sprach dann zum Preise des Königs den Halbvers:

„Dem König Dschanaka ward Glück in Fülle:
Den weisen Sēnaka kann stets er schauen."

Nachdem er aber den König gepriesen hatte, nahm er die siebenhundert Kahāpanas aus seinem Sacke und sprach zum Preise des großen Wesens und in dem Wunsche, ihn zu belohnen, die anderthalb Verse:

„Du scheinst allsehend, Lüfter jeder Hülle.
Brahmane, fast erweckt dein Wissen Grauen.

Nimm dieses Geld! Ich will dir alles geben,
Die siebenhundert, die ich mir erworben.
Du rettetest mir heute ja das Leben,
Und auch mein Weib wär' ohne dich gestorben."

Als der Bōdhisatta das hörte, sprach er den achten Vers:

„Die Weisen werden nimmer Lohn verlangen
Für ihre Verse, die so lieblich klingen.
Von mir, Brahmane, sollst du Lohn empfangen,
Und mögest du ihn gut nach Hause bringen!"

Als das große Wesen aber so gesprochen hatte, ließ er dem Brahmanen Geld reichen, bis die Summe von tausend Kahāpanas voll war, und fragte ihn dann: „Brahmane, wer hat dich fortgeschickt, Geld zu erbetteln?" — „Meine Frau, Weiser." — „Ist deine Frau alt oder jung?" — „Sie ist jung, Weiser." — „Dann lebt deine Frau in ehebrecherischem Ver-

kehr mit einem anderen und hat dich fortgeschickt, um ihn ungestört ausüben zu können. Wenn du diese Kahāpanas nach Hause bringen wirst, wird sie das Geld, das du unter Mühen zusammengebracht hast, ihrem Buhlen geben. Darum geh nicht geraden Wegs nach Hause, sondern verstecke die Kahāpanas außerhalb des Dorfes unter einem Baum oder sonstwo, ehe du heimkehrst." Mit dieser Mahnung entließ er ihn.

Als der Brahmane in die Nähe des Dorfes gekommen war, versteckte er die Kahāpanas unter einem Baume und ging dann zur Abendzeit nach Hause. In diesem Augenblick saß aber seine Frau gerade mit ihrem Buhlen beisammen. „Frau!" rief der Brahmane, vor der Tür stehend. Kaum hatte sie seinen Ruf vernommen, so löschte sie die Lampe aus. Dann öffnete sie die Tür, und als der Brahmane eingetreten war, schaffte sie den andern hinaus und hieß ihn vor der Tür stehen bleiben. Dann ging sie wieder ins Haus hinein, und als sie nichts in dem Sacke fand, fragte sie: „Was hast du auf deinem Bettelgang bekommen, Brahmane?" — „Ich habe tausend Kahāpanas bekommen." — „Wo sind sie denn?" — „Ich habe sie an dem und dem Orte versteckt. Morgen früh wollen wir sie holen. Beunruhige dich nicht!" Da ging sie hin und erzählte es ihrem Liebhaber. Der ging hinaus und nahm das Geld an sich, als ob er es selbst versteckt hätte.

Als der Brahmane am folgenden Tage hinkam und die Kahāpanas nicht mehr fand, begab er sich zum Bōdhisatta. „Was ist dir, Brahmane?" fragte der. „Ich finde meine Kahāpanas nicht, Weiser," antwortete er. „Hast du deiner Frau davon erzählt?" — „Ja, Weiser." Da merkte der Bōdhisatta, daß die Frau ihrem Buhlen davon erzählt hatte, und fragte ihn weiter: „Hat deine Frau Brahmanen, die sie unterstützt, Brahmane?" — „Jawohl, Weiser." — „Und unterstützest auch du welche?" — „Allerdings, Weiser." Da ließ ihm das große Wesen das Geld zum Unterhalt für sieben Tage reichen und sagte: „Geh und ladet für den ersten Tag vierzehn Brahmanen ein, du sieben und deine Frau sieben, und bewirtet sie. Vom nächsten Tage

an laßt dann immer je einen fort, und am siebenten Tage ladet nur noch zwei Brahmanen ein, du einen und deine Frau einen, und wenn du gemerkt hast, daß der von deiner Frau am siebenten Tag geladene Brahmane der ständige Gast ist, dann teile es mir mit!" Der Brahmane tat so und berichtete dem großen Wesen: „Weiser, ich habe jetzt den Brahmanen herausgefunden, der beständig zum Essen kommt." Der Bōdhisatta gab ihm Leute mit und ließ jenen Brahmanen herbeiholen. „Hast du die tausend Kahāpanas, die diesem Brahmanen gehören, unter dem und dem Baume weggenommen?" fragte er ihn. „Nein, Weiser." — „Du weißt wohl nicht, daß ich der weise Sēnaka bin. Ich will es schon machen, daß du die Kahāpanas herbeischaffst!" Da gab er erschreckt zu, daß er sie genommen habe. „Was hast du mit ihnen gemacht?" — „Ich habe sie in der gleichen Weise versteckt, Weiser." Da fragte der Bōdhisatta den Brahmanen: „Brahmane, willst du deine Frau behalten, oder willst du eine andre nehmen?" — „Ich will sie behalten, Weiser." Da schickte der Bōdhisatta Leute hin und ließ die Kahāpanas des Brahmanen und die Brahmanin herbeiholen. Er zwang den diebischen Brahmanen dem andern die Kahāpanas zurückzugeben und ließ ihn durch das königliche Gericht bestrafen und aus der Stadt jagen. Auch die Brahmanin ließ er bestrafen, dem Brahmanen aber erwies er große Ehren und ließ ihn bei sich wohnen.

Als der Meister diese Unterweisung erteilt hatte, erklärte er die Wahrheiten und verknüpfte dann das Dschātaka: (Als die Verkündigung der Wahrheiten beendet war, erlangten viele den Genuß des Grades der in den Strom Gelangten und der anderen Grade der Heiligkeit) „Damals war Ānanda der Brahmane, Sāriputta war die Gottheit, die Buddhagemeinde war die Versammlung, der weise Sēnaka aber war ich."

12. Gāmanitschanda

Einstmals, ihr Mönche, als Dschanasandha zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta im Schoße von dessen Hauptgemahlin wiedergeboren. Sein Antlitz war überaus schön, ganz glatt und klar wie die Fläche eines goldenen Spiegels. Daher gab man ihm am Tage der Namensgebung den Namen Prinz Ādāsamukha, das heißt Spiegelgesicht. Innerhalb von sieben Jahren ließ ihn der Vater die drei Weden und alles weltliche Wissen erlernen, und als der Knabe sieben Jahre alt war, da starb der Vater. Nachdem die Minister mit großem Gepränge die Leichenfeier für den König begangen und die Totenspenden verteilt hatten, versammelten sie sich am siebenten Tage im Hofe des Palastes. „Der Prinz ist noch allzu jung," sagten sie, „wir können ihn nicht zum Könige weihen. Wir müssen ihn erst auf die Probe stellen, ehe wir ihn weihen." So ließen sie eines Tages die Stadt schmücken, die Gerichtshalle herrichten und einen Diwan hinsetzen und gingen dann zu dem Prinzen und sagten: „Herr, du mußt dich nach der Gerichtshalle begeben." „Gut," sagte der Prinz, und mit großem Gefolge ging er dorthin und ließ sich auf den Diwan nieder. Als er sich niedergesetzt hatte, ließen die Minister einen Affen kommen, der auf zwei Beinen gehen konnte und als ein Meister in der Kunst der Ermittelung von Bauplätzen verkleidet war, und führten ihn in die Gerichtshalle und sagten: „Herr, dieser Mann war zur Zeit des großen Königs, deines Vaters, ein Meister in der Kunst der Ermittelung von Bauplätzen, der seine Kunst von Grund auf verstand. Sieben Ellen tief in der Erde erkennt er einen Fehler. Er war es, der den Platz für den Palast der königlichen Familie bestimmte. Sorge daher für ihn, Herr, und gib ihm eine Anstellung!" Der Prinz betrachtete ihn von oben bis unten und merkte, daß es kein Mensch, sondern ein Affe sei. „Affen wissen wohl alles, was gemacht ist, zu zerstören," dachte er, „aber sie verstehen nicht

etwas Neues zu schaffen oder zu prüfen." Und er sprach zu den Ministern den ersten Vers:

„Vom Häuserbau versteht der nichts.
Das ist ein Aff', ein wind'ger Gauch.
Der macht, was man gebaut, entzwei.
Das ist bei dem Geschlecht so Brauch."

„Es wird wohl so sein, Herr," sagten die Minister und brachten den Affen fort. Nach ein bis zwei Tagen aber putzten sie ihn abermals heraus und führten ihn in die Gerichtshalle. „Dieser Mann war zur Zeit des großen Königs, deines Vaters, als hoher Richter mit der Rechtsprechung betraut," sagten sie, „es ist daher angemessen, daß du für ihn sorgst und ihm eine Richterstelle überträgst." Als der Prinz ihn betrachtet hatte, erkannte er: „Ein vernünftiges, denkendes Wesen ist nicht so behaart. Dieser unvernünftige Affe wird nicht fähig sein, das Amt eines Richters zu bekleiden." Und er sprach den zweiten Vers:

„Kein denkend Wesen hat solch Haar.
Auf dieses Tier ist kein Verlaß.
Es ist ja aller Einsicht bar.
Von Dschanasandha lernt' ich das."

Nachdem die Minister auch diesen Vers gehört hatten, sagten sie: „Es wird wohl so sein, Herr," und brachten den Affen fort. Eines Tages aber putzten sie ihn noch einmal heraus und führten ihn in die Gerichtshalle und sagten: „Dies ist ein Mann, Herr, der zur Zeit des großen Königs, deines Vaters sich der Pflege seiner Eltern widmete und pflichtgetreu den Ältesten der Familie Ehre erwies. Du mußt für ihn sorgen." Wieder dachte der Prinz, als er ihn betrachtet hatte: „Die Affen sind unbeständigen Sinnes. Sie sind nicht imstande so etwas zu tun." Und er sprach den dritten Vers:

„Nicht Mutter und nicht Vater pflegt,
nicht Bruder, Schwester, Freund ernährt
Ein Mensch wie der. Solch Wissen hat
mich einst Dasaratha gelehrt."

„Es wird wohl so sein, Herr," sagten die Minister und brachten den Affen fort. „Der Prinz ist verständig," sagten sie, „er wird fähig sein zu regieren." Und sie weihten ihn zum Könige und ließen es unter Trommelschlag in der Stadt im Namen des Königs Ādāsamukha verkünden. Von da an regierte der Bōdhisatta in Gerechtigkeit. Der Ruf seiner Weisheit breitete sich über ganz Indien aus. Um zu zeigen, wie weise er war, werden aber folgende vierzehn Gegenstände in Verbindung mit ihm angeführt:

Rind und Kind und Pferd fängt's an,
Binsenflechter, Schulze dann,
Weiter Dirne, junge Frau,
Schlange dann, so ist's genau.
Dann Gazelle, Rebhuhn dann,
Baumesgottheit schließt sich an,
Nāga, Büßer folgen jetzt,
Und die Schüler stehn zuletzt.

Die Geschichten dazu lauten der Reihe nach wie folgt:

Als der Bōdhisatta zum Könige geweiht war, da dachte ein Diener des Königs Dschanasandha, namens Gāmanitschanda, so bei sich: „Gleichaltrige bilden den glänzenden Hofstaat dieses Königs. Ich aber bin alt und werde dem jungen Prinzen nicht dienen können. Ich will als Bauer auf dem Lande leben." So zog er fort und ließ sich drei Meilen von der Stadt in einem Dörfchen nieder. Er hatte aber keine Ochsen um das Land zu bestellen. Als es nun geregnet hatte, erbat er sich von einem Freunde zwei Ochsen, pflügte den ganzen Tag, und nachdem er die Ochsen mit Gras gefüttert hatte, ging er nach dem Hause ihres Eigentümers, um sie abzuliefern. Der hatte sich gerade mit seiner Frau mitten im Hause niedergesetzt und verzehrte sein Abendessen. Die Ochsen gingen aus Gewohnheit von selbst ins Haus. Während sie hineingingen, schob der Eigentümer der Ochsen die Schüssel fort, und die Frau trug sie weg. Als Gāmanitschanda sah, daß sie ihn nicht zum Essen einladen wollten, ging er fort, ohne die Ochsen förmlich

abgeliefert zu haben. In der Nacht aber brachen Diebe in den Stall ein und stahlen die Ochsen. Als am andern Morgen der Eigentümer der Ochsen in den Stall kam und die Ochsen nicht sah, beschloß er, obgleich er wohl wußte, daß sie von Dieben gestohlen seien, sich an Gāmani zu halten. Er ging also zu ihm und sagte: „Freund, gib mir meine Ochsen wieder!" — „Sind denn die Ochsen nicht in dein Haus gegangen?" — „Hast du sie mir etwa abgeliefert?" — „Abgeliefert habe ich sie allerdings nicht." — „Nun, dann ist dies ein Königsbote für dich, komm!" versetzte der Eigentümer der Ochsen. Denn in jenem Lande besteht der Brauch, daß man einen Kieselstein oder eine Scherbe aufhebt und dazu sagt: „Dies ist ein Königsbote für dich, komm!" Und wenn der andre daraufhin nicht mitgeht, so trifft ihn die Strafe des Königs. Als daher Gāmani das Wort „Bote" gehört hatte, machte er sich auf.

Als er nun mit dem Eigentümer der Ochsen zum Hause des Königs ging, kam er in ein Dorf, wo ein Freund von ihm wohnte. „Hör einmal," sagte er, „ich bin sehr hungrig. Ich will erst einmal in das Dorf gehen und etwas essen. Warte du hier, bis ich wiederkomme." Und damit ging er in das Haus des Freundes. Sein Freund aber war nicht zu Hause. Die Frau des Freundes aber sagte, als sie ihn gesehen hatte: „Herr, es ist kein gekochtes Essen da. Gedulde dich einen Augenblick! Ich will sofort etwas kochen und es dir geben." Eilig stieg sie auf einer Leiter zum Reisboden hinauf und fiel dabei herunter. Im selben Augenblick entfiel ihr das Kind, das sie seit sieben Monaten im Schoße trug. Im selben Augenblick kam auch ihr Mann dazu, und als er das gesehen hatte, rief er: „Du hast meine Frau geschlagen, so daß ihr das Kind entfallen ist. Hier ist ein Königsbote für dich, komm!" Und er machte sich mit ihm auf den Weg. So zogen nun zwei Leute mit Gāmani in der Mitte dahin.

Am Eingang eines Dorfes aber war ein Pferdehirt. Der konnte sein Pferd nicht zum Stehen bringen. Das Pferd lief auf sie zu. Als der Pferdehirt den Gāmani erblickte, rief er: „Onkel Tschandagāmani, nimm irgend etwas und wirf damit

nach dem Pferd, damit es zum Stehen kommt!" Gämanitschanda nahm einen Stein und warf ihn. Der Stein traf das Pferd am Fuße und zerbrach ihn wie einen Rizinusstengel. Da packte ihn der Pferdehirt und sagte: „Du hast meinem Pferde den Fuß gebrochen. Hier ist ein Königsbote für dich!" Als ihn nun die drei dahinführten, dachte er: „Diese Leute werden mich dem Könige vorführen. Den Wert der Ochsen kann ich aber nicht bezahlen und noch viel weniger die Strafe dafür, daß ich die Fehlgeburt veranlaßt habe, und woher soll ich das Geld für das Pferd nehmen? Am besten wär's, ich wäre tot."

Als er nun weiterging, da sah er unterwegs in einem Walde dicht an der Straße einen Felsen, der auf der einen Seite steil abfiel. Im Schatten dieses Felsens flochten zwei Rohrflechter, Vater und Sohn, eine Matte. Da sagte Gämanitschanda: „Hört einmal, ich möchte ein Bedürfnis verrichten. Bleibt ein Weilchen hier, bis ich wiederkomme!" Er kletterte auf den Felsen hinauf, stürzte sich an der Seite, wo er steil abfiel, hinab und fiel dabei dem alten Rohrflechter auf den Rücken. Der Rohrflechter war auf der Stelle tot. Gämani aber erhob sich und stand da. „Du bist ein Mörder! Du hast meinen Vater umgebracht!" rief der Rohrflechter, „hier ist ein Königsbote für dich," ergriff ihn bei der Hand und kam mit ihm aus dem Dickicht hervor. „Was ist das?" fragten die andern. „Das ist der Mörder, der meinen Vater umgebracht hat," antwortete er. So waren es nun vier Leute, die den Gämani fortführten. Sie umgaben ihn auf allen Seiten und er ging in der Mitte.

Am Eingang eines andern Dorfes sah ein Dorfschulze den Gämanitschanda: „Onkel Tschanda," sagte er, „wohin gehst du?" „Um den König zu sehen," erwiderte er. „Du bekommst den König sicher zu sehen," sagte der Schulze. „Ich möchte dem Könige eine Botschaft senden. Willst du sie überbringen?" — „Gewiß, ich will sie überbringen." — „Ich bin von Natur schön, reich, angesehen und gesund, jetzt aber geht's mir schlecht, und ich habe die Gelbsucht. Frage den König, woher das kommt! Der König gilt als weise, er wird es dir sagen,

und ich bitte dich, mir seinen Bescheid wieder zu sagen." Er versprach es zu tun.

Weiterhin, am Eingang eines anderen Dorfes, sah ihn eine Hetäre: „Onkel Tschanda," sagte sie, „wohin gehst du?" „Um den König zu sehen," erwiderte er. „Der König gilt als weise, bring ihm eine Botschaft von mir," sagte sie und fuhr dann fort: „Früher nahm ich viel ein, jetzt aber bekomme ich nicht einmal ein bißchen Betel. Kein Mensch kommt mehr zu mir. Frage den König, woher das kommt, und teile es mir mit!"

Weiterhin, am Eingang eines anderen Dorfes, sah ihn eine junge Frau. Die fragte ihn ebenso und sagte dann: „Ich kann es weder im Hause meines Mannes aushalten noch in meinem Elternhause. Frage den König, woher das kommt, und sag es mir wieder!"

Darauf sah ihn eine Schlange, die dicht bei der Landstraße in einem Ameisenhügel lebte: „Wohin gehst du, Tschanda?" fragte sie ihn. „Um den König zu sehen," erwiderte er. „Der König gilt als weise, bring ihm eine Botschaft von mir," sagte sie und fuhr dann fort: „Wenn ich auf Nahrung ausgehe, hungrig und mit schlaffem Leibe aus dem Ameisenhügel herauskriechend, so fülle ich das Loch mit meinem Leibe aus und komme nur mit Mühe heraus, indem ich den Körper nachziehe. Wenn ich aber von meiner Wanderung zurückkomme, satt und mit geschwollenem Leibe hineinkriechend, so schlüpfe ich im Nu hinein, ohne die Seiten des Loches zu berühren. Frage den König, woher das kommt, und teile es mir mit!"

Weiterhin sah ihn eine Gazelle. Die fragte ihn ebenso und fuhr dann fort: „Ich kann an keiner anderen Stelle Gras fressen, ich kann es nur unter einem bestimmten Baume. Frage den König, woher das kommt!"

Darnach sah ihn ein Rebhuhn und sagte: „Ich kann nur lieblich schreien, wenn ich dabei am Fuße eines bestimmten Ameisenhügels sitze. Wenn ich an anderen Orten sitze, kann ich es nicht. Frage den König, woher das kommt!"

Weiterhin sah ihn eine Baumgottheit. „Wohin gehst du, Tschanda?" fragte sie. „Zum Könige," erwiderte er. „Der König gilt als weise," sagte sie, „früher wurde ich hochgeehrt, jetzt aber bekomme ich nicht einmal mehr eine Handvoll junger Sprossen. Frage den König, woher das kommt!"

Darauf sah ihn aber ein Nāgakönig. Der fragte ihn ebenso und fuhr dann fort: „Der König gilt als weise. Früher war das Wasser in diesem Teiche klar und edelsteinfarben, jetzt ist es trübe und schaumbedeckt. Frage den König, woher das kommt!"

Weiterhin, schon in der Nähe der Stadt, sahen ihn Asketen, die dort in einem Parke wohnten. Sie fragten ihn ebenso und fuhren dann fort: „Der König gilt als weise. Früher waren die verschiedenen Früchte in diesem Parke süß, jetzt sind sie saftlos und bitter geworden. Frage den König, woher das kommt!"

Weiterhin, dicht vor dem Tore der Stadt, sahen ihn junge Brahmanen, die in einer Halle saßen: „Wohin gehst du, Freund Tschanda?" sagten sie. „Zum Könige," erwiderte er. „Dann überbring ihm doch eine Botschaft von uns," sagten sie, „früher war uns jeglicher Gegenstand, den wir lernten, klar, jetzt aber bleibt nichts haften wie Wasser in einem Topf, der ein Loch hat. Wir verstehen nichts, alles bleibt dunkel. Frage den König, woher das kommt!"

Mit diesen zehn Botschaften ging Gāmanitschanda nun zum König. Der König saß gerade in der Gerichtshalle. Der Eigentümer der Ochsen trat mit Gāmanitschanda vor den König. Der König erkannte den Gāmanitschanda, sobald er ihn gesehen hatte, und dachte: „Das ist der Diener meines Vaters, der mich auf den Armen herumgetragen hat. Wo hat er nur diese ganze Zeit über gelebt?" Und er sprach: „Heda, Tschanda! Wo hast du diese ganze Zeit über gelebt? Seit langer Zeit hast du dich nicht sehen lassen. Was ist der Grund deines Kommens?" — „In der Tat, Herr, als unser Herr in den Himmel ging, bin ich aufs Land gezogen, und seitdem lebe ich dort als Bauer. Dann hat mir dieser Mann wegen eines

Streites um ein paar Ochsen den Königsboten gezeigt und mich vor dich geschleppt." — „Wenn er dich nicht hergeschleppt hätte, würdest du nicht gekommen sein. Es ist gut, daß er dich hergeschleppt hat. So bekomme ich dich doch jetzt zu sehen. Wo ist denn der Mann?" — „Hier ist er, Herr." — „Ist es wahr, mein Lieber, daß du unserm Tschanda den Königsboten gezeigt hast?" — „Es ist wahr, Herr." — „Aus welchem Grunde?" — „Er hat mir meine beiden Ochsen nicht zurückgegeben." — „Ist das wahr, Tschanda?" — „So höret denn auch mich, Herr," erwiderte Gāmanitschanda und erzählte den ganzen Hergang. Als der König ihn gehört hatte, fragte er den Eigentümer der Ochsen: „Mein Lieber, hast du die Ochsen in dein Haus gehen sehen?" — „Nein, ich habe es nicht gesehen, Herr." — „Mein Lieber, hast du noch niemals gehört, daß man mich König Ādāsamukha nennt? Rede einmal gerade heraus!" — „Ich habe es gesehen, Herr." — „Freund Tschanda, weil du die Ochsen nicht abgeliefert hast, bist du die Ochsen schuldig. Dieser Mann aber sprach eine wissentliche Lüge, indem er erklärte, er habe es nicht gesehen, obwohl er es doch gesehen hatte. Daher verrichte du an diesem Manne den Henkersdienst und stich ihm die Augen aus und dann zahle ihm selbst vierundzwanzig Kahāpanas als Preis für die Ochsen!" Nachdem er das gesagt hatte, führten sie den Eigentümer der Ochsen hinaus. Der dachte: „Was fange ich mit den Kahāpanas an, wenn mir die Augen ausgestochen sind?" Er warf sich daher dem Gāmanitschanda zu Füßen und flehte ihn an: „Herr Tschanda, behalt die Kahāpanas, die der Preis für die Ochsen sind, und nimm noch diese dazu!" Und damit gab er ihm noch mehr Kahāpanas und machte sich davon.

Darauf sagte der Zweite: „Herr, dieser Mann hat meine Ehefrau geschlagen und dadurch bewirkt, daß sie eine Fehlgeburt tat." — „Ist das wahr, Tschanda?" — „Höre, großer König," sagte Tschanda und erzählte alles ausführlich. Darauf fragte ihn der König: „Hast du aber die Ehefrau dieses Mannes geschlagen und dadurch bewirkt, daß sie eine Fehlgeburt tat?" — „Nein, ich habe das nicht getan, Herr." —

„Heda," wandte sich der König an den Ehemann, „wirst du beweisen können, daß er die Fehlgeburt bewirkt hat?" — „Das kann ich nicht, Herr." — „Was willst du nun anfangen?" — „Ich muß wieder einen Sohn bekommen." — „So nimm denn du, Tschanda, die Ehefrau dieses Mannes in dein Haus, und wenn sie einen Sohn geboren hat, dann nimm ihn und übergib ihn diesem Manne!" Da fiel auch der dem Gāmanitschanda zu Füßen und flehte: „Herr, richte mein Haus nicht zugrunde!" und gab ihm ein paar Kahāpanas und machte sich davon.

Da trat der Dritte vor und sagte: „Herr, dieser Mann hat nach meinem Pferde geworfen und ihm den Fuß zerbrochen." — „Ist das wahr, Tschanda?" — „Höre, großer König," sagte Tschanda und erzählte den Hergang ausführlich. Als der König ihn gehört hatte, sprach er zu dem Pferdehirten: „Ist es wahr, daß du gerufen hast: ‚Wirf nach dem Pferde, damit es zum Stehen kommt'?" — „Das habe ich nicht gerufen!" Auf abermaliges Befragen aber gestand er: „Ja, ich habe es gerufen." Da wandte sich der König an Tschanda und sagte: „Hör einmal, Tschanda! Dieser Mann hat eine Lüge gesprochen, als er sagte: ‚Ich habe es nicht gerufen.' Schneide du ihm die Zunge aus und bezahle ihm tausend Kahāpanas als Preis für das Pferd! Du kannst sie von uns bekommen." Der Pferdehirt gab ihm noch mehr Kahāpanas dazu und machte sich davon.

Darauf sagte der Sohn des Rohrflechters: „Herr, dies ist ein Mörder, er hat meinen Vater umgebracht." — „Ist das wahr, Tschanda?" — „Höre, Herr," sagte Tschanda und erzählte auch diese Sache ausführlich. Da wandte sich der König an den Rohrflechter und fragte ihn: „Was willst du nun anfangen?" — „Herr, ich muß wieder einen Vater bekommen." — „Hör' einmal, Tschanda, dieser Mann muß wieder einen Vater bekommen. Einen Toten zurückzubringen, ist aber unmöglich. Hole die Mutter dieses Mannes, nimm sie in dein Haus, und sei du sein Vater!" — „Herr, richte nicht das Haus meines toten Vaters zugrunde!" rief der Sohn des Rohrflech-

ters, gab dem Gāmanitschanda ein paar Kahāpanas und machte sich davon.

So hatte Gāmanitschanda den Prozeß gewonnen. Erfreuten Herzens sagte er zu dem Könige: „Herr, ich habe noch von verschiedenen Seiten Botschaften für Euch. Ich will sie Euch vortragen." — „Trag sie vor, Tschanda!" Mit der Botschaft der jungen Brahmanen beginnend, trug sie ihm Tschanda nun in umgekehrter Reihenfolge, eine nach der anderen, vor. Der König antwortete der Reihe nach. Und was sagte er? Als er die erste Botschaft gehört hatte, sagte er: „Früher war da, wo jene Leute leben, ein Hahn, der wußte, wann er zu krähen hatte. Wenn sie sich bei seinem Schrei erhoben hatten, hatten sie die heiligen Texte schon gelernt und waren schon beschäftigt, sie für sich zu studieren, wenn die Morgenröte heraufzog. Daher entschwand ihnen nichts von dem, was sie gelernt hatten. Jetzt aber ist da, wo jene Leute leben, ein Hahn, der nicht zur rechten Zeit kräht. Er kräht entweder noch tief in der Nacht, oder wenn es längst Tag ist. Kräht er tief in der Nacht, und sie haben sich bei seinem Schrei erhoben und die heiligen Texte gelernt, so sind sie schläfrig und legen sich wieder hin, ohne die Texte für sich studiert zu haben. Kräht er nun aber, wenn es längst Tag ist, und sie haben sich bei seinem Schrei erhoben, so kommen sie nicht dazu, die Texte für sich zu studieren. Daher verstehen sie nichts von dem, was sie gelernt haben."

Nachdem er die zweite Botschaft gehört hatte, sagte er: „Früher waren jene Leute in Erfüllung ihrer Asketenpflichten eifrig mit Übungen, die zur Versenkung führen, beschäftigt. Jetzt aber vernachlässigen sie ihre Asketenpflichten und sind eifrig mit ungehörigen Dingen beschäftigt. Die verschiedenen Früchte, die im Park gewachsen sind, geben sie ihren Aufwärtern und nähren sich in ungehöriger Weise durch Austausch der erbettelten Speise. Dadurch sind alle Früchte bei ihnen bitter geworden. Wenn sie sich aber wieder wie früher einmütig mit Eifer ihren Asketenpflichten widmen werden, dann werden auch die Früchte bei ihnen wieder süß werden.

Jene Asketen wissen nicht, daß die Angehörigen der Königsgeschlechter weise sind. Sag' ihnen, sie sollten ihre Asketenpflichten erfüllen."

Als er die dritte Botschaft gehört hatte, sagte er: „Jene Nāgakönige haben Streit miteinander, daher ist jenes Wasser trübe geworden. Wenn sie wieder einträchtig sein werden wie früher, wird es wieder klar werden."

Als er die vierte Botschaft gehört hatte, sagte er: „Jene Baumgottheit pflegte früher die Menschen, die in den Wald kamen, zu beschützen. Daher bekam sie Spenden von mancherlei Art. Jetzt aber gewährt sie keinen Schutz, daher bekommt sie keine Spenden mehr. Wenn sie wieder Schutz gewähren wird wie früher, wird sie wieder zu größten Ehren gelangen. Sie weiß nicht, daß es Könige gibt, darum sag' ihr, sie solle den Leuten, die in den Wald hinaufgestiegen kommen, Schutz gewähren."

Als er die fünfte Botschaft gehört hatte, sagte er: „Unter dem Ameisenhügel, an dessen Fuße das Rebhuhn sitzt, wenn es lieblich schreit, befindet sich ein großer Topf mit einem Schatz. Hole ihn heraus und nimm ihn dir!"

Als er die sechste Botschaft gehört hatte, sagte er: „Auf dem Baume, unter dem jene Gazelle das Gras fressen kann, ist eine Menge Bienenhonig. Sie ist versessen auf das Gras, auf das der Honig herabgetropft ist, und mag kein anderes fressen. Nimm jene Honigwaben, schicke mir den besten Honig und verzehre das Übrige selber!"

Als er die siebente Botschaft gehört hatte, sagte er: „Unter dem Ameisenhaufen, in dem die Schlange lebt, ist ein großer Topf mit einem Schatz. Den bewacht sie. Wenn sie ihr Loch verläßt, so kriecht sie mühsam heraus, indem ihr aus Liebe zu dem Gelde der Körper fast stecken bleibt. Hat sie Nahrung gefunden, so schlüpft sie aus Liebe zu dem Gelde geschwind, im Nu hinein, ohne stecken zu bleiben. Hebe jenen Topf mit dem Schatz heraus und nimm ihn dir!"

Als er die achte Botschaft gehört hatte, sagte er: „Die junge Frau hat einen Liebhaber in einem Dorfe, das zwischen dem

Dorfe, wo ihr Mann wohnt und dem, wo ihre Eltern wohnen, liegt. Wenn sie seiner gedenkt und es vor Liebe zu ihm im Hause des Mannes nicht mehr aushalten kann, so hält sie sich ein paar Tage unter dem Vorwand, ihre Eltern besuchen zu wollen, im Hause ihres Liebhabers auf und geht dann in das Haus ihrer Eltern. Wenn sie dort ein paar Tage zugebracht hat und wieder ihres Liebhabers gedenkt, geht sie unter dem Vorwand, in das Haus ihres Mannes zurückkehren zu wollen, wieder in das Haus ihres Liebhabers. Teile dieser Frau mit, daß es noch Könige gibt! Sag' ihr, sie dürfe sich nur im Hause ihres Gatten aufhalten, sonst würde der König sie ergreifen lassen, und es sei um ihr Leben geschehen. Sie solle sich in acht nehmen!"

Als er die neunte Botschaft gehört hatte, sagte er: „Früher, wenn jene Hetäre von jemand ausgehalten wurde, so nahm sie nichts von einem anderen, solange sie jenen nicht vollauf befriedigt hatte. Daher nahm sie früher viel ein. Jetzt aber hat sie ihre Gewohnheit aufgegeben und nimmt, noch ehe sie den Ersten für das Erhaltene vollauf befriedigt hat, schon von einem anderen etwas an. Ohne dem Ersten etwas gewährt zu haben, gewährt sie es schon dem Letzten. Daher wird sie jetzt nicht mehr ausgehalten. Niemand kommt mehr zu ihr. Wenn sie wieder ihre Pflicht erfüllen wird, so wird es ihr wieder wie früher gehen. Sag' ihr, sie solle ihre Pflicht erfüllen!"

Als er die zehnte Botschaft gehört hatte, sagte er: „Früher entschied jener Dorfschulze die Prozesse nach Recht und Billigkeit. Daher war er den Menschen lieb und wert, und die Leute, die mit ihm zufrieden waren, brachten ihm viele Geschenke. Daher war er schön, reich und angesehen. Jetzt aber läßt er sich bestechen und entscheidet die Prozesse ungerecht. Daher geht es ihm schlecht und kümmerlich, und die Gelbsucht hat ihn befallen. Wenn er die Prozesse wieder wie früher gerecht entscheiden wird, so wird es ihm wieder wie früher gehen. Er weiß nicht, daß es einen König gibt. Sag' ihm, er solle die Prozesse gerecht entscheiden!"

Auf diese Weise trug Gämanitschanda alle diese Botschaften vor. Nachdem der König in seiner Weisheit für sie alle wie ein allwissender Buddha eine Erklärung gegeben hatte, schenkte er dem Gämanitschanda viel Geld, gab ihm das Dorf, wo er wohnte, als Brahmanengabe und entließ ihn. Der verließ die Stadt und richtete die Botschaften, die ihm der Bödhisatta gegeben hatte, den jungen Brahmanen, den Asketen, dem Nägakönige und der Baumgottheit aus. Dann hob er den Schatz an der Stelle, wo das Rebhuhn saß, nahm den Bienenhonig vom Baume an der Stelle, wo die Gazelle das Gras fraß, und schickte den Honig dem Könige. Dann öffnete er den Ameisenhügel, wo die Schlange wohnte, und nahm den Schatz an sich. Dann richtete er die Botschaften so, wie sie ihm der König aufgetragen hatte, der jungen Frau, der Hetäre und dem Dorfschulzen aus und kehrte mit großem Ruhme in sein Dorf zurück, lebte, solang es ihm beschieden war, und fuhr dahin nach seinen Werken.

Auch König Ādāsamukha spendete Almosen und tat andere verdienstliche Werke und ging am Ende seines Lebens in den Himmel ein.

13. Der Hauspriester, der zur Unzeit redete

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, hatte er einen Hauspriester, der war rot und hatte vorstehende Zähne. Seine Frau verging sich mit einem anderen Brahmanen; der sah gerade so aus. Der Hauspriester versuchte zwar immer wieder seine Frau zurückzuhalten, es gelang ihm aber nicht. Da dachte er: „Ich kann diesen meinen Feind nicht mit eigener Hand töten, ich will mir etwas ausdenken, ihn umzubringen.“ Er ging also zum König und sagte: „Großer König, deine Stadt ist die erste Stadt in ganz Indien, du bist der erste König. Aber magst du auch der erste König sein, so ist dein Südtor doch schlecht gefügt und nicht glückbringend.“

— „Was soll man dabei machen, Lehrer?" — „Man muß es glückbringend machen und richtig fügen." — „Wie soll man das anfangen?" — „Man muß das alte Tor niederreißen und Holz nehmen, das glückbringend ist; den Schutzgeistern der Stadt muß man ein Opfer darbringen und unter einer Glück verheißenden Konstellation das Tor errichten." — „Macht es denn so!"

Damals war der Bôdhisatta ein junger Brahmane, namens Takkârija, der bei dem Hauspriester in der Lehre war. Als nun der Hauspriester das alte Tor hatte niederreißen und das neue fertig machen lassen, sagte er zum König: „Herr, das Tor ist fertig. Morgen tritt eine günstige Konstellation ein. Man darf sie nicht vorübergehen lassen, sondern muß das Opfer darbringen und das Tor errichten." —„Lehrer, was braucht man, um das Opfer darzubringen?" — „Herr, ein hervorragendes Tor steht unter dem Schutze hervorragender Gottheiten. Man muß einen Brahmanen, der rot ist, vorstehende Zähne hat und auf beiden Seiten von reiner Abkunft ist, töten, mit seinem Fleisch und Blut das Opfer darbringen und das Tor über seinem Leichnam errichten. So wird es Euch und der Stadt zum Heile gereichen." — „Gut, Lehrer, töte einen solchen Brahmanen und errichte das Tor!" Erfreuten Sinnes dachte der Hauspriester: „Morgen werde ich den Rücken meines Feindes sehen." Fest entschlossen begab er sich nach Hause; da er aber den Mund nicht halten konnte, so hatte er nichts Eiligeres zu tun als seiner Frau zuzurufen: „Mit wem wirst du dich wohl von jetzt ab vergnügen, du böse Hexe? Morgen werde ich deinen Buhlen als Opfer schlachten." — „Warum willst du ihn töten? Er hat doch nichts getan." — „Der König hat mir befohlen das Stadttor zu errichten und dabei mit dem Fleisch und Blut eines roten Brahmanen mit vorstehenden Zähnen ein Opfer darzubringen. Dein Buhle ist rot und hat vorstehende Zähne. Ich werde ihn als Opfer schlachten." Da ließ die Frau ihrem Buhlen sagen: „Der König wünscht, wie ich höre, einen roten Brahmanen mit vorstehenden Zähnen als Opfer zu schlachten. Wenn dir dein Leben

lieb ist, mache dich morgen beizeiten davon und nimm auch die übrigen Brahmanen, die dir ähnlich sind, mit!" Der tat so. Das verbreitete sich in der Stadt, und aus der ganzen Stadt flohen alle Leute, die rot waren und vorstehende Zähne hatten.

Der Hauspriester aber, der nicht wußte, daß sein Feind geflohen sei, ging am frühen Morgen zum König und sagte: „Herr, an dem und dem Orte ist ein roter Brahmane mit vorstehenden Zähnen. Laßt ihn festnehmen!" Der König schickte Leute hin; die fanden ihn aber nicht und kamen zurück und berichteten, er sei wohl entflohen. „Dann haltet anderswo Umschau!" Obgleich sie aber in der ganzen Stadt Umschau hielten, fanden sie keinen. Und als ihnen dann befohlen wurde, gründlich nachzusuchen, sagten sie: „Herr, außer dem Hauspriester gibt es keinen, der so aussähe." — „Man kann doch den Hauspriester nicht töten!" — „Herr, was sagt Ihr da? Wenn heute wegen des Hauspriesters das Tor nicht errichtet wird, wird die Stadt ohne Schutz sein. Als der Lehrer über die Sache sprach, sagte er, wenn man heute die Konstellation vorübergehen ließe, würde man sie erst nach Ablauf eines Jahres wieder bekommen. Ein Jahr lang würde also die Stadt ohne Tor sein, und die Feinde würden eine günstige Gelegenheit zum Angriff haben. Wir wollen ihn töten, mag er sein, was er will, und durch einen anderen gelehrten Brahmanen das Opfer darbringen lassen und das Tor errichten." — „Gibt es denn aber noch einen anderen Brahmanen, der ebenso gelehrt wäre wie der Lehrer?" — „Allerdings, Herr; da ist sein eigener Schüler, der junge Takkārija. Gebt ihm die Stelle des Hauspriesters und laßt das glückbringende Opfer am Tore verrichten!" Der König ließ den Takkārija kommen, erwies ihm Ehren und gab ihm die Stelle des Hauspriesters und befahl ihm die Sache auszuführen.

Mit großem Gefolge begab sich Takkārija zum Stadttore. Da führten sie den Hauspriester auf Befehl des Königs gebunden herbei. Das große Wesen ließ nun eine Grube graben an der Stelle, wo das Tor errichtet werden sollte, ließ rings-

herum einen Vorhang aufspannen und trat dann zusammen mit dem Lehrer in das Innere des Vorhanges. Der Lehrer betrachtete die Grube, und da er keine Rettung für sich sah, wandte er sich an das große Wesen: „Ich hatte meinen Zweck schon erreicht; in meiner Torheit konnte ich aber den Mund nicht halten und teilte die Sache voreilig dem bösen Weibe mit. So habe ich mir selbst den Tod gebracht." Und er sprach den ersten Vers:

„Da schwatzt' ich Tor mich selber nun zugrunde,
Gleichwie der Frosch die Schlange ruft im Wald.
Takkārija, das Wort zur falschen Stunde
Bringt Unheil. Drum stürz' ich in diesen Spalt."

Der andere sprach zu ihm gewandt den Vers:

„Herr Lehrer, übereilte Reden treiben
Den Mann in Not und Tod und Seelenpein.
Du hast es nur dir selber zuzuschreiben,
Gräbt man dich jetzt in diesen Erdspalt ein."

Und als er so zu ihm gesprochen hatte, fuhr er fort: „Nicht nur du, Lehrer, bist ins Unglück geraten, weil du den Mund nicht gehalten hast. Auch anderen ist es so gegangen." Und er machte ihm die Sache klar, indem er ihm eine Geschichte aus der Vergangenheit erzählte:

„Früher, so erzählt man, gab es in Benares eine Hetäre, namens Kālī, die hatte einen Bruder, namens Tundila. Kālī nahm tausend Kahāpanas in einem Tage ein, Tundila aber war hinter den Weibern her, ein Trunkenbold und ein Spieler. Sie pflegte ihm Geld zu geben, er aber brachte alles durch, was er bekam. Sie versuchte ihn zurückzuhalten, es gelang ihr aber nicht. Eines Tages hatte er im Spiel verloren und die Kleider, die er trug, dahingegeben. Mit einem Hüftentuchfetzen bekleidet, kam er zu ihrem Hause. Sie aber hatte den Dienerinnen befohlen: „Wenn Tundila kommt, so gebt ihm nichts, packt ihn am Halse und werft ihn hinaus!" Die taten so. Weinend blieb er vor der Tür stehen.

Es war aber da der Sohn eines Großkaufmanns, der Kālī ständig tausend Kahāpanas brachte. Der sah an diesem Tage den Tundila und fragte ihn, warum er weine. „Herr, ich habe im Spiel verloren und bin zu meiner Schwester gekommen, ihre Dienerinnen aber haben mich am Halse gepackt und hinausgeworfen." „So warte denn hier, ich will mit deiner Schwester sprechen," sagte der andere und ging hin und sagte: „Da steht dein Bruder, mit einem Hüftentuchfetzen bekleidet. Warum gibst du ihm keine Kleider?" — „Von mir bekommt er nichts. Wenn du aber Lust hast, so gib du ihm etwas!"

In jenem Hetärenhause aber war folgender Brauch: Von den tausend Kahāpanas, die eingingen, gehörten fünfhundert der Hetäre, fünfhundert dienten zur Anschaffung von Kleidern, Wohlgerüchen und Kränzen. Bei ihrer Ankunft kleideten sich die Besucher in die Gewänder, die sie in jenem Hause empfingen, und verbrachten in ihnen die Nacht. Wenn sie am nächsten Tage wieder gingen, zogen sie sich um und gingen in den Gewändern, die sie mitgebracht hatten, fort. Daher ließ der Großkaufmannssohn, nachdem er das von der Hetäre gegebene Gewand angelegt hatte, dem Tundila seine eigenen Kleider reichen. Der zog sie an und ging lärmend fort und begab sich in eine Branntweinschenke. Kālī aber befahl den Dienerinnen: „Nehmt, wenn dieser Mann morgen fort will, ihm die Kleider weg!" Als er nun fortgehen wollte, stürzten sie von allen Seiten auf ihn zu und rissen ihm wie Räuber die Kleider ab. „Jetzt mach, daß du fortkommst, junger Herr!" riefen sie und warfen ihn nackend hinaus. Nackt ging er fort, und die Leute lachten ihn aus. Er aber schämte sich und klagte: „Das habe ich selbst angerichtet. Ich konnte den Mund nicht halten." Um dieses klar zu machen, sprach Takkārija den dritten Vers:

„Was Kālī mit dem Bruder vorgenommen,
Was ging's mich an? Was fragt' ich Tundila?
Nun bin ich nackt, um Hemd und Rock gekommen.
Auch dieser Fall steht gleich dem deinen da."

Ein anderer Fall:

Einst waren in Benares durch die Nachlässigkeit der Ziegenhirten zwei Widder auf dem Weidegrund in Kampf geraten. Da dachte ein Sperling: „Die beiden werden sich jetzt die Köpfe zerschmettern und umkommen. Soll ich sie nicht zurückhalten?" „Onkel, kämpft nicht!" rief er und suchte sie zurückzuhalten, und als sie weiterkämpften, ohne auf seine Rede zu achten, setzte er sich ihnen auf den Rücken und auf den Kopf und flehte sie an. Er konnte sie aber nicht zurückhalten, und so flog er schließlich mit dem Rufe: „So kämpft denn, aber erst tötet mich!" zwischen die Köpfe der beiden. Die stießen gerade aufeinander los. Wie in einem Mörser zerstoßen kam er durch sein eigenes Tun dort ums Leben. Diese zweite Sache klar machend, sprach Takkārija den vierten Vers:

„Der Sperling, dem der Widderkampf zuwider,
Flog mitten in die Kämpfenden hinein.
Er fiel zermalmt von ihren Stirnen nieder.
Auch dieser Fall scheint mir ganz gleich zu sein."

Ein anderer Fall:

Einmal erblickten Kuhhirten aus Benares eine Weinpalme, die Früchte trug, und ließen einen von sich der Früchte wegen hinaufsteigen. Während er die Früchte herunterwarf, kam aus einem Ameisenhügel eine schwarze Schlange und kroch die Palme hinauf, und obgleich die Untenstehenden mit Stöcken und dergleichen nach ihr schlugen, konnten sie sie nicht vertreiben. „Eine Schlange kriecht die Palme hinauf," riefen sie dem anderen zu. Der fing in seiner Angst an laut zu schreien. Die Untenstehenden faßten nun ein festes Tuch an den vier Ecken und riefen ihm zu: „Spring auf dies Tuch!" Er ließ sich fallen und fiel mitten auf das Tuch, gerade zwischen die vier hinein. Als er so mit Windsgewalt herunterkam, konnten die sich nicht halten, sondern schlugen mit den Köpfen aneinander und kamen so mit zerschmetterten Köpfen ums Leben. Diese Sache klar machend, sprach Takkārija den fünften Vers:

„Um einen Mann am Leben zu erhalten,
Ergriffen vier das Laken im Verein.
Da lagen alle vier, das Haupt zerspalten.
Auch dieser Fall scheint mir ganz gleich zu sein."

Ein anderer Fall:

Viehdiebe aus Benares hatten eines Nachts eine Ziege gestohlen und wollten sie im Walde verzehren. Damit sie nicht meckern könnte, banden sie ihr das Maul zu und steckten sie in einen Bambusbusch. Als sie am nächsten Tag hingingen, sie zu essen, vergaßen sie ein Messer mitzunehmen. „Wir wollen die Ziege schlachten, ihr Fleisch kochen und essen, bringt das Messer her," sagten sie; da merkten sie, daß kein einziger ein Messer bei sich hatte. „Ohne Messer können wir nichts mit ihrem Fleische anfangen, auch wenn wir sie getötet haben," dachten sie und ließen sie laufen. „Laßt sie los," sagten sie, „sie hat ein religiöses Verdienst."

Damals hatte ein Rohrflechter sich Bambus geholt und sein Rohrflechtermesser zwischen die Bambusblätter gesteckt und war in der Absicht, es mitzunehmen, wenn er wiederkäme, davongegangen. Die Ziege, über ihre Freiheit erfreut, trieb ihr Spiel unter dem Bambus, und als sie mit den Hinterfüßen ausschlug, warf sie das Messer herunter. Als die Diebe das Klirren des Messers hörten, sahen sie nach, und als sie es erblickten, waren sie vergnügt und schlachteten die Ziege und verzehrten ihr Fleisch. So starb auch die Ziege durch ihr eigenes Tun. Um dies klar zu machen, sprach Takkārija den sechsten Vers:

„Die Ziege fand das Messer, als sie mitten
Im Bambusdickicht ausschlug mit dem Bein.
Damit ward ihr die Kehle abgeschnitten.
Auch dieser Fall scheint mir ganz gleich zu sein."

Nachdem er aber so gesprochen hatte, erzählte er die Kinnarageschichte, indem er zeigte, daß Leute, die im Reden zurückhaltend sind, dadurch, daß sie ihre Zunge hüten, vom Leid des Todes befreit werden.

Ein Jäger aus Benares, so erzählt man, der in den Himalaja gegangen war, fing durch irgendein schlaues Mittel zwei Kinnaras, Männchen und Weibchen, und brachte sie dem Könige. Als der König, der noch nie zuvor Kinnaras gesehen hatte, sie erblickte, fragte er den Jäger, was für Eigenschaften sie hätten. „Herr," antwortete er, „sie singen mit süßer Stimme, und sie tanzen entzückend. Die Menschen können nicht so singen und tanzen." Da gab der König dem Jäger viel Geld und sagte zu den Kinnaras: „Singt und tanzt!" „Wenn wir beim Singen die Worte nicht vollkommen verständlich herausbringen können, so wird es ein übler Gesang," dachten sie, „man wird uns schmähen und töten. Wenn man aber viel redet, sagt man leicht etwas Falsches." So sprachen sie aus Furcht, etwas Falsches zu sagen, nichts, obgleich sie der König immer wieder anredete, und tanzten auch nicht. Da wurde der König zornig und befahl sie zu töten, ihr Fleisch zu braten und es ihm zu bringen, indem er den siebenten Vers sprach:

„Was Götter, was Gandharwen! Falsch geraten!
Nur Tiere sind's, um Lohn hierher gebracht.
Den einen sollt ihr mir zum Frühstück braten,
Und jenen andern bratet mir zur Nacht!"

Das Kinnaraweibchen dachte: „Der König ist erzürnt, sicherlich wird er uns umbringen. Jetzt ist es Zeit zu reden." Und sie sprach den folgenden Vers:

„Hältst du auch hunderttausend schlechte Reden,
Das kleinste rechte Wort wiegt mehr als das.
Allein die Scheu vor schlechter Rede Schäden,
Nicht Dummheit schloß den Mund der Kinnaras."

Zufrieden mit dem Kinnaraweibchen sprach der König den folgenden Vers:

„Laßt diese, die zu mir gesprochen, leben!
Führt sie zurück in den Himalaja!
Doch jenen soll man in die Küche geben,
Und morgen steht er mir zum Frühmahl da!"

Als der Kinnara die Rede des Königs vernahm, dachte er: „Der König da wird mich sicherlich töten, wenn ich nichts sage. Jetzt ziemt es sich zu reden." Und er sprach den andern Vers:

„Tiere leben von der Wolke,
und die Menschheit lebt vom Tier.
Wie von dir mein Leben abhängt,
hängt die Gattin ab von mir.
Mag man auch getrennt vom andern
frei wohl in die Berge wandern?"

Als er aber so gesprochen, fügte er noch hinzu: „Großer König, wir haben nicht geschwiegen, weil wir deinem Befehle nicht folgen wollten, sondern wir redeten nicht, weil wir einsahen, daß das Reden fehlerhaft sei." Und indem er dies erläuterte, sprach er die folgenden zwei Verse:

„Schwer ist's, o König, Tadel zu vermeiden.
Verschiedne Leute trifft man in der Welt.
So muß der eine oftmals Tadel leiden
Für das, wofür der andre Lob erhält.

Als dumm gilt jeder, will er anders denken,
Als klug, wenn ihn des andern Denken lenkt.
Doch wessen Denken soll ich Folge schenken,
Da eben alle Welt verschieden denkt?"

„Er redet die Wahrheit," dachte der König, „der Kinnara ist ein Weiser." Und hocherfreut sprach er den Schlußvers:

„Es schwieg der Kinnara, sein Weib zur Seite.
Die Furcht erst gab die Sprache ihm zurück.
Nun zieht er frei, gesund und froh ins Weite.
Fürwahr, die Rede bringt dem Menschen Glück."

Darauf ließ der König die beiden Kinnaras in einen goldenen Käfig setzen, ließ den Jäger kommen und befahl ihm, sie frei zu lassen, indem er sagte: „Geh, laß sie an demselben Orte, wo du sie gefangen hast, wieder frei!"

„Sieh, Lehrer," sagte das große Wesen, „so erlangten die Kinnaras, nachdem sie erst ihre Zunge gehütet hatten, die Freiheit wieder, weil sie zur rechten Zeit ein gutes Wort sprachen. Du aber bist, weil du übel redetest, in großes Leid geraten." Nachdem er ihm so dieses Beispiel vorgehalten hatte, tröstete er ihn: „Lehrer, fürchte dich nicht, ich werde dir das Leben schenken." „Könnt Ihr mich denn aber auch retten?" fragte der andere. Da ließ der Bōdhisatta den Tag verstreichen, indem er behauptete, die Konstellation sei noch nicht eingetreten. Unmittelbar nach der mittleren Nachtwache ließ er dann einen toten Bock holen und schickte, ohne daß einer etwas merkte, den Lehrer fort: „Brahmane, geh, wohin du willst, und freue dich deines Lebens!" Dann brachte er das Opfer mit dem Fleisch des Bockes dar und errichtete das Tor.

14. Prinz Ohnegleichen

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf die große Weltentsagung. „Nicht nur jetzt, ihr Mönche," sagte der Meister, „hat der Tathāgata die große Weltentsagung betätigt, auch früher schon hat er den weißen Sonnenschirm aufgegeben und hat der Welt entsagt." Und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, empfing der Bōdhisatta ein neues Leben im Schoße von dessen Hauptgemahlin. Als er glücklich zur Welt gekommen war, gab man ihm am Tage der Namensgebung den Namen Prinz Asadisa, das heißt Prinz Ohnegleichen. Zur Zeit, als er laufen konnte, empfing ein anderes mit religiösen Verdiensten ausgestattetes Wesen ein neues Leben im Schoße der Königin. Als es glücklich zur Welt gekommen war, gab man ihm am Tage der Namensgebung den Namen Prinz Brahmadatta. Von den beiden ging der Bōdhisatta, als er sechzehn Jahre geworden

war, nach Takkasilā und studierte bei einem weit und breit berühmten Lehrer die drei Weden und die achtzehn Künste und wurde ein Meister ohnegleichen in der Bogenschützenkunst. Dann kehrte er nach Benares zurück. Als der König im Sterben lag, sagte er: „Gebt dem Prinzen Ohnegleichen die Herrschaft, dem Brahmadatta gebt die Würde des Vizekönigs," und als er das gesagt hatte, verschied er. Als der König tot war und man dem Bōdhisatta die Königswürde anbot, wies er sie zurück: „Ich bedarf der Herrschaft nicht." Da weihten sie den Brahmadatta zum König. Der Bōdhisatta wünschte gar nichts, weil ihm der Sinn nicht nach Ruhm und Ehre stand. Während der jüngere Bruder regierte, lebte er einfach wie bisher. „Prinz Ohnegleichen trachtet nach der Herrschaft," sagten die Diener des Königs und verleumdeten den Bōdhisatta beim Könige. Der hörte auf ihre Rede, sein Herz wurde von Mißtrauen erfüllt, und er beauftragte einige Leute, seinen Bruder gefangen zu nehmen. Ein treuer Diener des Bōdhisatta aber berichtete ihm diese Sache. Erzürnt auf seinen jüngeren Bruder begab sich der Bōdhisatta in ein anderes Reich und ließ dem Könige dort melden: „Es ist ein Bogenschütze angekommen, er steht am Palasttor." „Wieviel Lohn wünscht er?" fragte der König. „Jährlich hunderttausend Kahāpanas." — „Gut, er soll kommen." Als der Bōdhisatta dann zu ihm gekommen war und vor ihm stand, fragte er ihn: „Bist du der Bogenschütze?" — „Ja, Herr." — „Gut, du sollst mir dienen." Von da ab diente er dem Könige. Als aber die alten Bogenschützen sahen, wieviel Geld ihm gegeben wurde, wurden sie ärgerlich und sagten, er bekäme zuviel.

Eines Tages war nun der König in den Park gegangen, hatte den Platz bei der königlichen Steinbank mit einem Vorhang ringsum umspannen lassen und sich auf sein prächtiges Lager unter einem Mangobaume niedergelegt. Als er in die Höhe blickte, gewahrte er im Wipfel des Baumes ein Büschel Mangos. „Es ist nicht möglich, hinaufzusteigen und es zu pflücken," dachte er und ließ die Bogenschützen kommen. „Könnt ihr wohl dies Mangobüschel mit einem Pfeil herunterschießen?" fragte er sie.

„Das ist für uns keine große Sache, Herr, aber unsere Arbeit hat der Herr schon oft zuvor gesehen. Der Bogenschütze, der neulich gekommen ist, bekommt viel mehr als wir. Laßt ihn es herunterschießen!" Der König ließ den Bôdhisatta kommen und fragte ihn: „Kannst du wohl dies Büschel herunterschießen, mein Lieber?" — „Ja, großer König, wenn ich den Platz dazu habe, kann ich es." — „Welchen Platz willst du?" — „Den Platz, wo Euer Lager ist." Da ließ der König das Lager fortnehmen und Platz machen.

Nun hatte aber der Bôdhisatta seinen Bogen nicht in der Hand, er pflegte ihn unter seiner Kleidung festgebunden zu tragen. Daher sagte er: „Ich muß einen Vorhang haben." „Gut," sagte der König, ließ einen Vorhang bringen und einen Platz damit umspannen. Der Bôdhisatta trat in das Innere des Vorhangs, legte das weiße Gewand, das er zu oberst trug, ab, legte ein rotes Tuch an, gürtete seine Lenden und band sich ein anderes rotes Tuch um den Leib. Dann zog er aus einem Sack ein Schwert, das sich zusammensetzen ließ, und befestigte es an seiner linken Seite. Dann legte er einen goldenen Brustpanzer an, befestigte auf dem Rücken das Bogenfutteral, nahm seinen großen Widderbogen, der sich zusammensetzen ließ, spannte eine Sehne ein, die wie eine Koralle aussah, setzte sich einen Turban auf das Haupt, und indem er mit den Nägeln einen scharfen Messerpfeil herumwirbelte, trat er, den Vorhang auseinanderreißend, hervor, wie ein Nâgaprinz in all seinem Schmucke die Erde spaltend aus der Tiefe auftaucht. So betrat er den Ort, wo er den Pfeil abschießen wollte, legte den Messerpfeil auf die Sehne und sprach zum Könige: „Großer König, soll ich dies Mangobüschel durch einen aufwärts fliegenden Pfeil herabschießen oder durch einen abwärts fliegenden?" — „Mein Lieber, ich habe schon viele gesehen, die etwas mit einem aufwärts fliegenden Pfeile abschossen, aber ich habe noch keinen gesehen, der etwas mit einem abwärts fliegenden Pfeile abgeschossen hätte. Schieß das Büschel mit dem abwärts fliegenden Pfeile herunter!" — „Großer König, dieser Pfeil wird hoch hinauf fliegen. Bis zum Himmel

der vier Großkönige wird er fliegen und von selbst dann herunterfallen. Ihr müßt geduldig warten, bis er wieder herunterkommt." Der König erklärte sich dazu bereit. Der Bogenschütze aber sagte wiederum zu ihm: „Großer König, dieser Pfeil wird aber beim Aufwärtsfliegen gerade in der Mitte den Stengel des Mangobüschels durchschneiden; beim Herabkommen wird er auch nicht um Haaresbreite nach der einen oder der anderen Seite abweichen, sondern genau auf denselben Fleck fallen und mitsamt dem Mangobüschel herunterkommen. Paß auf, großer König!" Und er ließ den Pfeil absausen. Der Pfeil flog in die Höhe, den Stengel des Mangobüschels gerade in der Mitte durchschneidend. Als der Bōdhisatta dachte, der Pfeil würde jetzt wohl bis in den Himmel der vier Großkönige gelangt sein, schoß er einen anderen Pfeil ab, den er noch schneller sausen ließ als den zuerst geschossenen Pfeil. Der flog dahin und traf den ersten Pfeil am Gefieder, so daß er umkehrte; er selbst flog in den Himmel der dreiunddreißig Götter hinauf. Dort fingen ihn die Gottheiten auf.

Wie der zurückkehrende Pfeil die Luft durchschnitt, gab es einen Ton gleich dem Tone des Donnerkeils. Als die Menge fragte, was für ein Ton das sei, erklärte der Bōdhisatta, daß es der Ton des zurückkehrenden Pfeiles sei. Da hatte jeder Furcht, der Pfeil könnte auf ihn fallen, und als der Bōdhisatta das merkte, da beruhigte er die vor Angst zitternde Menge. „Habt keine Furcht," sagte er, „ich werde den Pfeil nicht auf die Erde fallen lassen." Der Pfeil wich beim Herabkommen auch nicht um Haaresbreite nach der einen oder der anderen Seite ab, sondern fiel genau auf denselben Fleck und schnitt das Mangobüschel ab. Der Bōdhisatta ließ weder das Mangobüschel noch den Pfeil zur Erde fallen, sondern fing sie noch in der Luft auf; mit der einen Hand faßte er das Mangobüschel, mit der anderen den Pfeil. „So etwas haben wir noch nicht gesehen!" rief die Menge, als sie dies Wunder sah, und spendete dem großen Manne Beifall und jubelte ihm zu und schnippte und schüttelte die Finger, und tausende von Gewändern wurden in der Luft geschwenkt. Das Geld, das das

Gefolge des Königs erfreut und entzückt dem Bōdhisatta schenkte, belief sich auf zehn Millionen. Auch der König gab ihm viel Geld, gleichsam als ließe er einen Geldregen auf ihn niederfallen und erwies ihm große Ehre.

Während nun der Bōdhisatta so von jenem Könige geehrt und geachtet dort lebte, kamen sieben Könige, die sich überlegt hatten, daß Prinz Ohnegleichen nicht in Benares sei, und schlossen Benares ein und schickten dem Könige einen Brief des Inhalts, er solle das Reich ausliefern oder sich zum Kampf stellen. Der König wurde von Todesangst ergriffen. „Wo lebt denn mein Bruder?" fragte er, und als er vernahm, er stehe bei einem benachbarten Könige in Dienst, schickte er Boten hin. „Wenn mein Brüderchen nicht kommt," sagte er, „so ist es um mein Leben geschehen. Geht, bittet ihn in meinem Namen fußfällig um Verzeihung und bringt ihn hierher!" Die Boten gingen hin und berichteten dem Bōdhisatta, was geschehen sei. Der Bōdhisatta bat den König um seine Entlassung und kehrte nach Benares zurück und redete dem Könige gut zu, er solle keine Furcht haben. Darauf schnitt er in einen Pfeil die Worte: „Ich, Prinz Ohnegleichen, bin zurückgekehrt und werde mit einem einzigen Pfeilschuß euch allen das Leben nehmen. Wem sein Leben lieb ist, der soll sich davon machen." Und er stellte sich auf einen Wachtturm und schoß den Pfeil gerade auf den Knopf der goldenen Schüssel, aus der die sieben Könige speisten. Als diese die Worte gelesen hatten, wurden sie alle von Todesangst ergriffen und flohen davon. So schlug das große Wesen, ohne auch nur soviel Blut vergossen zu haben wie eine kleine Mücke trinkt, die sieben Könige in die Flucht. Dann aber gab er mit Einwilligung seines jüngeren Bruders die Lüste auf, wurde ein Einsiedler nach der Weise der Isis, entwickelte die verschiedenen übernatürlichen Kräfte und Stufen der Versenkung und wurde am Ende seines Lebens ein Bewohner der Brahmawelt.

„So, ihr Mönche," sagte der Meister, „wurde der Prinz Ohnegleichen, nachdem er die sieben Könige in die Flucht geschlagen und die Schlacht gewonnen hatte, ein Einsiedler nach

der Weise der Isis," und als völlig Erleuchteter sprach er die folgenden Verse:

„Prinz Ohnegleichen zubenannt,
war einst ein mächt'ger Bogenschütz.
Das festeste und fernste Ziel
durchschoß er schneller als der Blitz.

Mit allen Feinden kämpfte er
und tat doch keinem was zu leid,
Und als der Bruder frei, da fand
er Ruh in der Enthaltsamkeit."

Als der Meister diese Unterweisung über das rechte Verhalten erteilt hatte, verknüpfte er das Dschātaka: „Damals war Ānanda der jüngere Bruder, der Prinz Ohnegleichen aber war ich."

15. Guttila, der Musiker

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta in einer Musikerfamilie wiedergeboren. Man gab ihm den Namen Jung-Guttila. Als er herangewachsen war und die Meisterschaft in der Kunst der Musik erlangt hatte, war er der erste Musiker in ganz Indien, bekannt unter dem Namen ‚der Musiker Guttila'. Er verheiratete sich aber nicht, sondern erhielt seine blinden Eltern.

Damals zogen einmal Kaufleute aus Benares, um Handel zu treiben, nach Udschdschēnī, wo gerade ein Fest ausgerufen wurde. Sie legten zusammen — ein jeder gab soviel, wie er wollte — und mit Kränzen, Wohlgerüchen und Salben, mit Speisen von allerlei Art, festen und breiartigen, versehen, trafen sie sich dann auf dem Festplatz. „Wir wollen uns einen Musiker dingen," sagten sie, „holt einen herbei!" Zu der Zeit war der beste Musiker in Udschdschēnī ein Mann, namens Mūsila. Den ließen sie kommen und stellten ihn als ihren Mu-

siker an. Und Mūsila, der Wīnāspieler, stimmte seine Wīnā auf die höchste Tonart und spielte. Da die Kaufleute aber an das Spiel des Musikers Guttila gewöhnt waren, so klang ihnen sein Spiel wie das Kratzen auf einer Matte, und auch nicht ein einziger zeigte eine erfreute Miene. Da sie keine erfreuten Mienen zeigten, dachte Mūsila: „Ich glaube, ich spiele mit zu straff gespannten Saiten," und er stimmte die Wīnā auf die mittlere Tonart und spielte in der mittleren Tonlage. Aber auch da blieben jene Leute gleichgültig. Da dachte er: „Ich glaube, diese Leute verstehen nichts davon," und er spielte, als ob er selbst nichts verstünde, auf den losen Saiten. Aber auch da sagten jene nichts. Da sagte Mūsila zu ihnen: „Hört, ihr Kaufleute, warum gefällt euch denn mein Wīnāspiel nicht?" — „Spielst du denn überhaupt die Wīnā? Wir dachten, du stimmtest sie nur." — „Kennt ihr denn einen Meister, der größer ist als ich, oder gefällt es euch nicht, weil ihr nichts davon versteht?" Da sagten die Kaufleute: „Für Leute, die schon das Wīnāspiel des Musikers Guttila aus Benares gehört haben, klingt dein Wīnāspiel gerade so, als ob eine Frau ihr Kind beruhigt." — „Wohlan, so nehmt denn den Lohn, den ihr mir gegeben habt, zurück! Ich habe kein Verlangen danach. Wenn ihr aber wieder nach Benares zurückkehrt, wollt ihr mich dann nicht mitnehmen?" Die erklärten sich dazu bereit, und als sie fortzogen, nahmen sie ihn mit nach Benares. Sie zeigten ihm, wo Guttila wohnte, und dann gingen sie alle nach Hause.

Mūsila trat in das Haus des Bōdhisatta ein. Da hing die edle Wīnā des Bōdhisatta, und als er sie erblickte, nahm er sie und begann darauf zu spielen. Nun konnten ihn aber die Eltern des Bōdhisatta, weil sie blind waren, nicht sehen, und sie sagten: „Es scheint, Mäuse benagen die Wīnā. Husch, husch! Ratten benagen die Wīnā." Da stellte Mūsila die Wīnā beiseite, begrüßte ehrerbietig die Eltern des Bōdhisatta, und auf ihre Frage, woher er gekommen sei, antwortete er: „Ich bin aus Udschdschēnī gekommen, um bei dem Meister die Kunst zu erlernen." „Gut," antworteten sie. „Wo ist der Meister?" fragte er. „Er ist verreist, mein Lieber," antworteten sie, „aber

er kommt noch heute zurück." Als er das hörte, blieb er dort sitzen, bis er den Bōdhisatta kommen sah. Nachdem der ihn freundlich willkommen geheißen hatte, teilte Mūsila ihm den Grund seines Kommens mit. Der Bōdhisatta, der in der Wissenschaft von den körperlichen Merkmalen erfahren war, erkannte, daß jener kein guter Mensch sei. Er weigerte sich daher: „Geh, mein Lieber, die Kunst ist nichts für dich!" Da fiel Mūsila den Eltern des Bōdhisatta zu Füßen, und nachdem er durch allerlei Dienstleistungen ihre Gunst gewonnen hatte, bat er sie: „Veranlaßt ihn doch, mich die Kunst zu lehren!" Als die Eltern den Bōdhisatta nun immer wieder darum angingen, konnte er ihnen nicht länger widerstehen und gab ihm Unterricht in der Kunst.

Zusammen mit dem Bōdhisatta ging Mūsila nun zum Königspalaste. Als der König ihn erblickte, fragte er: „Wer ist das, Meister?" — „Es ist mein Schüler, großer König." Im Laufe der Zeit gewann Mūsila das Vertrauen des Königs. Der Bōdhisatta aber erwies sich nicht als ein Lehrer mit geschlossener Hand, er lehrte ihn vielmehr die ganze Kunst, soweit er sie selbst verstand, und dann sagte er: „Nun hast du ausgelernt, mein Lieber." Der dachte: „Nun habe ich die Kunst inne. Diese Stadt Benares aber ist die erste Stadt in ganz Indien, und der Meister ist alt. Dies ist der Ort, wo ich bleiben muß." Und er sprach zu dem Meister: „Meister, ich will bei dem Könige Dienste nehmen." „Gut, mein Lieber," antwortete der Meister, „ich werde es dem Könige mitteilen." Und er ging hin und teilte dem Könige mit: „Unser Schüler wünscht bei dem Herrn Dienste zu nehmen. Bestimmt, was Ihr ihm als Lohn geben wollt!" „Er soll die Hälfte von dem bekommen, was Ihr bekommt," antwortete der König. Der Meister berichtete dem Mūsila diese Sache. Mūsila aber sagte: „Ich werde nur bei ihm Dienste nehmen, wenn ich ebensoviel bekomme wie Ihr. Wenn ich das nicht bekomme, werde ich nicht in seine Dienste treten." — „Warum denn?" — „Verstehe ich nicht die ganze Kunst, soweit Ihr sie selbst versteht?" — „Ja, du verstehst sie." — „Wenn das der Fall ist, warum gibt er mir

da nur die Hälfte?" Der Bōdhisatta teilte das dem Könige mit. „Wenn dem so ist, und er zeigen kann, daß er ebensoviel von der Kunst versteht wie Ihr, so soll er das gleiche bekommen," antwortete der König. Der Bōdhisatta berichtete dem Mūsila, was der König gesagt habe. „Gut," gab der zur Antwort, „ich werde es zeigen." Der Bōdhisatta berichtete diese Äußerung dem Könige. „Gut, mag er es zeigen," sagte der König, „an welchem Tage soll der Wettstreit stattfinden?" „Am siebenten Tage von heute ab soll er stattfinden, großer König," antwortete der Bōdhisatta. Der König ließ den Mūsila kommen und fragte ihn: „Ich höre, daß du dich mit dem Meister in einen Wettstreit einlassen willst. Ist das wahr?" „Es ist wahr, Herr," antwortete er. „Unpassend ist es, sich in einen Kampf mit seinem Lehrer einzulassen. Tu es nicht!" sagte der König. Er ließ sich aber nicht zurückhalten: „Reden wir nicht weiter davon, großer König. Der Wettstreit mit meinem Lehrer soll stattfinden und zwar am siebenten Tage. Dann werden wir ja sehen, wer etwas versteht." Der König war damit einverstanden und ließ unter Trommelschlag verkündigen: „Am siebenten Tage von heute ab werden der Meister Guttila und sein Schüler Mūsila am Palasttore im Wettstreit miteinander eine Probe ihrer Kunst geben. Die Bewohner der Stadt sind geladen sich zu versammeln und zu sehen, was sie können."

Da dachte der Bōdhisatta: „Dieser Mūsila ist jung und frisch, ich aber bin alt, und meine Kräfte sind dahingeschwunden. Ein alter Mann aber vermag nichts mehr zu leisten. Wenn der Schüler auch unterliegen sollte, so ist das keine Ehre für mich. Sollte aber mein Schüler siegen, so wäre es besser in den Wald zu gehen und dort zu sterben, als solche Schande zu ertragen." Und er ging in den Wald. Dann fürchtete er sich doch vor dem Tode und kehrte wieder um, aber die Furcht vor der Schande trieb ihn wieder hin. Während er so hin und wieder ging, verstrichen sechs Tage. Das Gras starb ab, ein Fußpfad entstand.

In dem Augenblick zeigte der Sitz Sakkas Zeichen von Hitze. Sakka dachte nach und erkannte die Ursache: „Der Musiker Guttila erduldet um seines Schülers willen im Walde große

Pein. Ich muß ihm zu Hilfe kommen." Und eilig kam er herbei, trat vor den Bōdhisatta hin und fragte: „Meister, warum bist du in den Wald gegangen?" „Wer bist du?" fragte der Bōdhisatta. „Ich bin Sakka," antwortete er. Da sagte der Bōdhisatta zu ihm: „Götterkönig, ich bin in den Wald gegangen, weil ich fürchtete von meinem Schüler besiegt zu werden." Und er sprach den ersten Vers:

„Dem ich das feine süße Spiel
 auf sieben Saiten selbst gelehrt,
Der fordert mich zum Kampf heraus.
 So sei mir, Herr, dein Schutz gewährt."

Als Sakka seine Rede vernommen hatte, sagte er: „Fürchte dich nicht! Ich will dir Schutz und Zuflucht sein." Und er sprach den zweiten Vers:

„Ich biete meinen Schutz dir, Freund.
 Des Lehrers Ehre halt ich rein.
Der Schüler soll dich nicht besiegen;
 du, Meister, sollst der Sieger sein."

„Und weiter: Wenn du die Wīnā spielst, so reiß eine Saite ab und spiele auf sechsen, und deine Wīnā wird wie gewöhnlich klingen. Auch Mūsila wird dann eine Saite abreißen, aber seine Wīnā wird nicht klingen. In dem Augenblick wird er besiegt sein. Wenn du nun merkst, daß er besiegt ist, so reiß die zweite und die dritte und die vierte und die fünfte und die sechste und die siebente Saite ab und spiele schließlich auf dem bloßen Holze. Aus den Enden der abgerissenen Saiten wird ein Ton herausströmen, der weiterklingend die ganze, zwölf Meilen große Stadt Benares erfüllen wird." Nach diesen Worten gab Sakka dem Bōdhisatta drei Würfel und sprach folgendermaßen: „Wenn die ganze Stadt vom Ton der Wīnā erfüllt ist, so wirf einen von diesen Würfeln in die Luft; dann werden dreihundert Göttermädchen vor dir herniedersteigen und zu tanzen beginnen. Wenn sie aber tanzen, so wirf den zweiten. Dann werden dreihundert andere Göttermädchen

herniedersteigen und vor deiner Wīnā tanzen. Dann wirf den dritten, und andere dreihundert werden herniedersteigen und im Kreise der Arena tanzen. Auch ich werde mich zu ihnen gesellen. Geh, und fürchte dich nicht!" Am Morgen begab sich der Bōdhisatta nach Hause.

Am Palasttore hatte man einen Pavillon errichtet und einen Sitz für den König bereitet. Der König kam vom Palast herabgestiegen und ließ sich in dem geschmückten Pavillon auf einem Diwan nieder. Zehntausend Frauen in ihrem Schmucke, Minister, Brahmanen und Bürger des Landes und andere mehr standen um den König herum. Alle Bewohner der Stadt versammelten sich. Im Palasthofe schlug man die Schaugerüste auf, Reihe auf Reihe, Bank auf Bank. Nachdem der Bōdhisatta, gebadet und gesalbt, mancherlei Speisen vom höchsten Wohlgeschmack zu sich genommen hatte, ließ er sich seine Wīnā geben und setzte sich auf dem für ihn bereiteten Sitze nieder. Sakka aber kam in unsichtbarer Gestalt herbei und blieb in der Luft stehen. Nur der Bōdhisatta sah ihn. Auch Mūsila kam und ließ sich auf seinem Sitze nieder. Die große Menge umringte sie.

Zu Anfang spielten beide ganz gleich. Erfreut über das Spiel der beiden, stieß die Menge tausend Beifallsrufe aus. Da sagte Sakka in der Luft stehend, aber so, daß es nur der Bōdhisatta hören konnte: „Reiß eine Saite ab!" Da riß der Bōdhisatta die Bienensaite ab, aber obwohl sie abgerissen war, gab die Saite aus ihrem abgerissenen Ende einen Ton; es klang wie Göttermusik. Auch Mūsila riß eine Saite ab, aber kein Ton drang aus ihr hervor. Der Meister riß die zweite Saite ab, die dritte und so fort bis zur siebenten, und als er auf dem bloßen Holze spielte, da klang der Ton noch weiter und erfüllte die Stadt. Zu Tausenden schwenkte die Menge ihre Gewänder, und zu Tausenden riefen sie Beifall. Da warf der Bōdhisatta einen Würfel in die Luft, und dreihundert Göttermädchen stiegen hernieder und begannen zu tanzen, und als er ebenso den zweiten und den dritten Würfel in die Höhe geworfen hatte, da waren neunhundert Göttermädchen herniedergestiegen und tanzten in der angegebenen Weise. In dem Augenblick gab der König der

Menge einen Wink. Die Menge erhob sich und rief drohend dem Mūsila zu: „Du warst im Irrtum, als du dich mit dem Meister in einen Wettstreit einließest und meintest, du könntest ebensoviel wie er. Du überschätzest dich." Und sie nahmen Steine und Knüttel, was einem jeden zur Hand war, und schlugen den Mūsila tot und packten ihn am Fuße und warfen ihn auf den Kehrichthaufen. Erfreuten Herzens schenkte der König dem Bōdhisatta viel Geld, und ebenso taten die Stadtbewohner. Es war, als ob sich ein dichter Regen über ihn ergösse. Auch Sakka wandte sich freundlich an ihn und sprach: „Weiser, ich werde dir später den Mātali schicken mit einem Wagen, der mit tausend edlen Rossen bespannt ist, und ich bitte dich, den herrlichen, mit tausend Rossen bespannten Wēdschajantawagen zu besteigen und in die Götterwelt zu kommen." Und damit ging er fort.

Als er nun gegangen war und sich auf seinem mit der weißen Wolldecke versehenen Steine niedergelassen hatte, fragten die Göttermädchen: „Wo seid Ihr gewesen, großer König?" Sakka berichtete ihnen ausführlich, was sich zugetragen hatte, und rühmte die Tugenden und Vorzüge des Bōdhisatta. Da sprachen die Göttermädchen: „Großer König, wir haben Lust den Meister zu sehen, laß ihn herkommen!" Sakka wandte sich an Mātali: „Mein Lieber, die Göttermädchen möchten den Musiker Guttila sehen. Laß ihn im Wēdschajantawagen Platz nehmen und bring ihn her!" „Gut," sagte der, ging hin und brachte den Bōdhisatta herbei. Sakka begrüßte ihn freundlich und sagte: „Die Göttermädchen haben, wie ich höre, den Wunsch, dein Spiel zu hören, Meister." — „Wir Musiker, großer König, leben von der Kunst. Ich möchte einen Lohn für mein Spiel erhalten." — „Spiele nur, ich werde dir Lohn geben." — „Ich will keinen anderen Lohn, aber diese Göttermädchen sollen mir berichten, was für gute Werke sie getan haben. Unter dieser Bedingung werde ich spielen." Da sagten die Göttermädchen zu ihm: „Wenn wir zufrieden sind, wollen wir hernach berichten, was für gute Werke wir getan haben. Mache Musik, Meister!" Da machte der Bōdhisatta eine Woche

lang für die Göttermädchen Musik, und seine Musik übertraf die Musik der Götter. Am siebenten Tage aber begann er der Reihe nach die Göttermädchen nach ihren guten Werken zu fragen. Da war ein herrliches Göttermädchen, von tausend göttlichen Jungfrauen umgeben, die zur Zeit des Buddha Kassapa einem Mönche ein treffliches Gewand geschenkt hatte und dafür als Gattin Sakkas wiedergeboren war. Die fragte er: „Welchem guten Werke in deinem früheren Dasein verdankst du deine Wiedergeburt?" Seine Frage und die Antwort darauf ist in dem Buche der Götterpalastgeschichten überliefert. Dort heißt es:

„Wie lieblich stehst du, Göttin, da
und füllest alles nah und fern
Mit deiner Strahlen mildem Glanz
gleichwie der liebe Morgenstern?

Woher ward dir dies hohe Glück?
Und woher kam dir diese Pracht?
Woher ward alles dir zuteil,
was Menschenherzen Freude macht?

O hehre Göttin, sag mir an,
Was du als Mensch denn Gut's getan,
Daß du in Macht erstrahlest ganz,
Die Welt erfüllst mit deinem Glanz."

„Schenkt eine Frau ein kostbar Gewand,
Wird sie die Höchste auf Erden genannt,
Und für das Schöne erlangt sie zum Dank
Herzenbeglückenden göttlichen Rang.

Du kannst mein Haus, kannst mich, die Göttin, schauen,
Die hier den Leib nach Wunsch gestaltend wohnt,
Die erste unter tausend Götterfrauen;
Dann siehst du, wie das gute Werk sich lohnt.

Daher ward mir dies hohe Glück,
und daher kam mir diese Pracht,

Daher ward alles mir zuteil,
was Menschenherzen Freude macht.
Daher erstrahl' in Macht ich ganz
und füll' die Welt mit meinem Glanz."

Eine andere hatte einem Mönche, der seine Bettelrunde machte, um ihn zu ehren, Blumen geschenkt. Noch eine andere hatte auf die Aufforderung, an einem Heiligtume das Fünffingerzeichen aus wohlriechenden Pasten anzubringen, wohlriechende Pasten gespendet. Eine andere hatte allerlei süße Früchte geschenkt. Eine andere hatte vorzüglichen Saft gespendet. Eine andere hatte an dem Heiligtume des mit den zehn Kräften ausgestatteten Buddha Kassapa das Fünffingerzeichen aus wohlriechenden Pasten angebracht. Eine andere hatte der Predigt von wandernden Mönchen und Nonnen gelauscht, als sie sich im Hause ihrer Familie aufgehalten hatten. Eine andere hatte einem Mönche, der auf einem Schiffe speiste, Wasser gereicht und war dabei selbst ins Wasser getreten. Eine andere hatte, während sie im Hause lebte, ohne zornig zu werden, ihre Pflichten gegen die Schwiegereltern erfüllt. Eine andere hatte bei der Mahlzeit von dem Teile, den sie selbst bekommen, immer noch abgegeben und so ihre Tugend bewiesen. Eine andere war in einem fremden Hause Sklavin gewesen und hatte sich immer sanftmütig und anspruchslos gezeigt. Von dem Teile, den sie bekommen hatte, hatte sie immer noch abgegeben und war dafür als Gattin des Götterkönigs wiedergeboren worden.

So fragte der Bōdhisatta alle siebenunddreißig Göttermädchen, von denen die Überlieferung in der Götterpalastgeschichte des Guttila berichtet, nach allen den Werken, denen sie ihre Wiedergeburt in der Götterwelt verdankten, und sie erzählten ihm in Versen, was für Werke eine jede getan hätte. Als der Bōdhisatta das vernommen hatte, sprach er: „Ach, welch ein Gewinn für mich, welch ein reicher Gewinn für mich, daß ich hierher kam und vernahm, wie auch durch geringfügige gute Werke großes Glück erlangt wird! Von jetzt ab will ich,

wenn ich in die Menschenwelt zurückgekehrt bin, nur noch Almosen geben und andere verdienstliche Werke tun." Und er tat den folgenden begeisterten Ausspruch:

„Zum Heile stand ich auf und kam.
  Ich preise dieses Tages Walten,
Da ich die Göttermädchen sah,
  die ihren Leib nach Wunsch gestalten.

Die rechte Lehre hört' ich nun.
Jetzt will auch ich viel Gutes tun
Durch Spenden und durch Wunschbefreiung,
Durch Selbstbezwingung und Kasteiung,
Bis einst ich komm' an jene Statt,
Da alles Leid ein Ende hat."

Als nun eine Woche vergangen war, befahl der Götterkönig seinem Wagenlenker Mātali, den Guttila auf seinen Wagen zu nehmen, und sandte ihn nach Benares. Als Guttila nach Benares zurückgekehrt war, erzählte er den Menschen, was er in der Götterwelt gesehen hatte, und seitdem waren die Menschen eifrig darauf bedacht, verdienstliche Werke zu tun.

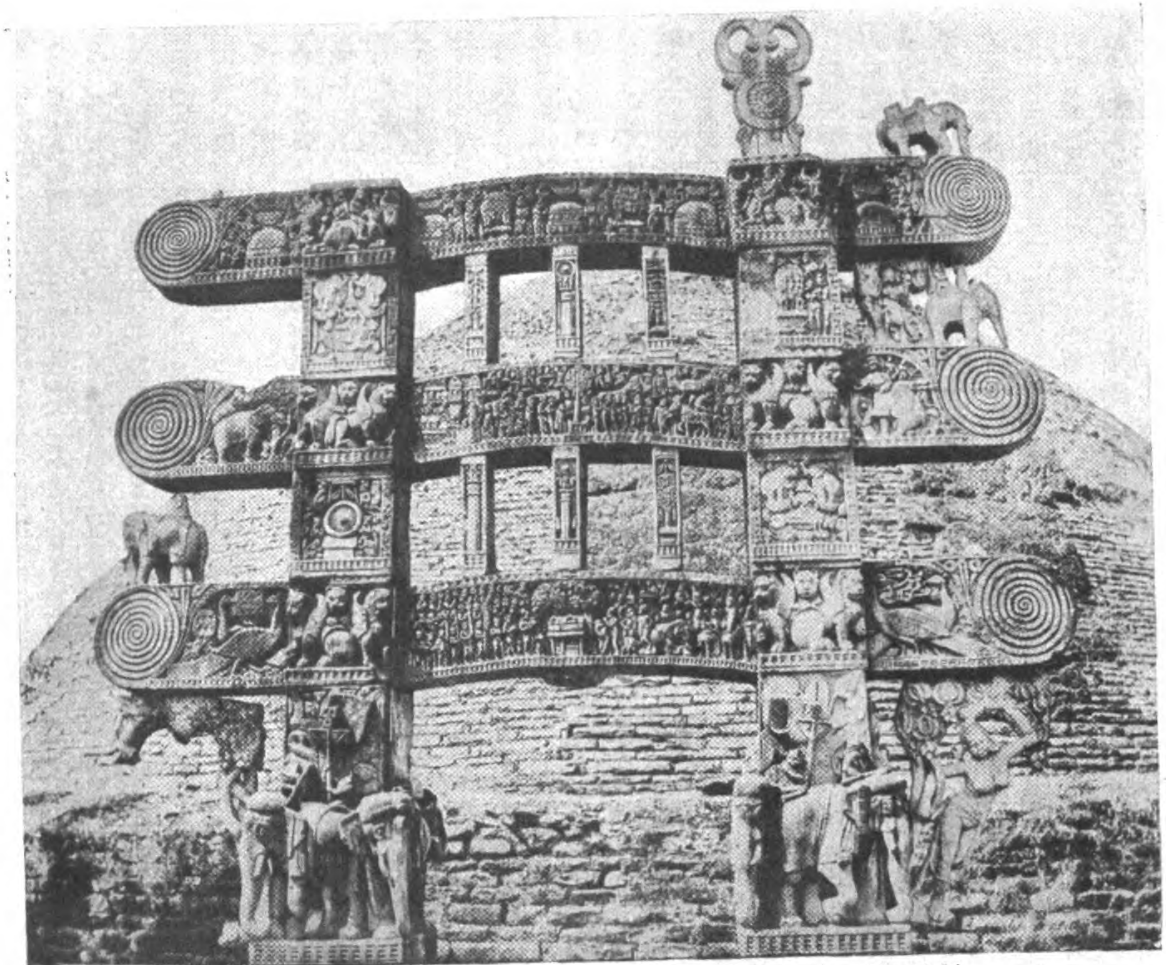
16. König Tugendreich

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta im Schoße der Hauptgemahlin des Königs wiedergeboren. Am Tage der Namensgebung gab man ihm den Namen Prinz Sīlawa, das heißt Tugendreich. Mit sechzehn Jahren hatte er die Meisterschaft in allen Künsten erlangt und später, als sein Vater starb, kam er zur Herrschaft und regierte fromm und gerecht unter dem Namen ‚der große König Tugendreich'. Er errichtete sechs Almosenhäuser, vier an den vier Toren der Stadt, eins in der Mitte und eins am Tore seines Palastes und spendete den armen Reisenden

Almosen, hielt die Gebote, beobachtete die Fasttagsbräuche und war voller Geduld, Freundlichkeit und Mitleid. Alle Wesen hegend und pflegend, wie man den Sohn auf seinem Schoß hegt, regierte er mit Gerechtigkeit.

Nun hinterging ihn einmal einer seiner Minister in seinem Harem, und er kam später in den Mund der Leute. Die Minister berichteten es dem Könige. Der König ging der Sache nach, überzeugte sich selbst durch Augenschein davon, ließ den Minister kommen und sagte zu ihm: „Verblendeter Tor, du hast Unrecht getan. Du bist nicht wert in meinem Reiche zu wohnen. Nimm Weib und Kind und was du besitzt und geh anderswohin!" Und damit verbannte er ihn aus dem Reiche. Der verließ das Reich von Kāsi, trat in die Dienste des Königs von Kōsala und wurde nach und nach der vertraute Ratgeber des Königs.

Eines Tages sagte er zum König von Kōsala: „Herr, das Reich von Benares gleicht einer Honigwabe ohne Bienen. Der König ist überaus milde. Mit einem kleinen Heere kann man das Reich von Benares erobern." Als der König seine Rede vernommen hatte, dachte er: „Das Reich von Benares ist doch groß, und dabei sagt dieser Mensch, man könne es mit einem kleinen Heere erobern. Sollte er wohl ein gedungener Spitzbube sein?" Und er sagte: „Ich glaube, du bist gedungen." — „Ich bin nicht gedungen, Herr. Ich spreche die reine Wahrheit. Wenn ihr mir nicht glaubt, schickt Leute hin und laßt ein Grenzdorf plündern. Der König wird die Leute gefangen nehmen und sie sich vorführen lassen, sie mit Geld beschenken und wieder frei lassen." — „Dieser Mensch stellt sehr kühne Behauptungen auf, ich will ihn doch einmal auf die Probe stellen," dachte der König und schickte seine Leute hin und ließ ein Grenzdorf plündern. Man nahm die Räuber gefangen und brachte sie vor den König von Benares. Als der König sie erblickt hatte, fragte er: „Liebe Leute, warum habt ihr mein Dorf geplündert?" — „Weil wir nicht zu leben hatten, Herr." — „Warum seid ihr dann nicht zu mir gekommen? Tut von jetzt an so etwas nicht wieder!" sagte er, schenkte ihnen Geld



Oberer Teil des östlichen Steintors des Stūpa von Sāntschi

und ließ sie frei. Die gingen zum König von Kôsala und erzählten ihm, was geschehen war. Der wagte aber trotzdem noch nicht auszuziehen, sondern ließ noch einmal ein Gebiet mitten im Reiche plündern. Auch diesen Räubern schenkte der König in derselben Weise Geld und ließ sie frei. Der König von Kôsala zog aber trotzdem noch nicht aus, sondern schickte noch einmal hin und ließ mitten in den Straßen von Benares plündern. Der König schenkte auch diesen Räubern Geld und ließ sie frei. Da sah der König von Kôsala ein, daß der König allzugut sei, und brach mit seinem Heere auf, um das Reich von Benares zu erobern.

Nun hatte aber der König von Benares unbesiegliche, große Krieger, ausgezeichnete Helden, tausend an der Zahl, die nicht geflohen wären, auch wenn ein brünstiger Elefant auf sie losgegangen wäre, die nicht gezittert hätten, auch wenn ein Blitzstrahl auf ihr Haupt hernieder gefahren wäre, und die imstande gewesen wären, wenn es dem großen König Tugendreich so beliebt hätte, sich der Herrschaft über ganz Indien zu bemächtigen. Als die hörten, daß der König von Kôsala heranzöge, begaben sie sich zum Könige und sagten: „Herr, der König von Kôsala zieht heran, um das Reich von Benares zu erobern. Wir wollen ausziehen und ihn schlagen und gefangennehmen, noch ehe er die Grenze unseres Reiches überschritten hat." Der König aber hielt sie zurück: „Meine Lieben, um meinetwillen soll niemand leiden. Die das Reich begehren, mögen es erobern. Zieht nicht aus!"

Der König von Kôsala überschritt die Grenze und drang bis zur Mitte des Landes vor. Da begaben sich die Minister abermals zum Könige und sprachen ebenso. Ebenso wie vorher hielt der König sie zurück. Als nun der König von Kôsala vor den Toren der Stadt stand, schickte er dem großen König Tugendreich die Aufforderung, er solle ihm das Reich übergeben oder eine Schlacht liefern. Als der König das vernommen hatte, sandte er ihm die Botschaft zurück, auf eine Schlacht ließe er sich nicht ein, er möge nur das Reich nehmen. Wieder begaben sich die Minister zu dem Könige und sagten: „Herr, wir wollen dem

König von Kōsala nicht erlauben die Stadt zu betreten. Wir wollen ihn außerhalb der Stadt schlagen und gefangen nehmen." Ebenso wie vorher hielt der König sie zurück, ließ die Stadttore öffnen und setzte sich samt seinen tausend Ministern auf dem Söller auf einem Diwan nieder. Der König von Kōsala zog mit einem großen Heere in Benares ein. Da er auch nicht einen einzigen Feind erblickte, begab er sich zum Tore des Königspalastes, stieg, umgeben von der Schar seiner Minister, in dem Palast, dessen Türen offen standen, auf den prächtig geschmückten Söller hinauf und ließ den dort sitzenden großen König Tugendreich, der doch nichts Böses getan hatte, mitsamt seinen tausend Ministern gefangen nehmen. „Geht," sagte er, „bindet diesem König mitsamt seinen Ministern die Hände fest auf den Rücken und führt sie auf die Stätte, wo man die Leichen, ohne sie zu verbrennen, hinzuwerfen pflegt! Grabt Gruben, die ihnen bis an den Hals reichen, grabt sie ein und werft Erde darauf, daß keiner die Hand zu heben vermag! In der Nacht werden die Schakale kommen und ihnen schon das Nötige besorgen." Als die Leute den Befehl des schurkischen Königs vernommen hatten, banden sie dem König mitsamt seinen Ministern die Hände fest auf den Rücken und führten sie hinaus. Auch zu dieser Zeit hegte der große König Tugendreich keinen Groll gegen den schurkischen König. Und auch unter den Ministern, wie sie so gefesselt fortgeführt wurden, war keiner, der imstande gewesen wäre, sich gegen das Wort des Königs aufzulehnen. So gut gezogen war sein Gefolge. Die Diener des Königs führten nun den König Tugendreich mitsamt seinen Ministern auf die Leichenstätte, machten Gruben, die ihnen bis an den Hals reichten, steckten sie alle in die Gruben, den großen König Tugendreich in die Mitte und die Minister zu beiden Seiten, schütteten dann Erde darauf und trampelten sie fest und gingen fort. Da redete der König Tugendreich seine Minister an und ermahnte sie: „Hegt keinen Zorn gegen den schurkischen König, sondern entwickelt freundliche Gefühle, ihr Lieben!"

Um Mitternacht nun kamen die Schakale, um Menschenfleisch zu fressen. Als der König und die Minister sie erblickten,

stießen sie alle auf einmal einen Schrei aus. Die Schakale liefen erschreckt davon. Dann machten sie kehrt, schauten sich um, und als sie merkten, daß niemand sie verfolgte, kamen sie wieder zurück. Ebenso wie vorher stießen jene einen Schrei aus. So ging es dreimal. Die Schakale flohen, schauten sich um, und als sie merkten, daß niemand sie verfolgte, dachten sie: „Es werden wohl zum Tode Verurteilte sein", wurden kühner, machten kehrt, und obgleich jene wieder ihren Schrei ausstießen, liefen sie nicht fort. Der Führer des Rudels näherte sich dem König, und die übrigen gingen zu den übrigen. Als der König, der sich immer zu helfen wußte, merkte, daß der Schakal dicht bei ihm war, reckte er den Hals, als ob er ihm Gelegenheit zum Beißen geben wollte, und als jener nach dem Halse schnappte, zog er ihn mit den Kinnladen an sich heran und preßte ihn fest wie in einem Schraubstock. Der Schakal, den der König mit der Stärke eines Elefanten mit den Kinnladen an sich gezogen hatte und fest am Halse gepackt hielt, war nicht imstande sich freizumachen und stieß in Todesangst ein lautes Geheul aus. Die übrigen Schakale hörten sein Angstgeheul und dachten: „Er wird von einem Menschen gepackt sein." Sie wagten sich nicht den Ministern zu nähern, sondern liefen alle in Todesangst davon. Als nun der Schakal, von den Kinnladen des Königs festgehalten, nach allen Seiten um sich schlug, da wurde die Erde locker. In seiner Todesangst scharrte der Schakal mit seinen vier Füßen die oberste Erdschicht um den König fort. Als der König merkte, daß die Erde sich gelockert hatte, ließ er den Schakal los. Da er kräftig und stark wie ein Elefant war, gelang es ihm durch Hin- und Herbewegen die beiden Hände freizubekommen. Dann stemmte er sich auf den Rand der Grube und schwang sich heraus, einer sturmzerrissenen Wolke gleichend. Als er nun heraus war, sprach er den Ministern Mut zu, schaffte die Erde weg, holte sie alle heraus und stand nun, umgeben von seinen Ministern, auf der Leichenstätte.

Zu der Zeit hatten Leute, die einen Leichnam auf die Leichenstätte schafften, ihn auf das Grenzgebiet zweier Jakkhas gewor-

fen. Die Jakkhas konnten den Leichnam nicht teilen. „Wir können ihn nicht teilen," sagten sie, „der König Tugendreich hier ist gerecht, er wird ihn zwischen uns teilen. Wir wollen zu ihm gehen." So gingen sie, den Leichnam am Fuße hinter sich herziehend, zum Könige und sagten: „Herr, teile diesen zwischen uns!" — „Hallo, ihr Jakkhas! Ich könnte ihn wohl zwischen euch teilen, aber ich bin schmutzig, erst will ich baden." Da holten die Jakkhas durch ihre Zaubermacht das duftende Wasser, das für den schurkischen König bereit stand, und gaben es dem König zum Baden. Und als er gebadet hatte, da holten sie ihm die gefaltet daliegenden Kleider des schurkischen Königs. Und als er die angezogen hatte, da holten sie ihm den Kasten mit den viererlei wohlriechenden Salben. Und als er sich damit gesalbt hatte, da holten sie ihm allerlei Blumen, die in einem goldenen Kasten auf juwelenbesetzten Palmblättern lagen. Und als er die Blumen angesteckt hatte, fragten sie: „Was können wir sonst noch tun?" Der König gab ihnen zu verstehen, daß er hungrig sei. Da gingen sie und holten allerlei Leckereien, die für den schurkischen König zubereitet waren. Gebadet und gesalbt, gekleidet und geschmückt, aß der König die verschiedenen Leckereien. Die Jakkhas holten das duftende Wasser, das für den schurkischen König bereit stand, im goldenen Kruge mitsamt seinem goldenen Becher. Der König trank das Wasser, spülte sich den Mund aus, wusch sich die Hände, und dann holten sie ihm den mit den fünf duftenden Stoffen gemischten Betel, der für den schurkischen König bereitet war, und nachdem er den gekaut hatte, fragten sie ihn: „Was können wir sonst noch tun?" — „Geht und bringt das Staatsschwert, das auf dem Kopfkissen des schurkischen Königs liegt!" Sie gingen hin und holten auch das. Der König nahm das Schwert, stellte den Leichnam aufrecht hin, teilte ihn durch einen Schlag mit dem Schwerte mitten auf den Kopf in zwei Teile und gab jedem der beiden Jakkhas genau sein Teil. Und nachdem er es ihnen zugeteilt hatte, wusch er das Schwert ab und gürtete es sich um. Als nun die Jakkhas das Menschenfleisch gefressen hatten und satt waren, fragten sie ihn be-

friedigten Sinnes: „Was können wir sonst noch für dich tun, großer König?“ — „So setzt mich denn vermöge eurer Zaubermacht im Schlafgemach des schurkischen Königs nieder und versetzt auch diese Minister, einen jeden in sein Haus.“ „Gut Herr!“ stimmten sie zu und taten so.

Zur selben Zeit lag der schurkische König in seinem prunkenden Schlafgemache auf seinem Staatsbett und schlief. Der König schlug dem sorglos Schlafenden mit der flachen Seite des Schwertes auf den Bauch. Erschreckt wachte der auf, und als er beim Schein der Lampe den großen König Tugendreich erkannte, erhob er sich von seinem Bette und sprach, seinen Mut zusammennehmend, zu dem Könige: „Großer König, es ist tiefe Nacht. Der Palast ist von Wachen umstellt, die Tore sind verschlossen. Niemand kann wegen der Wachen das Zimmer betreten. Wie bist du nun, mit dem Schwerte umgürtet und prächtig gekleidet und geschmückt, hier an mein Bette gekommen?“ Der König erzählte ihm in aller Ausführlichkeit, wie er hergekommen sei. Als der schurkische König das gehört hatte, sprach er erschüttert: „Großer König, ich habe deine Trefflichkeit nicht erkannt, obwohl ich doch ein Mensch bin; die wilden, grausamen Jakkhas aber, die anderer Fleisch und Blut fressen, die haben deine Tugenden erkannt.“ Und er schwur ihm auf das Schwert: „Ich werde gegen dich, o Fürst, der du ein so frommer Mann bist, nichts Feindliches mehr unternehmen.“ Dann bat er den König um Verzeihung und ließ ihn sich auf das große Bett niederlegen und legte sich selber auf eine kleine Pritsche. Als aber die Nacht zu Ende war und die Sonne aufgegangen war, da ließ er die Trommel schlagen und alle Gilden und die Minister, Brahmanen und Bürger zusammenkommen und rühmte vor ihnen, gleichsam den Vollmond in den Himmel hebend, die Tugenden König Tugendreichs. Und inmitten der Versammlung bat er den König nochmals um Verzeihung und übergab ihm die Herrschaft und sagte: „Wenn nun wieder Räuber Euch angreifen, so laßt das meine Sorge sein! Von mir bewacht, regieret Euer Reich!“ Dann sprach er das Urteil über den Verräter und kehrte mit seinem

Heere in sein Reich zurück. Und als nun der große König Tugendreich, prächtig gekleidet und geschmückt, unter dem weißen Schirme auf dem goldenen, mit Gazellenfüßen gezierten Throne saß, da betrachtete er seine Herrlichkeit und dachte: „Es wäre nichts mit all dieser Herrlichkeit, und ich hätte das Leben meiner tausend Minister nicht gerettet, hätte ich nicht das Streben betätigt. Durch die Kraft meines Strebens aber habe ich sowohl diese Herrlichkeit, die dahin war, wieder erlangt, als auch meinen tausend Ministern das Leben wieder geschenkt. Wahrlich, man muß das Streben betätigen, ohne die Hoffnung aufzugeben, denn reicher Lohn wird dem zuteil, der das Streben betätigt." Und begeistert sprach er den folgenden Vers:

„Die Hoffnung ist des Menschen Pflicht.
Verzweifeln darf der Weise nicht.
Mich selbst brauch' ich nur anzusehn.
Wie ich's gewollt, so ist's geschehn."

So gab der Bōdhisatta in diesem Verse seiner Begeisterung Ausdruck, indem er lehrte: „Ach seht doch, ein reicher Lohn des Strebens wird den Tugendhaften zuteil." Und nachdem er sein Lebenlang verdienstliche Werke getan hatte, fuhr er dahin nach seinen Taten.

17. Das Mädchen Zweifel

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta in einem Dorfe in Kāsi in einer Brahmanenfamilie wiedergeboren. Als er herangewachsen war und die Künste in Takkasilā studiert hatte, zog er als Asket hinaus und lebte in einer Gegend des Himalaja, sich von den Wurzeln und Früchten des Waldes ernährend und die verschiedenen übernatürlichen Kräfte und Stufen der Versenkung entwickelnd. Zur selben Zeit hatte ein Wesen mit reichen Ver-

diensten den Himmel der dreiunddreißig Götter verlassen und wurde an jenem Orte in einem Lotusteiche in einem Lotuskelche als ein Mädchen wiedergeboren. Als die übrigen Lotusse alt geworden waren, fielen sie ab; dieser aber hatte einen dicken Bauch bekommen und hielt sich. Der Asket erblickte ihn, wie er zum Baden ging, und dachte: „Während die anderen Lotusse abfallen, hat dieser einen dicken Bauch bekommen und hält sich. Was kann das für eine Ursache haben?" So zog er seinen Badeanzug an und schritt durch das Wasser und öffnete den Lotus. Da erblickte er ein Mädchen, und es erwachte in ihm ein Gefühl für sie, als ob sie seine Tochter wäre. Er brachte sie in seine Laubhütte und zog sie auf. Später, als sie sechzehn Jahre alt geworden war, war sie schön und besaß hervorragenden Liebreiz. Ihre Schönheit übertraf die der Menschen, wenn sie auch die der Götter nicht erreichte. Da kam Sakka, um dem Bōdhisatta aufzuwarten, sah das Mädchen und fragte, woher sie käme, und als er gehört hatte, wie der Asket sie bekommen hätte, fragte er: „Was hat sie nötig?"—„Eine Wohnstätte, Verehrter, Beschaffung von Kleidern, Schmuck und Speise." „Gut, Ehrwürdiger", sagte er und schuf einen kristallenen Palast zum Wohnen für sie, und dann schuf er ein himmlisches Lager, himmlische Gewänder und Schmucksachen und himmlische Speisen und Getränke. Wenn sie den Palast betreten wollte, kam dieser herab und blieb auf der Erde stehen; wenn sie ihn aber betreten hatte, erhob er sich und blieb in der Luft stehen. Dem Bōdhisatta allerhand Dienste erweisend, lebte sie in dem Palaste.

Einst erblickte sie ein Waldläufer und fragte: „Ehrwürdiger, in welchem Verhältnis steht dies Mädchen zu Euch?" Als er vernommen hatte, daß es seine Tochter sei, ging er nach Benares und meldete dem Könige: „Herr, in einer Gegend des Himalaja habe ich die Tochter eines Asketen gesehen, die sieht soundso aus." Schon beim bloßen Hören verliebte sich der König, und unter Führung des Waldläufers zog er mit einem viergliedrigen Heere an jenen Ort, schlug ein Lager auf und betrat mit dem Waldläufer und umgeben von seinen

Ministern die Einsiedelei. Ehrerbietig begrüßte er das große Wesen und sprach: „Ehrwürdiger, die Weiber sind ein Flecken des heiligen Wandels. Für Eure Tochter will ich sorgen." Der Bōdhisatta hatte aber dem Mädchen, weil er sie mit dem Zweifel, was wohl in jenem Lotusse sei, aus dem Wasser geholt hatte, den Namen „Zweifel" gegeben. Er sagte dem Könige nicht geradezu: „Nimm sie mit dir!" sondern sprach: „Großer König, wenn du den Namen dieses Mädchens weißt, so nimm sie mit dir!" — „Wenn ihr ihn mir sagt, werde ich ihn wissen, Ehrwürdiger." — „Ich sag' ihn nicht; wenn du den Namen weißt, kannst du sie mitnehmen." Er ging darauf ein, und von da ab überlegte er mit seinen Ministern, was für einen Namen sie wohl haben könnte. Alle möglichen schwer zu erratenden Namen, die es gab, trug er dem Bōdhisatta im Gespräche vor und meinte: „Soundso wird sie wohl heißen." Der Bōdhisatta aber sagte jedesmal: „Nein, so heißt sie nicht." Während der König über den Namen nachdachte, verging ein Jahr. Löwen und andere reißende Tiere fingen Elefanten, Pferde und Menschen weg, und es trat Belästigung durch Schlangen aller Art ein und Belästigung durch Mücken, und viele starben, da sie unter der Kälte litten. Da sagte der König zum Bōdhisatta: „Was soll ich mit ihr?" und brach auf. Das Mädchen Zweifel aber stand an dem geöffneten Kristallfenster. Als der König sie erblickte, sagte er: „Wir können deinen Namen nicht erraten, bleib du nur im Himalaja, wir wollen fort." — „Großer König, eine Frau wie mich bekommst du nicht wieder, wenn du fortgehst. Im Himmel der dreiunddreißig Götter im Wunderlianenwalde gibt es eine Schlingpflanze, die heißt Hoffnungsreich. Im Innern der Frucht dieser Pflanze entsteht ein himmlischer Trank. Wer nur einmal davon getrunken hat, bleibt vier Monate lang trunken auf himmlischem Lager liegen. Aber nur alle tausend Jahre trägt sie eine Frucht. Die Götter, die berauschende Getränke lieben, ertragen den Durst nach dem himmlischen Tranke, weil sie hoffen, von jener Pflanze eine Frucht zu erhalten, und gehen beständig tausend Jahre lang hin und beobachten die Schlingpflanze, ob sie auch

nicht krank sei. Du aber wirst schon in einem einzigen Jahre ungeduldig. Eine Hoffnung erfüllt zu sehen macht glücklich. Sei nicht ungeduldig!" Nachdem sie so geredet hatte, sprach sie die drei Verse:

„Im Wunderlianenwalde da wächst
die Liane Hoffnungsreich,
Und alle tausend Jahre trägt
nur eine Frucht ihr Gezweig.

Die Götter sitzen im Kreise herum
und warten, wie lang es auch währt.
Drum hoffe nur, König! Die Hoffnung ist süß,
wird einst ihr Erfüllung beschert.

Gehofft hat der Vogel. Sie ward ihm erfüllt,
die Hoffnung, hat lang es gewährt.
Drum hoffe nur, König! Die Hoffnung ist süß,
wird einst ihr Erfüllung beschert."

Der König wurde durch ihre Rede gefesselt. Er ließ abermals die Minister zusammenkommen, ließ sie ein Zehnnamenbuch anfertigen und brachte noch ein zweites Jahr mit dem Raten des Namens zu. Aber auch in dem Zehnnamenbuch war ihr Name nicht. Wenn er sagte: „Soundso ist der Name", sagte der Bôdhisatta jedesmal: „Nein!" Da sagte der König wieder: „Was soll ich mit ihr?" und brach auf. Sie zeigte sich ihm am Fenster stehend. „Bleib du nur da," sagte der König, „wir wollen fort." — „Warum ziehst du fort, großer König?" — „Ich kann deinen Namen nicht raten." — „Großer König, warum solltest du meinen Namen nicht raten? Es gibt keine Hoffnung, die nicht erfüllt werden könnte. Auf dem Gipfel eines Berges erlangte ein Reiher, was er sich wünschte. Warum solltest du es nicht erlangen? Halte doch aus, großer König! Einst hatte sich ein Reiher in einem Lotusteich Nahrung gesucht und war dann aufgeflogen und hatte sich auf dem Gipfel eines Berges niedergelassen. Er brachte den Tag dort zu, und am nächsten Tage dachte er: „Ich sitze auf diesem Berggipfel recht

behaglich. Wenn ich von hier nicht herabzusteigen brauchte, sondern hier sitzen bleiben und den Tag hier zubringen könnte, meine Nahrung suchend und Wasser trinkend, ach, das wäre herrlich!" Nun hatte aber gerade an diesem Tage der Götterkönig Sakka die Asuras zermalmt und im Himmel der dreiunddreißig Götter die Oberherrschaft über die Götter erlangt. „Mein Wunsch ist erfüllt," dachte er, „gibt es wohl im Walde irgend jemanden, dessen Wunsch nicht erfüllt ist?" Als er so überlegte, erblickte er den Reiher und beschloß seinen Wunsch zu erfüllen. Unweit des Ortes, wo der Reiher saß, war ein Fluß. Sakka ließ den Fluß anschwellen und leitete ihn über den Berg. So blieb der Reiher dort sitzen und brachte den Tag dort zu, Fische fressend und Wasser trinkend. Dann fiel das Wasser wieder und verschwand. Auf diese Weise erlangte der Reiher die Erfüllung seiner Hoffnung. Großer König, warum solltest du sie nicht erlangen?" Und als sie das erzählt hatte, sprach sie den Vers: „Gehofft hat der Vogel" usw. Als der König ihre Rede vernommen hatte, vermochte er, gefesselt von ihrer Schönheit und gebannt durch ihre Reden, nicht fortzugehen. Er ließ die Minister zusammenkommen, ließ sie ein Hundertnamenbuch anfertigen, und während er nach dem Hundertnamenbuch den Namen suchte, verging noch ein Jahr. Am Ende der drei Jahre ging er zu dem Bōdhisatta und fragte: „Könnte es nach dem Hundertnamenbuch der und der Name sein, Ehrwürdiger?" — „Du weißt ihn nicht, großer König." — „So werden wir jetzt gehen," sagte er, verabschiedete sich ehrerbietig von dem Bōdhisatta und ging fort. Das Mädchen Zweifel aber stand wieder an dem Kristallfenster. Als der König sie sah, sagte er: „Bleib du nur da, wir wollen fort." — „Warum, großer König?" — „Du erfreust mich nur durch Worte, nicht durch Liebe. Durch deine süßen Worte gefesselt, habe ich drei Jahre hier zugebracht, jetzt will ich gehen." Und damit sprach er diese Verse:

„Mit Worten nur hast du mich immer erfreut,
an Taten es leider gebricht.

So leuchtet ein Kranz aus Sērejjakas wohl,
doch Düfte versendet er nicht.

Wer stets schöne Worte dem Freunde nur macht,
doch niemals ihn Taten läßt sehn,
Wer niemals ihm gibt und Erfüllung gewährt,
mit dem kann ein Bund nicht bestehn.

Sprich nur, wenn du zum Tun bereit,
wenn nicht, so halt den Mund!
Daß hohl des Schwätzers Worte sind,
wird bald dem Weisen kund.

Ich ziehe jetzt fort. Denn mein Heer schmolz dahin,
und Mangel und Not mich umringt,
Und Zweifel, Sorgen beschleichen den Sinn,
ob das Leben zu retten gelingt."

Als das Mädchen Zweifel die Rede des Königs vernommen hatte, sagte sie: „Großer König, du kennst meinen Namen, du hast ihn ja genannt. Sag diesen meinen Namen meinem Vater und nimm mich mit", und im Gespräch mit dem Könige sagte sie:

„Das ist ja der Name, großmächtiger Fürst,
der Name, mir eigen von je.
Nun hole dein Mädchen, o König, geschwind!
Jetzt sag ich dem Vater ade."

Der König begab sich zu dem Bōdhisatta, begrüßte ihn ehrerbietig und sprach: „Ehrwürdiger, deine Tochter heißt Zweifel." — „Sobald du ihren Namen weißt, magst du mit ihr fortziehen, großer König." Der König verabschiedete sich ehrerbietig von dem großen Wesen, ging zum Tor des kristallenen Götterpalastes und rief: „Liebste, auch dein Vater hat dich mir gegeben, komm jetzt!"

„Nun hole dein Mädchen, o König, geschwind!
Jetzt sag ich dem Vater ade,"

sagte sie, stieg von dem Palaste herab, begrüßte ehrerbietig das große Wesen, bat es um Verzeihung und ging dann zu dem Könige. Der König zog mit ihr nach Benares und lebte in Liebe mit ihr zusammen, umringt von Söhnen und Töchtern. Der Bôdhisatta aber gab sich weiter der Versenkung hin und wurde in der Brahmawelt wiedergeboren.

18. Der Mittelmango

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bôdhisatta in einem Dorfe von Kâsi in einer Brahmanenfamilie wiedergeboren. Als er herangewachsen war, studierte er die Künste in Takkasilâ. Dann lebte er in der Familie; nach dem Tode der Eltern aber zog er als Asket nach der Weise der Isis hinaus und ließ sich in einer Gegend des Himalaja nieder. Dort entwickelte er die verschiedenen übernatürlichen Kräfte und Stufen der Versenkung, sammelte eine Schar von Asketen um sich und wurde ihr Meister. Es verging eine lange Zeit, da stieg er einmal mit seiner Schar von den Vorbergen herab, um sich mit Salz und Saurem zu versehen. Auf seiner Wanderung kam er nach Benares und nahm im Parke seinen Aufenthalt. Durch die Kraft der Tugend dieser Asketenschar erzitterte aber Sakkas Palast. Da überlegte Sakka, und er erkannte die Ursache und dachte bei sich: „Ich werde mich daran machen, diese Büßer aus ihrer Wohnstätte zu vertreiben. Wenn sie dann ihrer Wohnstätte beraubt sind, werden sie bekümmert umherwandern und nicht mehr die nötige Sammlung erlangen, und so werde ich es wieder behaglich haben." Und als er überlegte, wie er das machen sollte, faßte er folgenden Plan: „Ich werde gleich nach der mittleren Nachtwache in das Schlafgemach der Hauptgemahlin des Königs treten und in der Luft stehend ihr verkünden: ‚Meine Liebe, wenn du einen Mittelmango ißt, wirst du einen Sohn bekommen, der wird ein Weltherrscher sein.' Der König wird

die Geschichte von der Königin erfahren und wegen der Mangos in den Park schicken. Dann werde ich die Mangos verschwinden lassen, und man wird dem Könige melden, daß im Parke keine Mangos seien. ‚Wer ißt sie denn?‘ wird er fragen und zur Antwort bekommen: ‚Die Büßer essen sie.‘ Wenn der König das gehört haben wird, wird er die Büßer mit Schlägen fortjagen lassen. Auf diese Weise werden jene in Kummer geraten.“ So trat er denn gleich nach der mittleren Nachtwache in das Schlafgemach und gab sich, in der Luft stehend, als Götterkönig zu erkennen und sprach in der Unterhaltung mit der Königin die beiden ersten Verse:

„Es heißet ein Baum der Mittelbaum,
der trägt diese himmlische Frucht.
Einen Weltenherrscher gebiert das Weib,
das verlangend davon versucht.

Und du, du Schöne, bist Königin,
und dein Gatte liebt dich so sehr.
Gewiß läßt der König dir holen die Frucht
des Mittelbaums, trägst du Begehr.“

Als Sakka so diese beiden Verse zu der Königin gesprochen hatte, ermahnte er sie: „Nun sei nicht nachlässig und schieb es nicht auf, sondern sage es gleich morgen dem Könige“, und damit begab er sich an seinen Wohnort. Am nächsten Tage stellte die Königin sich krank, verständigte ihre Dienerinnen davon und legte sich nieder. Als der König auf seinem Throne unter dem weißen Sonnenschirm saß, fiel sein Blick auf den Harem, und als er die Königin nicht sah, fragte er eine Dienerin: „Wo ist die Königin?“ — „Sie ist krank, Herr.“ Da begab er sich zu ihr, setzte sich an ihr Lager und fragte, indem er ihr den Rücken streichelte: „Was fehlt dir, meine Liebe?“ — „Großer König, mir fehlt sonst nichts weiter, aber ich habe ein Gelüste bekommen.“ — „Was wünschest du dir denn, meine Liebe?“ — „Eine Mittelmangofrucht, Herr.“ — „Wo gibt es so etwas wie einen Mittelmango?“ — „Ich weiß auch nicht, was ein Mittel-

mango ist, Herr; aber nur wenn ich Früchte von ihm bekomme, kann ich leben; wenn nicht, so werde ich sterben." „So werde ich sie holen lassen, habe nur keine Sorge", beruhigte der König die Königin, stand auf und ging fort. Er ließ sich auf dem königlichen Diwan nieder, ließ die Minister rufen und fragte sie: „Die Königin hat ein Gelüste nach einem Mittelmango bekommen. Was ist da zu machen?" — „Herr, ein Mittelmango ist ein Mango, der zwischen zwei Mangos in der Mitte steht. Schickt in den Park und laßt Früchte von einem Mango, der in der Mitte steht, holen und laßt sie der Königin geben." „Gut", sagte der König und schickte nach dem Park mit dem Befehl, einen derartigen Mango zu bringen. Durch seine übernatürliche Macht aber ließ Sakka die Mangos im Park verschwinden, als ob sie gegessen wären. Die Leute, die nach den Mangos ausgeschickt waren, durchstreiften den ganzen Park und fanden auch nicht einen einzigen Mango. Da kehrten sie zurück und berichteten dem Könige, daß es im Park keine Mangos mehr gäbe. „Wer ißt denn die Mangos?"— „Die Büßer, Herr." — „So jagt die Büßer mit Schlägen aus dem Parke!" Die Leute gehorchten dem Befehl und trieben sie fort. So wurde Sakkas Wunsch erfüllt. Die Königin aber lag noch immer da, auf ihrem Wunsch nach der Mangofrucht beharrend. Da der König nicht wußte, was er machen sollte, ließ er die Minister und Brahmanen zusammenkommen und fragte sie: „Wißt ihr, ob es einen Mittelmango gibt?" Die Brahmanen sagten: „Der Mittelmango ist ein Mango, der den Göttern gehört. Er befindet sich in der Goldhöhle im Himalaja. Das ist unsere überkommene Überlieferung." — „Wer ist imstande, diesen Mango herbeizuholen?" — „Ein menschliches Wesen kann nicht dorthin gelangen, man muß einen jungen Papageien schicken."

Zu der Zeit war aber im Hause des Königs ein junger Papagei. Der war groß, so groß wie die Nabe des Rades an einem Kinderwägelchen, stark, weise und in Listen erfahren. Den ließ der König holen und sagte: „Lieber junger Papagei, ich erweise dir viele Wohltaten: du wohnst in einem

goldenen Käfig, du issest süße geröstete Körner aus goldenem Napfe, du trinkst Zuckerwasser. Nun mußt du uns auch einen Dienst leisten." — „Sag an, Herr!" — „Lieber, die Königin hat ein Gelüste nach einem Mittelmango bekommen, und ein solcher Mango befindet sich im Himalaja in der Goldbergmulde. Er ist das Eigentum der Götter. Ein menschliches Wesen kann nicht dorthin gelangen, du mußt daher die Frucht von dort holen." — „Gut, Herr, ich werde sie holen." Da gab ihm der König süße geröstete Körner in dem goldenen Napfe zu fressen und Zuckerwasser zu trinken und salbte ihm den Leib zwischen den Flügeln mit hundertfach gekochtem Sesamöl. Dann nahm er ihn in beide Hände, trat an das Fenster und ließ ihn in die Luft fliegen.

Dem König seinen Diensteifer bezeigend, schoß der Papagei in die Luft, und als er über die Wohnstätten der Menschen hinausgekommen war, gelangte er zu den Papageien, die im Himalaja in der ersten Bergmulde wohnten. „Wo ist der sogenannte Mittelmango?" fragte er sie, „nennt mir den Ort!" — „Das wissen wir nicht, aber die Papageien in der zweiten Bergmulde werden es wissen." Als er das von ihnen vernommen hatte, flog er von da auf und begab sich zu der zweiten Bergmulde. Ebenso ging er weiter zur dritten, vierten, fünften und sechsten Mulde. Auch dort sagten die Papageien: „Wir wissen es nicht, die Papageien in der siebenten Bergmulde werden es wissen." Da ging er auch dorthin und fragte: „Wo ist der sogenannte Mittelmango?" „An dem und dem Ort in der Goldbergmulde," sagten sie. „Ich bin gekommen um eine Frucht davon zu holen. Führt mich dorthin und laßt mir eine Frucht davon geben!" — „Der Baum ist das Eigentum des großen Königs Wessawana. Es ist unmöglich nahe heranzukommen. Der ganze Baum ist von der Wurzel auf mit sieben eisernen Netzen umspannt, und zehntausend Millionen Kumbhanda-Rakkhasas bewachen ihn. Wenn sie jemand erblicken, so ist es um sein Leben geschehen. Der Ort gleicht der großen Hölle Awītschi, wo das Feuer während eines ganzen Weltalters lodert. Verlange nicht dorthin zu gehen." — „Wenn

ihr nicht hingehen wollt, so weist mir den Ort!" — „So geh denn über den und den Ort!" Nach ihrer Beschreibung fand er den Weg gut heraus und gelangte an jenen Ort. Bei Tage hielt er sich dann verborgen, aber unmittelbar nach der mittleren Nachtwache, als die Rakkhasas in Schlaf versunken waren, ging er zu dem Mittelmango und begann leise durch ein Wurzelloch hinaufzuklettern. ‚Kling' machte da das eiserne Netz. Die Rakkhasas erwachten und erblickten den jungen Papageien. „Ein Mangodieb!" riefen sie und packten ihn. Dann verabredeten sie, wie sie ihn martern wollten. Einer sagte: „Ich will ihn in den Mund stecken und verschlingen." Der nächste sagte: „Ich will ihn zwischen den Händen zerquetschen, einen Klumpen aus ihm machen und ihn in alle Winde streuen." Der dritte sagte: „Ich will ihn in zwei Teile schneiden, ihn auf Kohlen braten und dann verspeisen." Der junge Papagei hatte zwar die Verabredungen über die Martern, die sie ihm antun wollten, mit angehört, aber er geriet doch nicht in Furcht, sondern redete die Rakkhasas an: „Hört mal, ihr Rakkhasas, wessen Diener seid ihr?" — „Des großen Königs Wessawana." — „Hört mal, ihr seid die Diener eines Königs, und ich bin auch der Diener eines Königs. Der König von Benares hat mich hergeschickt, eine Frucht vom Mittelmangobaume zu holen. Das ist es, weshalb ich hergekommen bin, mein Leben für meinen Herrn opfernd. Wer immer sein Leben dahingibt für Vater oder Mutter oder für seinen Herrn, der wird in der Götterwelt wiedergeboren. Darum werde auch ich, von diesem Tierleibe befreit, in der Götterwelt wiedergeboren werden." Und nachdem er so gesprochen hatte, sprach er den dritten Vers:

„Die Welt, die dem Helden beschieden ist,
der dem Herrn und König zum Heil
In seinen Diensten das Leben läßt,
die Welt wird mir auch zuteil."

So belehrte er sie mit diesem Verse über das, was das Rechte sei. Als sie aber von ihm gehört hatten, was das Rechte

sei, da wurden sie freundlich und sprachen: „Das ist einer, der über das, was recht ist, Bescheid weiß. Den können wir nicht töten. Laßt ihn los!" Sie ließen also den jungen Papageien los und sagten zu ihm: „Hör' mal, junger Papagei, du bist nun frei; kehre glücklich heim aus unserer Hand!" — „Laßt mich nicht vergeblich hergekommen sein. Gebt mir eine Mangofrucht!" — „Junger Papagei, dir eine Frucht zu geben, wäre nicht schwer, aber die Mangos an diesem Baume haben wir zugezählt bekommen. Wenn es auch nur um eine einzige Frucht nicht stimmt, so kostet es uns das Leben. Denn wenn Wessawana auch nur einen einzigen zornigen Blick wirft, fahren tausend Kumbhandas zerplatzend auseinander wie Sesamkörner, die auf eine heiße Pfanne geworfen werden. Darum können wir dir nichts geben, wir wollen dir aber sagen, wo du die Frucht bekommen kannst." — „Wer sie mir gibt, ist mir einerlei, aber die Frucht muß ich haben. Sagt mir, wo ich sie bekommen kann!" — „Mitten in dieser Goldbergkette wohnt ein Büßer, namens Dschötirasa, das heilige Feuer unterhaltend, in einer Laubhütte namens Goldblatt, ein Schützling des Wessawana. Dem schickt Wessawana immer vier Früchte. Zu dem geh!" Er war es zufrieden und begab sich zu dem Büßer, begrüßte ihn ehrerbietig und setzte sich ihm zur Seite nieder. Darauf fragte ihn der Büßer: „Woher bist du gekommen?" — „Vom König von Benares." — „Warum bist du gekommen?" — „Herr, die Gemahlin unseres Königs hat ein Gelüste nach einer Mittelmangofrucht bekommen, darum bin ich gekommen, aber die Rakkhasas selbst haben mir den Mango nicht gegeben, sondern mich zu Euch geschickt." — „So setze dich denn nieder, du sollst ihn bekommen." Als nun Wessawana dem Büßer die vier Früchte geschickt hatte, da verzehrte dieser zwei davon und eine gab er dem jungen Papageien zu essen, und als der sie gegessen hatte, tat der Büßer eine Frucht in eine Schlinge und hängte sie dem Papageien um den Hals. „Nun mach dich fort!" sagte er und entließ den jungen Papageien. Der brachte den Mango hin und gab ihn der Königin. Sie aß ihn und stillte ihr Gelüste, aber einen Sohn bekam sie trotzdem nicht davon.

19. Dadhiwāhana

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurden vier Brahmanenbrüder im Reiche Kāsi Einsiedler nach der Weise der Isis. Sie bauten sich Laubhütten im Himalaja, eine neben der anderen, und wohnten dort. Der älteste der Brüder starb und wurde als Sakka wiedergeboren. Als er erkannt hatte, wer er gewesen war, pflegte er den Büßern ab und zu, so alle sieben oder acht Tage, seine Aufwartung zu machen. Eines Tages begrüßte er den ältesten Büßer, setzte sich ihm zur Seite nieder und fragte ihn: „Ehrwürdiger, hast du etwas nötig?" Der Büßer, der an Gelbsucht litt, sagte, er brauche Feuer. Sakka gab ihm eine Messeraxt. Eine Messeraxt ist ein Ding, das man, je nachdem man es in den Griff steckt, als Messer oder als Axt gebrauchen kann. „Wer nimmt das Ding nun aber und holt mir Holz?" fragte der Büßer. Da sprach Sakka so zu ihm: „Ehrwürdiger, wenn du Holz brauchst, so streiche mit der Hand über diese Axt und sprich: ‚Hole mir Holz und mache Feuer'. Dann wird sie Holz herbeibringen und dir Feuer machen." Nachdem er ihm die Messeraxt übergeben hatte, ging er auch zu dem zweiten und fragte ihn: „Ehrwürdiger, hast du etwas nötig?" An dessen Laubhütte führte ein Elefantenpfad vorbei. Die Elefanten belästigten ihn und daher sagte er: „Ich leide unter den Elefanten. Jage sie fort!" Sakka händigte ihm eine Trommel ein und sagte: „Ehrwürdiger, wenn Ihr diese Seite schlagt, werden Eure Feinde davonlaufen, und wenn Ihr diese schlagt, werden sie Euch freundlich gesinnt werden und Euch mit einem viergliedrigen Heer umgeben." Nachdem er ihm die Trommel gegeben hatte, ging er zu dem jüngsten Bruder und fragte: „Ehrwürdiger, hast du etwas nötig?" Auch der litt an der Gelbsucht und sagte daher, er brauche Dickmilch. Sakka gab ihm einen Topf mit Dickmilch und sagte: „Wenn Ihr Euch etwas wünscht, so stürzt diesen um; dann wird er zu einem großen Strome werden und eine

gewaltige Glut entsenden, und er wird sogar imstande sein, Euch ein Königreich zu verschaffen." Damit ging er weg. Von da ab machte die Messeraxt für den ältesten Bruder Feuer; der andere schlug seine Trommel, und die Elefanten liefen weg; der jüngste aß seine Dickmilch.

Zu der Zeit suchte ein Eber an einer Stelle, wo früher ein Dorf gestanden hatte, seine Nahrung und erblickte einen großen Edelstein, der Zaubermacht besaß. Er packte den Edelstein mit dem Maule und flog durch dessen Zaubermacht in die Luft auf und gelangte auf eine Insel mitten im Ozean. „Hier wäre ein passender Wohnort für mich," dachte er, ließ sich herab und machte sich an einem angenehmen Ort unter einem Udumbarabaume sein Lager.

Eines Tages schlief er unter diesem Baume mit dem Edelstein vor sich. Nun war ein Mann, der im Reiche Kāsi lebte, von seinen Eltern, weil er ihnen ein Nichtsnutz zu sein schien, aus dem Hause geworfen. Er hatte sich in eine Hafenstadt begeben, hatte bei Seeleuten Dienste genommen und war zur See gegangen. Mitten auf dem Meer erlitt er Schiffbruch, und auf einer Planke treibend kam er zu jener Insel, und als er sich allerhand Früchte suchte, erblickte er den schlafenden Eber. Leise näherte er sich, ergriff den Edelstein, schwang sich durch dessen Zaubermacht in die Luft auf, ließ sich auf dem Udumbarabaume nieder und dachte: „Offenbar hat dieser Eber hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen, weil er durch die Zaubermacht dieses Edelsteines durch die Luft fliegen konnte. Ich sollte ihn erst töten, sein Fleisch essen und mich dann davonmachen." Er brach einen Ast ab und warf ihn dem Eber auf den Kopf. Der erwachte, und als er den Edelstein nicht sah, lief er zitternd auf und ab. Der Mann auf dem Baume lachte. Als nun der Eber sich umschaute, erblickte er ihn, rannte mit dem Kopf gegen den Baum und fiel auf der Stelle tot um. Der Mann stieg herunter, machte sich Feuer, briet das Fleisch des Ebers, aß es und flog dann in die Luft auf. Als er über den Himalaja dahinflog, erblickte er die Einsiedelei. In der Einsiedelei des ältesten Büßers stieg er herab, blieb zwei oder drei Tage dort

und verrichtete dem Büßer allerhand Dienste und lernte dabei die Zauberkraft der Messeraxt kennen. „Die sollte ich an mich bringen," dachte er. Nachdem er dem Büßer die Zauberkraft seines Edelsteines gezeigt hatte, sagte er: „Ehrwürdiger, nehmt diesen Edelstein und gebt mir die Messeraxt!" Der Büßer, den es verlangte, durch die Luft zu wandeln, nahm den Edelstein und gab ihm dafür die Messeraxt. Der ging damit fort, und als er eine kurze Strecke gegangen war, strich er über die Messeraxt hin und sagte: „Messeraxt, schneide dem Büßer den Kopf ab und bring mir den Edelstein!" Die ging hin, schnitt dem Büßer den Kopf ab und brachte den Edelstein. Der Mann versteckte die Messeraxt an einem verborgenen Ort und ging zu dem mittleren Büßer. Nachdem er ein paar Tage dort geblieben war und die Zauberkraft der Trommel kennengelernt hatte, gab er den Edelstein dahin und bekam dafür die Trommel, und dann ließ er auf dieselbe Weise wie vorher auch diesem Büßer den Kopf abschneiden. Dann ging er zu dem Jüngsten, und als er die Zauberkraft des Dickmilchtopfes kennengelernt hatte, gab er den Edelstein und bekam dafür den Dickmilchtopf, und dann ließ er auf dieselbe Weise wie vorher auch diesem Büßer den Kopf abschneiden. Dann nahm er den Edelstein, die Messeraxt, die Trommel und den Dickmilchtopf und flog in die Luft auf. Unweit von Benares machte er halt und schickte durch einen Mann einen Brief an den König von Benares, daß er mit ihm kämpfen oder ihm das Reich ausliefern solle. Als der König die Botschaft gehört hatte, zog er aus, um den Räuber gefangenzunehmen. Der schlug die eine Seite der Trommel, und ein viergliedriges Heer umgab ihn. Als er merkte, daß der König seine Streitkräfte aufmarschieren ließ, ließ er den Dickmilchtopf fließen. Ein mächtiger Strom ergoß sich, das Volk versank in der Dickmilch und konnte nicht wieder herauskommen. Dann strich er über die Messeraxt hin und sagte: „Hole den Kopf des Königs!" und die Messeraxt ging hin, holte den Kopf des Königs und legte ihn zu seinen Füßen nieder, und niemand konnte die Waffe dawider erheben. An der Spitze eines großen Heeres zog er

in die Stadt ein, ließ sich zum König salben und regierte in Gerechtigkeit unter dem Namen Dadhiwāhana.

Als er sich eines Tages mit Netz und Reuse in einem großen Flusse vergnügte, kam eine Mangofrucht, wie sie den Göttern zur Speise dient, aus dem Kannamundateiche geschwommen und blieb in dem Netze hängen. Als die Leute das Netz herauszogen, erblickten sie sie und brachten sie dem König. Sie war gewaltig, so groß wie ein Topf, ganz rund und goldfarben. Der König fragte die Waldläufer, von was für einem Baum diese Frucht käme, und als er gehört hatte, es sei eine Mangofrucht, aß er sie und ließ den Kern in seinem Garten einpflanzen und mit Milchwasser begießen. Es wuchs ein Baum daraus hervor, der im dritten Jahre Frucht trug. Groß war die Ehre, die man dem Mangobaum erwies: man begoß ihn mit Milchwasser, drückte ihm Fünffingerzeichen aus wohlriechenden Stoffen auf, hängte Kränze an ihm auf, brannte eine Lampe mit duftendem Öl vor ihm; rund um ihn herum aber war ein Vorhang aus feinem, hanfenem Zeug gespannt. Seine Früchte waren süß und goldfarben. Wenn der König Dadhiwāhana anderen Königen eine Mangofrucht schickte, so durchbohrte er, ehe er sie abschickte, aus Furcht, es könnte aus dem Kern ein Baum hervorwachsen, die Stelle, wo sich der Keim entwickelt, mit einem Mandudorn. Wenn die nun den Mango gegessen hatten und den Kern pflanzten, keimte er nicht, und als sie nachforschten, was die Ursache davon wäre, erkannten sie den Grund. Einer der Könige ließ nun seinen Gärtner zu sich kommen und fragte ihn: „Wirst du wohl imstande sein, den Wohlgeschmack der Mangofrüchte des Dadhiwāhana zu verderben und sie bitter zu machen?" „Jawohl, Herr," antwortete er. „So geh denn hin!" sagte der König, gab ihm tausend Kahāpanas und schickte ihn fort. Der ging nach Benares und ließ dem Könige melden, es sei ein Gärtner gekommen. Der König ließ ihn kommen; er trat ein, begrüßte den König ehrerbietig und befragt, ob er der Gärtner sei, antwortete er: „Jawohl, Herr," und rühmte seine Geschicklichkeit. „Geh hin," sagte der König, „und hilf unserem

Gärtner!" Von da ab besorgten die beiden zusammen den Garten. Der neuangekommene Gärtner ließ Blumen außer der Zeit erblühen und Früchte außer der Zeit reifen und machte den Garten dadurch zu einer wahren Freude. Der König wandte ihm seine Gnade zu, entließ den alten Gärtner und übertrug den Garten ihm allein. Als er merkte, daß der Garten nun in seine Hand gekommen sei, pflanzte er Nimbas und Paggawaschlingpflanzen um den Mangobaum herum. Allmählich wuchsen die Nimbas heran. Die Wurzeln verflochten sich mit den Wurzeln, die Zweige mit den Zweigen, und alles verwickelte sich völlig miteinander. Da wurde der süßfruchtige Mango durch die enge Berührung mit den unerfreulichen, nichtsüßen Pflanzen bitter und nahm den Geschmack der Nimbablätter an. Als der Gärtner merkte, daß die Mangofrüchte bitter geworden waren, machte er sich davon. Als nun Dadhiwāhana einmal in seinen Garten ging und eine Mangofrucht aß, konnte er den Mangosaft, der ihm in den Mund gekommen war, und der zusammenziehend wie Nimbasaft war, nicht herunterschlucken, sondern spie ihn angeekelt aus.

Zu der Zeit war der Bōdhisatta sein Berater in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten. Der König wandte sich an den Bōdhisatta: „Weiser, dieser Baum ist ebenso gepflegt worden wie früher und trotzdem ist seine Frucht bitter geworden. Woher kommt das nun?" Und indem er so fragte, sprach er den ersten Vers:

„Einst hatte dieser Mango Duft
und Wohlgeschmack und Farbenpracht.
Was hat trotz aller Pflege nun
die Früchte bitter wohl gemacht?"

Der Bōdhisatta aber sprach, die Ursache verkündend, den zweiten Vers:

„Dein Mango, Dadhiwāhana,
ist von den Nimbas dicht umringt.
Es schmiegt sich innig Zweig an Zweig,
und Wurzel sich um Wurzel schlingt.

Berührung mit den Schlechten ist's,
was Bitterkeit den Früchten bringt."

Als der König seine Rede vernommen hatte, ließ er alle Nimbas und Paggawas abhauen und ihre Wurzeln ausreißen. Dann ließ er die nichtsüße Erde ringsum fortschaffen und süße Erde aufwerfen und den Mango sorgfältig mit Milchwasser, Zuckerwasser und Duftwasser pflegen. Durch die Berührung mit den süßen Säften wurde der Mango wieder süß. Der König aber übergab den Garten wieder dem früheren Gärtner, und nachdem er sein Leben zu Ende gelebt hatte, fuhr er dahin nach seinen Werken.

20. Der ungerechte König

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta in einem Dörfchen unweit Benares in der Familie eines Haushalters wiedergeboren. Als er herangewachsen war, verheirateten sie ihn mit einer Tochter aus guter Familie aus Benares. Sie war lieb, schön, anmutig, wie ein Göttermädchen, wie eine blühende Liane, wie eine tändelnde, trunkene Kinnarī. Sudschātā hieß sie, war dem Gatten ergeben, tugendreichen Wandels und pflichtgetreu. Immerdar erfüllte sie ihre Pflichten gegen den Gatten, gegen die Schwiegermutter und gegen den Schwiegervater. Sie war dem Bōdhisatta lieb und wert. So lebten die beiden vergnügt und einträchtig zusammen. Eines Tages sagte nun Sudschātā zu dem Bōdhisatta: „Ich möchte meine Eltern besuchen." „Gut, meine Liebe," antwortete er, „bereite nur ausreichende Reisekost!" Und so hieß er sie denn allerlei Speise kochen und packte die Speise, und was sie sonst brauchten, auf den Wagen. Er selbst saß vorn auf dem Wagen und lenkte ihn, die Frau saß hinten. Als sie in die Nähe der Stadt kamen, schirrten sie den Wagen ab, badeten sich und aßen. Dann schirrte der Bōdhisatta den Wagen wieder an und saß vorne auf, Su-

dschātā aber wechselte die Kleider, legte ihren Schmuck an und setzte sich dann hinten auf. Als der Wagen in das Innere der Stadt gekommen war, da machte der König von Benares gerade, auf dem Rücken seines mächtigen Elefanten sitzend, einen Umzug um die Stadt und kam an jenen Ort. Sudschātā stieg ab und ging zu Fuß hinter dem Wagen her. Als der König sie erblickte, wurde sein Auge von der Fülle ihrer Schönheit angezogen, sein Herz wurde von Liebe ergriffen, und er schickte einen Minister aus, hinzugehen und zu erkunden, ob sie einen Gatten habe oder nicht. Der ging hin und brachte heraus, daß sie einen Gatten habe, und sagte: „Herr, soweit ich gehört habe, hat sie einen Gatten. Der Mann, der auf dem Wagen sitzt, ist ihr Gatte." Der König, der seine Verliebtheit nicht bemeistern konnte und ganz krank vor Leidenschaft geworden war, dachte: „Ich will ihn durch List töten lassen und mir die Frau nehmen." Und er ließ einen Mann kommen. „Geh, Freund, tu, als ob du die Straße entlang gingest und stecke dieses Kronjuwel in den Wagen jenes Mannes und komm dann wieder," sagte er, gab ihm das Kronjuwel und entließ ihn. „Jawohl," sagte der, nahm das Juwel, ging hin, legte es auf den Wagen, kam zurück und berichtete: „Herr, ich habe es hingelegt." Da sagte der König: „Mein Kronjuwel ist verlorengegangen." Die Leute machten ein großes Geschrei. „Schließet alle Tore," befahl der König, „besetzt die Durchgänge und sucht nach dem Diebe!" Die Leute des Königs taten so, die Stadt war in vollem Aufruhr. Jener Mann aber ging mit einigen Leuten zu dem Bōdhisatta und sagte: „Freund, halt den Wagen an! Das Kronjuwel des Königs ist verlorengegangen. Wir wollen den Wagen durchsuchen." Und als er den Wagen durchsuchte, faßte er das von ihm selbst hineingelegte Juwel. Er packte den Bōdhisatta und schrie: „Da ist der Juwelendieb!" schlug ihn mit Händen und Füßen, band ihm die Hände auf den Rücken und führte ihn vor das Angesicht des Königs: „Hier ist der Juwelendieb!" „Schlagt ihm den Kopf ab!" befahl der König. Da führten ihn die Leute des Königs, indem sie ihn an jeder Straßenecke mit Peitschen schlugen, durch das südliche Tor aus

der Stadt heraus. Sudschātā verließ den Wagen und ging immer hinterher, die Arme ausstreckend und klagend. „Herr," jammerte sie, „um meinetwillen bist du in dies Unglück geraten!" Die Leute des Königs hießen den Bōdhisatta sich auf den Rücken niederlegen, um ihm den Kopf abzuschlagen. Als Sudschātā das sah, da gedachte sie der Vorzüglichkeit ihrer Tugend und wehklagte: „Ach, ich meine, es gibt keine Götter, die imstande wären, böse, grausame Menschen zu hindern, die Tugendhaften in dieser Welt zu quälen," und ähnliche Klagen ausstoßend, sprach sie den ersten Vers:

„Es gibt keine Götter, sie sind wohl verreist!
Ach, es gibt keine Hüter der Welt!
Denn wilde Gewalttat verübt man hier dreist,
Und kein Wehrer ist ihnen bestellt."

Als die Tugendreiche so wehklagte, da zeigte der Thron, auf dem der Götterkönig Sakka saß, Zeichen von Hitze. Sakka überlegte, wer wohl versuche, ihn aus seiner Sakkawürde zu stürzen, und er erkannte die Ursache: „Der König von Benares begeht eine überaus grausame Tat, er bereitet der tugendreichen Sudschātā Schmerz. Ich muß einmal hingehen." Er stieg aus der Götterwelt herab und brauchte seine Zaubermacht. Er bewirkte, daß der auf dem Elefanten reitende böse König von dem Elefanten abstieg und sich rücklings auf den Richtblock niederlegte; den Bōdhisatta aber hob er auf, schmückte ihn mit allem Geschmeide, ließ ihn das königliche Gewand anlegen und sich auf den Rücken des Elefanten setzen. Als die Leute mit dem Beil den Kopf abschlugen, da schlugen sie dem Könige den Kopf ab, und erst als sie ihn abgeschlagen hatten, merkten sie, daß es der Kopf des Königs gewesen war. Sakka, der Götterkönig, trat nun in sichtbarer Gestalt zu dem Bōdhisatta, weihte ihn zum König und hieß ihn die Sudschātā zu seiner Hauptgemahlin machen. Als die Minister, die Brahmanen, die Haushalter und die übrigen den Götterkönig Sakka erblickt hatten, da freuten sie sich und sagten: „Der ungerechte König ist getötet, jetzt haben wir

einen gerechten König von Sakka geschenkt bekommen." Sakka aber, im Luftraum stehend, belehrte sie: „Dieser König, der euch von Sakka gegeben ist, wird von nun ab mit Gerechtigkeit regieren. Denn wenn ein König ungerecht ist, so regnet es zur Unzeit und regnet nicht zur rechten Zeit. Drei Plagen stellen sich ein: die Plage der Hungersnot, die Plage der Krankheit und die Plage des Schwertes." Und damit sprach er den zweiten Vers:

„Zur Unzeit regnet es bei ihm,
es regnet nicht, tut Regen not.
Er stürzt, sitzt er im Himmel auch.
Fand nicht auch dieser so den Tod?"

Nachdem Sakka die Menge so belehrt hatte, ging er an seinen Götterort, und auch der Bōdhisatta gelangte, nachdem er mit Gerechtigkeit regiert hatte, in den Himmel.

21. Der zauberkundige Brahmane und die Räuber

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, lebte in einem Dörfchen ein gewisser Brahmane, der den Wēdabbha genannten Zauberspruch kannte. Das war nämlich ein unschätzbarer, köstlicher Zauberspruch. Wenn eine bestimmte Konstellation eingetreten war, sagte er den Zauberspruch her und blickte zum Himmel auf. Dann ergoß sich vom Himmel ein Regen von den sieben kostbaren Dingen.

Damals war der Bōdhisatta bei diesem Brahmanen in der Lehre. Eines Tages nun verließ der Brahmane mit dem Bōdhisatta wegen gewisser Geschäfte sein Dorf und zog nach dem Tschētijareiche. Auf dem Wege dahin, in einer waldigen Gegend, machten fünfhundert Räuber, die Abschicker genannt, die Straße unsicher. Sie nahmen den Bōdhisatta und den Wēdabbhabrahmanen gefangen. Warum hießen aber diese Räuber die Abschicker? Weil sie, wenn sie zwei Leute ge-

fangen hatten, den einen abzuschicken pflegten, um das Lösegeld zu holen. Darum wurden sie Abschicker genannt. Wenn sie Vater und Sohn gefangen hatten, so pflegten sie zu dem Vater zu sagen: „Wenn du uns Geld gebracht hast, kannst du mit deinem Sohne fortgehen.“ Auf dieselbe Weise pflegten sie, wenn sie Mutter und Tochter gefangen hatten, die Mutter, und wenn sie zwei Brüder gefangen hatten, den älteren, und wenn sie Lehrer und Schüler gefangen hatten, den Schüler freizulassen. Auch damals, als sie den Wēdabbhabrahmanen gefangen hatten, ließen sie den Bōdhisatta frei. Beim Abschied sagte der Bōdhisatta zu dem Lehrer: „Nach ein oder zwei Tagen werde ich wiederkommen. Habt nur keine Angst! Hört aber ja auf das, was ich Euch sage! Heut wird die Konstellation eintreten, die den Schatzregen bringt. Laßt Euch nicht etwa in Verzweiflung verleiten, den Zauberspruch herzusagen und den Schatzregen kommen zu lassen! Wenn Ihr ihn kommen laßt, werdet Ihr umkommen, und diese fünfhundert Räuber dazu.“ Nachdem er so den Lehrer gewarnt hatte, ging er fort, um das Geld zu holen. Als die Sonne untergegangen war, fesselten die Räuber den Brahmanen und hießen ihn sich niederlegen. In diesem Augenblick erhob sich die volle Mondscheibe aus der Welt des Ostens. Der Brahmane betrachtete das Sternbild und dachte: „Die Konstellation, die den Schatzregen bringt, ist eingetreten. Warum soll ich mich abquälen? Ich will den Zauberspruch hersagen, die kostbaren Dinge herabregnen lassen, den Räubern den Schatz geben und dann vergnügt von dannen ziehen.“ Und er redete die Räuber an: „Hört einmal, ihr Räuber, warum habt ihr mich gefangengenommen?“ — „Um Geld zu bekommen, Herr.“ — „Wenn euch der Sinn nach Geld steht, so befreit mich schnell von den Fesseln, laßt mich mein Haupt waschen, laßt mich ungebrauchte Kleider anziehen, mich mit Wohlgerüchen salben und mit Blumen schmücken, und dann laßt mich allein!“ Als die Räuber seine Rede gehört hatten, machten sie es so. Nachdem der Brahmane die Konstellation bestimmt hatte, sagte er den Zauberspruch her und blickte zum Himmel auf. Im selben

Augenblick fielen die kostbaren Dinge vom Himmel. Die Räuber sammelten die Schätze, bündelten sie in ihre Oberkleider ein und gingen fort. Und der Brahmane ging hinter ihnen her.

Darauf nahmen andere fünfhundert Räuber diese Räuber gefangen. Und als die fragten, warum sie sie gefangennähmen, sagten sie: „Um Geld zu bekommen." — „Wenn euch der Sinn nach Geld steht, so nehmt diesen Brahmanen gefangen. Der blickte zum Himmel auf und ließ einen Schatz regnen, und er ist es, der uns dies gegeben hat." Da ließen die Räuber die Räuber los und nahmen den Brahmanen gefangen und sagten: „Gebt auch uns einen Schatz!" „Ich würde euch gern einen Schatz geben," sagte der Brahmane, „aber die Konstellation, die den Schatzregen bringt, wird erst in einem Jahr, von heut ab gerechnet, wieder eintreten. Wenn euch der Sinn nach Schätzen steht, so geduldet euch so lange. Dann will ich den Schatzregen schon kommen lassen." „Ha, du Schurke von einem Brahmanen!" riefen da die Räuber ergrimmt, „für die anderen hast du eben erst Schätze regnen lassen, und uns willst du noch ein Jahr warten lassen!" Mit einem scharfen Schwerte zerhieben sie den Brahmanen in zwei Teile und warfen den Leichnam auf die Straße. Dann eilten sie den anderen Räubern nach, kämpften mit ihnen, töteten sie alle und nahmen ihnen das Geld ab. Dann teilten sie sich wieder in zwei Haufen, kämpften miteinander und töteten zweihundertundfünfzig Mann. Auf diese Weise schlugen sie sich gegenseitig tot, bis nur noch zwei übrig waren. So kamen jene tausend Leute um. Die beiden übriggebliebenen Leute holten aber den Schatz glücklich herbei und verbargen ihn in einem Gebüsch in der Nähe eines Dorfes. Der eine nahm ein Schwert und setzte sich nieder, um ihn zu bewachen. Der andere nahm Reis und ging ins Dorf, um ein Mahl kochen zu lassen. Habgier ist die Wurzel des Verderbens. So dachte denn auch der bei dem Schatze Sitzende: „Wenn der andere wiederkommt, wird dieser Schatz in zwei Teile gehen. Wie wäre es, wenn ich ihn gleich bei seiner Rückkehr mit dem Schwerte

erschlüge?“ So gürtete er das Schwert um und setzte sich, seine Ankunft erwartend, nieder. Auch der andere dachte: „Jener Schatz wird in zwei Teile gehen. Wie wäre es, wenn ich Gift in dies Mahl täte, es jenem zu essen gäbe, ihn so umbrächte und den Schatz allein in Besitz nähme?“ Als das Mahl fertig war, aß er selbst, tat Gift in das Übriggebliebene und brachte es dorthin. Kaum hatte er das Mahl niedergesetzt, als der andere ihn mit dem Schwert entzweihieb. Den Leichnam warf er an einen verborgenen Ort. Dann aß er das Mahl und kam so selbst dort auf dem Flecke ums Leben. So kamen dieses Schatzes wegen alle um.

Nach ein oder zwei Tagen aber kam der Bōdhisatta mit dem Lösegeld. Als er den Lehrer dort nicht erblickte, aber den Schatz ringsum verstreut liegen sah, zog er auf der Landstraße weiter und dachte: „Der Lehrer ist gewiß meinen Worten nicht gefolgt, sondern hat Schätze regnen lassen, und alle werden umgekommen sein.“ Und als er weiterging, da sah er den Brahmanen in zwei Teile gehauen auf der Landstraße liegen. „Weil er meinem Worte nicht gefolgt ist, hat er den Tod gefunden,“ dachte er, sammelte Holz auf, machte einen Scheiterhaufen, verbrannte den Lehrer und brachte ihm Waldblumen dar. Dann ging er weiter und erblickte die fünfhundert, die getötet waren, und weiterhin zweihundertundfünfzig Tote und so immer weiter, bis er schließlich zwei Tote fand. Da dachte er: „Das sind neunhundertachtundneunzig Menschen, die umgekommen sind. Es müssen noch zwei Räuber da sein. Auch diese beiden haben sich gewiß nicht beherrschen können. Wohin sind diese beiden wohl gegangen?“ Und als er weiterging, sah er den Weg, den die beiden eingeschlagen hatten, als sie mit dem Schatze in das Gebüsch eindrangen, und als er noch weiterging, sah er einen Haufen Schätze in Bündel gepackt daliegen, und schließlich sah er einen Toten, der bei einer ausgeleerten Reisschüssel lag. Da wurde ihm alles klar, was jene gemacht hatten. „Wo ist nun aber der letzte Mann?“ fragte er sich, und als er suchte, fand er ihn an dem verborgenen Orte, wo er hingeworfen war. Da dachte er: „Mein Lehrer

ist meinen Worten nicht gefolgt, und so ist er durch seinen Eigensinn selbst umgekommen und hat außerdem noch tausend Menschen den Tod gebracht. Ach, wer durch verkehrte Mittel, ohne Vernunft sein Glück sucht, der kommt im Gegenteil wie mein Lehrer ins Unglück!" Und er sprach den Vers:

„Wer die verkehrten Mittel braucht,
um sich zu nützen, kommt in Not.
Wēdabbha fiel durch Tschētahand;
die Räuber fanden auch den Tod."

So rief der Bōdhisatta in den Wald, daß es widerhallte, und lehrte unter dem Beifall der Gottheiten in diesem Verse das rechte Verhalten, indem er darlegte: „Gleichwie mein Lehrer durch verkehrte Mittel und zur falschen Stunde sich strebend bemühte und Schätze regnen ließ und dadurch seinen eigenen Tod fand und die Ursache des Unterganges von anderen wurde, ebenso wird auch ein anderer, der, mit verkehrten Mitteln seinen Vorteil suchend, sich strebend bemüht, selbst völlig zugrunde gehen und die Ursache des Unterganges von anderen sein."

Dann schaffte er jenen Schatz glücklich nach Hause, lebte, solang es ihm beschieden war, indem er Almosen spendete und andere verdienstliche Werke tat, und ging am Ende seines Lebens in den Himmel ein.

22. Parantapa

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta im Schoße von dessen Hauptgemahlin wiedergeboren. Als er herangewachsen war, erlernte er alle Künste in Takkasilā. Er eignete sich auch einen Zauberspruch an, durch den er alle Tierstimmen verstehen konnte. Nachdem er eifrig bei dem Lehrer studiert hatte, kehrte er nach Benares zurück. Der Vater verlieh ihm die Würde des Vizekönigs. Ob-

wohl er ihm aber die Würde des Vizekönigs verliehen hatte, hätte er ihn doch am liebsten umbringen lassen und mochte ihn gar nicht mehr sehen.

Nun kam einmal bei Nacht, als sich die Leute verlaufen hatten, ein Schakalweibchen mit ihren beiden Jungen durch ein Sielrohr in die Stadt. Im Palaste des Bôdhisatta, nahe bei seinem Schlafgemach, befand sich aber ein Schuppen, wo sich ein Reisender aufhielt. Der hatte seine Schuhe ausgezogen und sie zu seinen Füßen auf den Boden gestellt, und dann hatte er sich auf eine Pritsche gelegt, war aber noch nicht eingeschlafen. Die Jungen des Schakalweibchens schrien vor Hunger. Da sagte die Mutter in ihrer Sprache zu ihnen: „Liebe Kinder, macht keinen Lärm! In diesem Schuppen ist ein Mann, der hat seine Schuhe ausgezogen und sie auf den Boden gestellt und liegt nun auf der Pritsche. Er schläft aber noch nicht. Wenn er eingeschlafen ist, werde ich diese Schuhe holen und sie euch zu fressen geben." Durch die Kraft des Zauberspruches verstand der Bôdhisatta, was sie sagte. Er trat aus dem Schlafzimmer heraus, öffnete das Fenster und rief: „Wer ist da?" — „Ich, Herr, ein Reisender." — „Wo stehen deine Schuhe?" — „Auf dem Fußboden, Herr." — „Nimm sie vom Boden weg und hänge sie hoch auf!" Als die Schakalin das hörte, wurde sie zornig auf den Bôdhisatta.

Eines Tages kam sie abermals auf demselben Wege in die Stadt. Damals war nun gerade ein Betrunkener, der zu einem Teich herabgestiegen war, um Wasser zu trinken, in den Teich gefallen. Er war untergegangen und ertrunken. Er war aber mit zwei Gewändern bekleidet; in seinem Untergewand befanden sich tausend Kahâpanas und an seinem Finger ein Siegelring. Als die jungen Schakale nun wieder schrien: „Wir haben Hunger!" sagte die Mutter: „Liebe Kinder, macht keinen Lärm! In diesem Teich ist ein Mann ums Leben gekommen, und das und das ist sein Eigentum. Er liegt tot auf den Stufen, die in den Teich hinabführen. Diesen Mann will ich euch zu fressen geben." Als der Bôdhisatta das gehört hatte, öffnete er das Fenster und rief: „Wer ist da im Schup-

pen?“ Da stand einer auf und antwortete: „Ich, Herr.“ „Geh,“ sagte der Bôdhisatta, „in jenem Teiche ist ein Mann ertrunken. Nimm seine Kleider, seine Kahâpanas und seinen Fingerring und versenke dann die Leiche im Wasser, so, daß sie nicht wieder hochkommt!“ Der tat, wie ihm geheißen. Wieder wurde das Schakalweibchen zornig und schrie: „Schon neulich hast du meine Jungen nicht die Schuhe fressen lassen, heute läßt du sie den Toten nicht fressen. Gut, von heut an in drei Tagen wird ein feindlicher König kommen und die Stadt einschließen. Dann wird dich dein Vater zum Kampfe ausschicken. Da werden sie dir den Kopf abschlagen, und dann werde ich mich rächen dadurch, daß ich das Blut deiner Kehle trinke. Du suchst Feindschaft mit mir, ich werde es mir merken!“ Nachdem sie dem Bôdhisatta so gedroht hatte, lief sie mit ihren Jungen fort.

Am dritten Tage kam der feindliche König und schloß die Stadt ein. „Geh, mein Sohn, und kämpfe mit ihm!“ sagte der König zu dem Bôdhisatta. „Ich habe ein Gesicht gehabt, Herr. Ich wage nicht hinzugehen. Ich fürchte, mein Leben ist in Gefahr.“ — „Was geht es mich an, ob du stirbst oder nicht! Geh!“ „Nun wohl, Herr“, sagte der Bôdhisatta, nahm sein Gefolge mit sich und ging fort Er zog aber nicht aus dem Tore heraus, wo der feindliche König stand, sondern er ließ ein anderes Tor öffnen und zog hier heraus. Als er sich aber entfernte, leerte sich gleichsam die ganze Stadt, alle zogen mit ihm zusammen fort. An einem geeigneten Orte schlug der Bôdhisatta ein Lager auf und verblieb dort.

Der König aber dachte: „Der Vizekönig hat die Stadt leer gemacht und ist mitsamt dem Heere geflohen. Der feindliche König hält die Stadt eingeschlossen. Jetzt ist es um mein Leben geschehen.“ In Begleitung der Königin, des Hauspriesters und eines Dieners, namens Parantapa, machte er sich, um sein Leben zu retten, zur Nachtzeit in Verkleidung davon und floh in den Wald. Als der Bôdhisatta hörte, daß der König geflohen sei, zog er wieder in die Stadt ein, nahm den Kampf auf, schlug den feindlichen König in die Flucht und übernahm die Herrschaft.

Sein Vater aber baute sich am Ufer eines Flusses eine Laubhütte und wohnte da, indem er sich von den Früchten des Waldes nährte. Der König und der Hauspriester pflegten fortzugehen, um Früchte zu holen, und der Sklave Parantapa blieb mit der Königin zusammen in der Laubhütte. Die Königin hatte aber dort von dem Könige ein Kind empfangen. Weil sie aber beständig mit Parantapa zusammen war, verging sie sich mit ihm. Eines Tages sagte sie zu Parantapa: „Wenn es der König merkt, kostet es sowohl dir wie auch mir das Leben. Töte ihn!" — „Wie soll ich ihn töten?" — „Wenn er zum Baden geht, läßt er gewöhnlich dich das Schwert und den Bademantel tragen. Wenn du dort am Badeplatze merkst, daß er nicht auf seiner Hut ist, so schlage ihm mit dem Schwerte den Kopf ab, zerstückele die Leiche und vergrabe sie in der Erde." Er erklärte sich bereit dazu.

Nun war eines Tages der Hauspriester ausgegangen, wilde Früchte zu holen. Dicht bei dem Platze, wo der König zu baden pflegte, war er auf einen Baum gestiegen und pflückte Früchte. Der König, der ein Bad nehmen wollte, gab dem Parantapa Schwert und Bademantel zu tragen und begab sich zum Ufer des Flusses. Als er dort während des Bades nicht auf seiner Hut war, packte ihn Parantapa, um ihn zu töten, am Halse und hob das Schwert. Der König schrie in Todesangst auf. Der Hauspriester hörte den Schrei, schaute herab und sah, wie Parantapa gerade den König erschlug. Von Entsetzen gepackt, ließ er den Zweig los, stieg vom Baum herab, schlich sich in ein Dickicht und setzte sich dort nieder. Parantapa hatte das Geräusch, das das Loslassen des Zweiges verursacht hatte, gehört, und als er den König erschlagen und in der Erde vergraben hatte, dachte er: „An dieser Stelle war doch ein Geräusch, als ob einer einen Zweig losließe. Ist da wohl jemand?" Da er aber niemand sehen konnte, badete er und ging fort. Als er gegangen war, kroch der Hauspriester aus seinem Versteck hervor. Er stellte fest, daß der König zerstückelt und in einem Loch eingescharrt sei, dann badete er und begab sich auf den Heimweg zur Laubhütte. Aus Furcht, er

könne selbst getötet werden, stellte er sich aber, als ob er blind wäre. Als Parantapa ihn erblickte, fragte er ihn: „Was ist dir geschehen, Brahmane?" Der tat, als ob er ihn nicht erkenne, und sagte: „Herr, da bin ich wieder. Ich habe mein Augenlicht verloren. Ich stand im Walde, der voller Giftschlangen ist, neben einem Ameisenhügel. Dort muß mich eine Giftschlange angeblasen haben." „Er erkennt mich nicht. Er sagt Herr zu mir. Ich will ihn trösten," dachte Parantapa und redete ihm freundlich zu: „Mache dir keine Sorgen, Brahmane! Ich werde dich pflegen." Und er gab ihm reichlich wilde Früchte zu essen.

Von da ab pflegte der Sklave Parantapa die wilden Früchte zu holen. Die Königin aber gebar einen Sohn. Wie der Sohn nun heranwuchs, sagte sie eines Tages in aller Morgenfrühe, als sie so behaglich dasaß, leise zu dem Sklaven Parantapa: „Hat dich eigentlich jemand gesehen, als du den König tötetest?" „Niemand hat mich gesehen," antwortete er, „aber ich habe ein Geräusch gehört, als ob ein Zweig losgelassen würde. Ich weiß nicht, ob ein Mensch oder ein Tier den Zweig losgelassen hat. Wenn aber jemals Gefahr über mich kommen wird, so wird sie mir von dem kommen, der den Zweig losgelassen hat." Und indem er sich so mit ihr unterhielt, sprach er den ersten Vers:

„Gefahr kommt einstens über mich,
und schlimmes Leid begegnet mir.
Den Zweig hat jemand da bewegt,
war's nun ein Mensch, war's nun ein Tier."

Sie meinten aber, der Hauspriester schliefe. Er aber schlief nicht, sondern hörte, was sie sagten.

Eines Tages aber, als der Sklave Parantapa ausgegangen war, wilde Früchte zu holen, da kam dem Hauspriester die Erinnerung an seine Frau, und klagend sprach er den zweiten Vers:

„Verlangen nach der Schüchternen,
die mir so fern und doch so nah,

Es macht mich hager, macht mich bleich
gleichwie der Zweig Parantapa."

„Was sagst du da, Brahmane?" fragte ihn die Königin. „Ich dachte nur so", antwortete er. Und wieder eines Tages sprach er den dritten Vers:

„Nach meiner Liebsten sehn' ich mich.
Im Dorfe sitzt sie einsam da,
Sie macht mich hager, macht mich bleich
gleichwie der Zweig Parantapa."

Und wieder eines Tages sprach er den vierten Vers:

„Dein Mund, schelmäugig Weib, den einst
ich plaudern hörte, lächeln sah,
Er macht mich hager, macht mich bleich
gleichwie der Zweig Parantapa."

Später, als der Prinz herangewachsen und sechzehn Jahre alt geworden war, da ließ ihn der Hauspriester einmal das Ende seines Stockes in die Hand nehmen und ging mit ihm zu dem Badeplatze. Da machte er die Augen auf und blickte ihn an. „Bist du denn nicht blind, Brahmane?" fragte der Prinz. „Ich bin nicht blind," antwortete er, „es war nur eine List, um mir das Leben zu retten." Und er fragte ihn: „Kennst du deinen Vater?" — „Jawohl." — „Dieser Mensch ist gar nicht dein Vater," versetzte der Hauspriester, „dein Vater war vielmehr der König von Benares. Dies ist euer Sklave. Nachdem er sich mit deiner Mutter vergangen hatte, hat er an dieser Stelle deinen Vater ermordet und vergraben." Und er grub die Knochen aus und zeigte sie ihm. Den Prinzen erfaßte ein gewaltiger Zorn, und er fragte ihn: „Was soll ich jetzt tun?" „Was jener an dieser Stelle deinem Vater getan hat, das tue ihm an", antwortete er und erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte. In wenigen Tagen lehrte er dann den Prinzen den Gebrauch des Schwertes. Eines Tages nahm nun der Prinz Schwert und Bademantel und sprach: „Vater, wir

wollen zum Baden gehen." „Gut", erwiderte Parantapa und ging mit ihm. Als er aber ins Wasser gestiegen war, um zu baden, ergriff der Prinz mit der rechten Hand das Schwert und packte mit der Linken den Parantapa am Schopfe und rief: „Gerade an dieser Stelle hast du, wie ich vernommen, meinen Vater am Schopfe gepackt und ihn trotz seines Schreiens getötet. Ich werde es mit dir genau ebenso machen." Von Todesangst ergriffen sprach Parantapa jammernd die beiden Verse:

„Das Rascheln war's; das kam zu dir;
das ist's, was mich verraten hat.
Der jenen Zweig einst schüttelte,
der kündete dir meine Tat.

Was damals ich gedacht, ich Tor,
das drang gewißlich jetzt zu dir:
‚Den Zweig hat jemand da bewegt,
war's nun ein Mensch, war's nun ein Tier'."

Darauf sprach der Prinz den Schlußvers:

„Als meinen Vater du betrogst,
da ward dir schon die Zukunft klar:
‚Der sich dort in den Zweigen birgt,
der bringt dereinst mich in Gefahr'."

So sprach er und erschlug ihn auf der Stelle, scharrte ihn ein und deckte ihn mit Zweigen zu. Dann wusch er sein Schwert ab, badete und kehrte zur Laubhütte zurück. Er erzählte dem Hauspriester, wie er den Parantapa getötet habe, und schalt seine Mutter aus. Dann aber sagten sich die drei: „Was sollen wir hier noch länger machen?" und gingen nach Benares. Der Bōdhisatta aber verlieh dem jüngeren Bruder die Würde des Vizekönigs, und nachdem er Almosen gespendet und andere verdienstliche Werke getan hatte, ging er in den Himmel ein.

23. Kusa und Pabhāwatī

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf einen Mönch, der sich fortsehnte. Dieser, so wird berichtet, stammte aus einer vornehmen Familie in Sāwatthī. Er hatte sein Herz der Lehre zugewandt und war Mönch geworden. Eines Tages, als er in Sāwatthī die Bettelrunde machte, schaute er, um ein günstiges Vorzeichen zu erlangen, ein geputztes Weib an. Da wurde er von Leidenschaft erfüllt, und unfroh verbrachte er seitdem seine Tage. Haar und Nägel ließ er lang wachsen, sein Körper wurde mager, sein Gewand wurde schmutzig, er wurde bleich und bleicher, und überall traten an seinem Leibe die Adern hervor. Denn gleichwie sich in der Götterwelt bei den Göttern, die aus dem Himmel zu fallen bestimmt sind, vorher fünf Anzeichen bemerkbar machen, — es welken nämlich ihre Kränze, ihre Kleider werden schmutzig, ihr Leib bekommt ein schlechtes Ansehen, aus beiden Achselhöhlen bricht der Schweiß aus, und der Gott findet keine Freude mehr an seinem Göttersitze — genau so machen sich bei den sich fortsehnenden Mönchen, die von der Lehre abzufallen drohen, vorher fünf Anzeichen bemerkbar: es welkt die Blume ihres Glaubens, das Gewand ihrer Frömmigkeit wird schmutzig, weil sie unzufrieden sind, und wegen ihres üblen Leumundes bekommen sie ein schlechtes Ansehen, der Schweiß der Leidenschaft bricht ihnen aus, sie finden keine Freude mehr daran, im Walde, unter einem Baume oder am einsamen Orte zu weilen. Auch bei jenem Mönche machten sich diese Anzeichen bemerkbar.

Sie führten ihn aber vor den Meister und zeigten ihn ihm: „Ehrwürdiger, dieser Mann sehnt sich fort.“ „Ist das wahr, was sie sagen?“ fragte ihn der Meister. „Es ist wahr, Ehrwürdiger“, antwortete er. „Laß dich nicht von der Leidenschaft übermannen, Mönch,“ sprach der Meister, „das Weib ist schlecht. Überwinde deine Liebe zu ihm, finde deine Freude

an der Lehre! Denn weil sie in ein Weib verliebt waren, verloren auch die glänzenden Weisen der Vorzeit ihren Glanz und gerieten in Not und Verderben." Und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals regierte im Mallareiche in der Hauptstadt Kusāwatī in Gerechtigkeit ein König, namens Okkāka. Die erste unter seinen sechzehntausend Frauen war die Hauptgemahlin, namens Sīlawatī. Die bekam weder einen Sohn noch eine Tochter. Da kamen die Bewohner der Stadt und des Reiches am Tore des Königspalastes zusammen und murrten: „Das Reich wird zugrunde gehen, es wird gänzlich zugrunde gehen." Da machte der König das Erkerfenster auf und fragte: „Unter meiner Regierung gibt es doch keinen, der Unrecht tut. Warum murrt ihr denn?" — „Das ist allerdings richtig, Herr. Es gibt niemanden, der Unrecht tut, aber Ihr habt keinen Sohn, der das Geschlecht fortpflanzt. Ein anderer wird sich der Herrschaft bemächtigen und das Reich zugrunde richten. Daher sehet zu, wie Ihr einen Sohn erlangt, der imstande ist, in Gerechtigkeit zu regieren." — „Was soll ich denn tun, um einen Sohn zu erlangen?" — „Zuerst sendet auf eine Woche den niedrigen Bajaderenharem aus, indem Ihr die Mädchen zu Bajaderen des heiligen Brauches erklärt. Wenn die einen Sohn bekommen, so ist die Sache gut; wenn nicht, so sendet den mittleren Bajaderenharem aus und dann den höchsten Bajaderenharem. Sicherlich wird unter so vielen Frauen eine so viel Verdienst haben, daß sie einen Sohn empfängt." Der König tat nach ihren Worten. Wenn aber die Frauen am siebenten Tage zurückkamen, nachdem sie sich nach Herzenslust vergnügt hatten, und er sie fragte: „Habt ihr einen Sohn empfangen?" so antworteten sie immer alle: „Wir haben nicht empfangen, Herr." „Mir wird kein Sohn geboren werden", dachte der König und war ganz niedergeschlagen. Die Bürger aber murrten wieder genau wie vorher. „Was murrt ihr denn?" sagte der König, „ich habe ja, wie ihr es verlangtet, den Bajaderenharem ausgesandt, aber auch nicht eine

einzige hat einen Sohn empfangen. Was soll ich nun tun?" — „Herr, diese Frauen werden wohl lasterhaft sein und ohne Verdienste. Sie haben kein Verdienst, um einen Sohn zu empfangen. Wenn sie keinen Sohn empfangen, so beruhigt Euch nicht dabei. Eure Hauptgemahlin, die Königin Sīlawatī, ist reich an Tugend. Sendet sie aus! Ihr wird ein Sohn zuteil werden." Der König war einverstanden und ließ unter Trommelschlag verkünden: „Am siebenten Tage von heute ab wird der König die Königin Sīlawatī aussenden, nachdem er sie zur Bajadere des heiligen Brauches erklärt hat. Die Männer sollen zusammenkommen."

Am siebenten Tage ließ er die Königin schmücken, vom Königspalaste herabführen und sandte sie aus.

Durch die Macht ihrer Tugend aber zeigte die Wohnung Sakkas Zeichen von Hitze. Sakka dachte nach, was das wohl bedeuten könnte, und erkannte, daß die Königin einen Sohn zu erlangen wünschte. „Ich muß ihr einen Sohn schenken," dachte er, und als er weiter überlegte, ob wohl in der Götterwelt ein ihr würdiger Sohn vorhanden wäre, fiel sein Blick auf den Bōdhisatta. Dieser hatte nämlich damals gerade sein Leben in der Welt der dreiunddreißig Götter vollendet und hatte den Wunsch, in einer höheren Götterwelt wiedergeboren zu werden. Sakka begab sich zum Tore seines himmlischen Palastes, ließ ihn kommen und sagte zu ihm: „Freund, du mußt dich in die Welt der Menschen begeben und deine Wiedergeburt im Schoße der Hauptgemahlin des Königs Okkāka nehmen." Und als er seine Einwilligung erlangt hatte, sprach er auch noch zu einem zweiten Gotte: „Auch du wirst ihr Sohn werden." „Niemand soll ihre Tugend zu Fall bringen," dachte er und begab sich in der Gestalt eines alten Brahmanen zum Tor des Königspalastes. Dort aber war eine Menge Volks zusammengeströmt, sauber gewaschen und festlich geschmückt, und jeder dachte: „Ich werde mir die Königin nehmen." Als sie aber Sakka erblickten, da lachten sie laut und riefen: „Warum bist denn du hergekommen?" „Warum tadelt ihr mich?" sagte Sakka, „wenn auch mein Leib alt geworden ist, die Leidenschaft ist

noch nicht geschwunden. Wenn ich Sîlawatî bekommen kann, werde ich sie mitnehmen. Darum bin ich hergekommen." Und durch seine übernatürliche Macht stellte er sich ganz vorne hin, vor alle anderen, und wegen der ihm innewohnenden Kraft vermochte sich keiner vor ihn zu drängen. Als nun die Königin, angetan mit all ihrem Schmuck, aus dem Palast heraustrat, da ergriff er sie bei der Hand und ging mit ihr fort. Da schalten ihn die Herumstehenden: „Nun seht doch einmal, da geht der alte Brahmane mit der so wunderschönen Königin davon. Er weiß nicht, was sich für ihn schickt." Auch die Königin fühlte Kummer und Zorn und Ekel, daß ein Alter sie fortführte, und auch der König, der am Fenster stand, um zu sehen, wer wohl die Königin davonführen würde, wurde traurig, als er das sah.

Sakka ging mit ihr zum Stadttor hinaus und ließ in der Nähe des Tores ein Haus erstehen, dessen Türe offen stand und in dem ein Bündel Reisig lag. Da fragte sie ihn: „Ist dies Eure Wohnung?" „Allerdings, meine Liebe," antwortete er, „früher war ich allein, jetzt sind wir zu zweien. Ich werde nun auf den Bettelgang gehen und Reis und andere Sachen mitbringen. Lege du dich auf dies Reisigbündel nieder!" Und damit streichelte er sie mit sanfter Hand und ließ einen himmlischen Schauer sie durchrieseln und hieß sie sich dort niederlegen, und sie, von dem himmlischen Schauer durchrieselt, verlor das Bewußtsein. Da brachte er sie durch seine übernatürliche Macht in den Himmel der dreiunddreißig Götter und bettete sie auf einem himmlischen Lager in einem herrlich geschmückten Götterpalaste. Als sie am siebenten Tage erwachte und die Pracht ringsum erblickte, da wurde ihr klar: „Dieser Brahmane ist kein Mensch, es muß Sakka sein."

Zu der Zeit saß Sakka, umgeben von den himmlischen Bajaderen, unter dem Korallenbaum. Die Königin erhob sich von ihrem Lager, trat zu ihm, begrüßte ihn ehrerbietig und blieb in einiger Entfernung stehen. Da sagte Sakka zu ihr: „Königin, ich gewähre dir eine Gabe, wähle dir eine aus!" — „So gewähre mir denn einen Sohn, Herr!" — „Königin, nicht nur

einen Sohn, ich will dir zwei Söhne schenken. Von den beiden wird aber der eine weise sein, aber nicht schön, und der andere schön, aber nicht weise. Welchen von den beiden willst du zuerst haben?" — „Den weisen, Herr." — „Gut", sagte er und schenkte ihr Kusagras und ein himmlisches Gewand und himmlischen Sandel, eine Blüte des Korallenbaumes und die Wīnā, die Kōkanadā heißt, und dann nahm er sie und ging mit ihr in das Schlafgemach des Königs und legte sie auf dasselbe Lager, auf dem der König lag, nieder. Dann berührte er mit dem Daumen ihren Nabel, und in diesem Augenblicke nahm der Bōdhisatta seine Wiedergeburt in ihrem Schoße. Sakka aber begab sich wieder an seinen Ort.

Die kluge Königin aber erkannte, daß sie empfangen hatte. Als nun der König aufwachte, erblickte er sie und fragte sie: „Wer hat dich weggeführt?" — „Es war Sakka, Herr." — „Ich habe doch mit eigenen Augen gesehen, wie dich ein alter Brahmane mitnahm. Warum machst du mir etwas vor?" — „Glaube mir doch, Herr! Sakka nahm mich und brachte mich in die Götterwelt." — „Königin, das glaube ich dir nicht." — „Glaube mir doch!" sagte sie und zeigte ihm das Kusagras, das ihr Sakka geschenkt hatte. „Ach was," sagte der König, „Kusagras kann man überall herbekommen!" und glaubte ihr nicht. Da zeigte sie ihm die himmlischen Gewänder, und als der König die gesehen hatte, da glaubte er ihr und fragte: „Meine Liebe, es mag sein, daß Sakka dich fortgeführt hat. Hast du aber auch einen Sohn bekommen?" — „Ich habe ihn bekommen, großer König. Ich habe empfangen." Voller Freude vollzog der König die für den Schutz des Kindes vorgeschriebenen Riten.

Nach Ablauf von zehn Monaten gebar sie einen Sohn. Ohne ihm einen anderen Namen beizulegen, nannte man ihn nur nach dem Kusagras. Als der Prinz Kusa laufen konnte, nahm der andere Gott in dem Schoße der Königin seine Wiedergeburt; dem gab man den Namen Dschajampati. In großer Pracht wuchsen die beiden auf. Der Bōdhisatta war so klug, daß er, ohne irgend etwas von einem Lehrer gelernt zu haben,

nur durch seine eigene Klugheit, die Meisterschaft in allen Künsten erlangte. Als er nun sechzehn Jahre alt war, wünschte der König ihm das Reich zu übergeben. Er wandte sich an die Königin und sagte: „Meine Liebe, wir wollen deinem Sohne das Reich übergeben und ihm einen Harem einrichten. Noch zu unseren Lebzeiten wollen wir ihn auf dem Throne sehen. Wenn aber unter den Königen in ganz Indien einer eine Tochter hat, die dir gefällt, so wollen wir ihm die zur Frau geben und zu seiner Hauptgemahlin machen. Erforsche seinen Sinn, welche Königstochter ihm wohl gefällt." Sie war einverstanden und sandte eine Dienerin ab, um dem Prinzen die Sache mitzuteilen und seinen Sinn zu erforschen. Die ging hin und berichtete ihm die Sache. Als das große Wesen das gehört hatte, dachte es: „Ich bin nicht schön. Wenn man mich mit einer schönen Prinzessin verheiratet, wird sie trotzdem, wenn sie mich gesehen hat, sagen: ‚Was soll ich mit diesem häßlichen Menschen?' und davonlaufen. So werden wir Schande davon haben. Was soll ich in der Familie leben? Solange die Eltern leben, werde ich für sie sorgen, und nach ihrem Tode werde ich hinausziehen und Einsiedler werden." „Ich brauche weder die Herrschaft noch einen Harem," sagte er, „nach dem Tode von Vater und Mutter werde ich Einsiedler werden." Die Dienerin ging hin und berichtete der Königin, was er gesagt hatte. Der König war bekümmert darüber und schickte ihm nach einigen Tagen nochmals eine Aufforderung, er weigerte sich aber wiederum. Nachdem er sich auf diese Weise dreimal geweigert hatte, dachte er beim vierten Male: „Es ziemt sich nicht, so völlig mit seinen Eltern uneins zu sein. Ich werde mir etwas ausdenken." Er ließ den Ältesten der Goldschmiede kommen, gab ihm viel Gold und schickte ihn wieder fort, mit dem Auftrag, eine goldene Frauenstatue zu machen. Als er fortgegangen war, nahm er anderes Gold und machte selbst eine Frauenstatue. Was die Bôdhisattas wollen, das gelingt ihnen. Diese Statue war so schön, daß die Zunge sie nicht beschreiben kann. Das große Wesen ließ sie dann mit einem leinenen Gewande bekleiden und in seinem

Schlafgemach aufstellen. Als nun der Älteste der Goldschmiede seine Statue gebracht und er sie gesehen hatte, tadelte er ihn und sagte: „Geh und hole die in unserem Schlafgemach aufgestellte Statue!" Der ging in das Schlafgemach. Als er sie aber erblickte, dachte er: „Dies ist offenbar ein Göttermädchen, das gekommen ist, um sich mit dem Prinzen zu vergnügen." Er wagte daher nicht Hand an sie zu legen, ging wieder hinaus und sagte: „Herr, in dem Schlafgemach steht eine Dame, eine Göttin, ich wage nicht mich ihr zu nähern." „Mein Lieber, geh! Es ist eine goldene Statue, hole sie her!" sagte der Prinz und schickte ihn wieder hin. Und da brachte er sie herbei. Die von dem Goldschmied gefertigte Statue ließ der Prinz in die Goldkammer werfen, die von ihm selbst verfertigte aber ließ er schmücken, ließ sie auf einen Wagen stellen und sandte sie zu seiner Mutter und ließ dazu sagen, wenn er ein ebenso schönes Mädchen bekommen könnte, wolle er sie nehmen.

Die Mutter ließ die Minister kommen und sagte: „Liebe Freunde, mein Sohn ist tugendreich und ein Geschenk Sakkas. Er muß ein entsprechendes Mädchen bekommen. Setzt diese Statue in einen geschlossenen Wagen und zieht damit in ganz Indien umher, und wenn ihr die Tochter eines Königs seht, die ebenso schön ist, so überreicht ihm diese Statue und sagt: ‚Der König Okkāka wünscht seinen Sohn mit Eurer Tochter zu verheiraten', und wenn ihr dann einen Tag dafür festgesetzt habt, kommt wieder her." „Gut", erwiderten die Minister und zogen mit der Statue und einem großen Gefolge von dannen.

Wenn sie nun auf ihrem Zuge in eine Residenz kamen, so stellten sie zur Abendzeit die Statue, die sie mit Gewändern, Blumen und Geschmeide geschmückt und in eine goldene Sänfte gesetzt hatten, am Wege zum Flußufer da, wo viele Menschen zusammenströmten, hin. Dann zogen sie sich selbst zurück und standen abseits, um die Reden der Vorüberkommenden zu hören. Wenn die Leute die Statue betrachteten, kamen sie nicht auf den Gedanken, daß es eine goldene Statue sei, sondern priesen sie im Vorbeigehen: „Das ist doch nur ein menschliches Weib, und doch ist sie so über alle Maßen schön, daß sie

einem Göttermädchen gleicht. Warum steht sie wohl hier und woher mag sie gekommen sein? In unserer Stadt gibt es keine, die ihr gliche." Wenn die Minister das hörten, sagten sie sich: „Wenn es hier ein Mädchen gäbe, das ihr gliche, so würden sie sagen: ‚Sie sieht aus wie die Königstochter Soundso, oder wie die Ministerstochter Soundso.' Hier gibt es also sicherlich keine, die ihr gleicht." Und dann gingen sie mit ihr in eine andere Stadt.

Als sie so umherzogen, gelangten sie in die Stadt Sāgala im Maddareiche. Der Maddakönig dort hatte sieben Töchter, die waren überaus schön und glichen Göttermädchen. Die älteste unter ihnen hieß Pabhāwatī. Von ihrem Körper gingen Strahlen aus wie von der Morgensonne. Auch in einem stockdunkeln, vier Ellen breiten Gemach brauchte sie keine Lampe, das ganze Gemach war in Licht getaucht. Sie hatte aber eine Bucklige zur Amme. Die hatte einmal der Pabhāwatī ihr Essen gegeben, und dann hatte sie, um ihr den Kopf zu waschen, acht Sklavinnen befohlen, acht Krüge zu nehmen, und als sie nun so zur Abendzeit dahinging, um das Wasser zu holen, da erblickte sie die Statue, die am Wege zum Flußufer aufgestellt war. In der Meinung, es sei Pabhāwatī, geriet sie in großen Zorn: „Da sieh einer dies ungezogene Mädchen! Da sagt sie, sie wolle sich den Kopf waschen, und schickt uns fort, um Wasser zu holen, und dann kommt sie vor uns her und stellt sich am Wege zum Flußufer hin!" „Pfui, du Schandfleck deiner Familie! Da bist du nun vor uns hergekommen und hast dich hierher gestellt. Wenn das der König erfährt, wird er uns umbringen", rief sie und versetzte ihr mit der Hand einen Schlag auf die Wange, und dabei hätte sie sich beinahe die Hand gebrochen. Da merkte sie, daß es eine goldene Statue wäre, und lachend ging sie zu den Sklavinnen und sagte: „Da seht einmal, was ich gemacht habe! Ich dachte, es wäre meine Tochter, und gab ihr einen Schlag, aber was ist dies Bildwerk im Vergleich zu meiner Tochter? Ich habe mir nur an der Hand weh getan." Da hielten die Gesandten des Königs sie an und fragten sie: „Du sagst, deine Tochter sei schöner als diese?

Von wem redest du?" — „Von Pabhāwatī, der Tochter des Maddakönigs. Diese Statue ist auch nicht den sechzehnten Teil von ihr wert." Da gingen sie erfreuten Herzens zum Tore des Palastes und ließen sich bei dem Könige anmelden: „Die Gesandten König Okkākas stehen vor der Tür." Der König erhob sich von seinem Sitze und sprach stehend: „Ruft sie herein!" Sie traten ein, begrüßten den König ehrerbietig und sprachen: „Großer König, unser König erkundigt sich nach Eurer Gesundheit." Der König ließ sie bewirten und ihnen alle Ehren erweisen und fragte sie dann, warum sie gekommen seien. „Unser König hat einen Sohn, genannt Prinz Kusa mit der Löwenstimme. Der König wünscht ihm die Herrschaft zu übergeben und hat uns zu Euch gesandt. Gebt ihm Eure Tochter Pabhāwatī und nehmt diese goldene Statue als Geschenk an", sagten sie und überreichten ihm die Statue. Erfreuten Herzens erklärte er sich einverstanden, da er dachte, daß die Verschwägerung mit einem so großen Könige Glück bringen würde. Darauf sagten die Gesandten: „Großer König, wir können nicht länger verweilen. Wir wollen gehen und dem Könige berichten, daß wir ein Mädchen gefunden haben. Dann wird er kommen, um sie zu holen." „Gut", sagte der König und entließ sie unter großen Ehrenbezeugungen. Die gingen nun und statteten dem König und der Königin Bericht ab. Mit großem Gefolge zog der König von Kusāwatī aus und gelangte allmählich nach der Stadt Sāgala. Der Maddakönig, der ihm entgegengezogen war, bereitete ihm einen feierlichen Einzug in die Stadt und nahm ihn mit großen Ehren auf. Königin Sīlawatī aber dachte in klugem Sinne: „Wer weiß, was daraus werden wird?" Und nach einem oder zwei Tagen sagte sie zu dem Maddakönige: „Großer König, wir möchten gern unsere Schwiegertochter einmal sehen." Der König war damit einverstanden und ließ sie rufen. Angetan mit all ihrem Schmucke und umgeben von der Schar ihrer Frauen, erschien Pabhāwatī und begrüßte ehrerbietig ihre Schwiegermutter. Als die sie erblickte, dachte sie: „Dieses Mädchen ist schön, mein Sohn aber ist häßlich. Wenn sie ihn zu sehen be-

kommt, wird sie auch nicht einen Tag lang bleiben, sondern davonlaufen. Ich muß mir etwas ausdenken." Und sie wandte sich an den Maddakönig: „Großer König, die Schwiegertochter ist meines Sohnes würdig. In unserer Familie besteht aber ein altüberkommener Brauch. Wenn sie diesen Brauch befolgen will, wollen wir sie mitnehmen." — „Was ist denn das für ein Brauch bei euch?" — „In unserem Geschlecht bekommen die Frauen ihren Gatten nicht bei Tage zu sehen, bis sie ihr erstes Kind empfangen haben. Wenn sie sich danach richten will, wollen wir sie mitnehmen." Der König fragte seine Tochter: „Wirst du imstande sein, das zu halten, mein Töchterchen?" „Ja, Vater", antwortete sie. Darauf gab König Okkāka dem Maddakönig große Reichtümer und zog mit dem Mädchen von dannen. Der Maddakönig aber ließ die Tochter unter großem Gepränge ziehen.

Als Okkāka nach Kusāwatī gekommen war, ließ er die Stadt schmücken und schenkte allen Gefangenen die Freiheit. Dann weihte er seinen Sohn zum Könige und machte die Pabhāwatī zu seiner Hauptgemahlin und ließ unter Trommelschlag verkünden, daß König Kusa die Herrschaft angetreten habe. Die Könige in Indien, die Töchter besaßen, sandten ihre Töchter dem König Kusa, und die, welche Söhne besaßen, sandten ihm ihre Söhne als Pagen, weil sie mit ihm in Freundschaft zu leben wünschten. Der Harem des Bōdhisatta war groß, und er führte mit großem Ruhme die Herrschaft. Die Pabhāwatī aber bekam er am Tage nicht zu sehen, und auch sie bekam ihn nicht am Tage zu sehen, sondern beide sahen sich nur des Nachts. Dann war der Glanz von Pabhāwatīs Körper ganz außergewöhnlich. Der Bōdhisatta verließ aber das königliche Schlafgemach immer noch bei Nacht.

Nach einigen Tagen nun bekam er Lust, die Pabhāwatī bei Tage zu sehen, und er teilte es der Mutter mit. Die wies es ab: „Laß dir das nicht in den Sinn kommen! Warte so lange, bis sie einen Sohn bekommen hat!" Er bat aber immer wieder darum. Da sagte sie zu ihm: „So geh denn in den Elefantenstall und stelle dich dort in der Kleidung eines Elefantenwärters

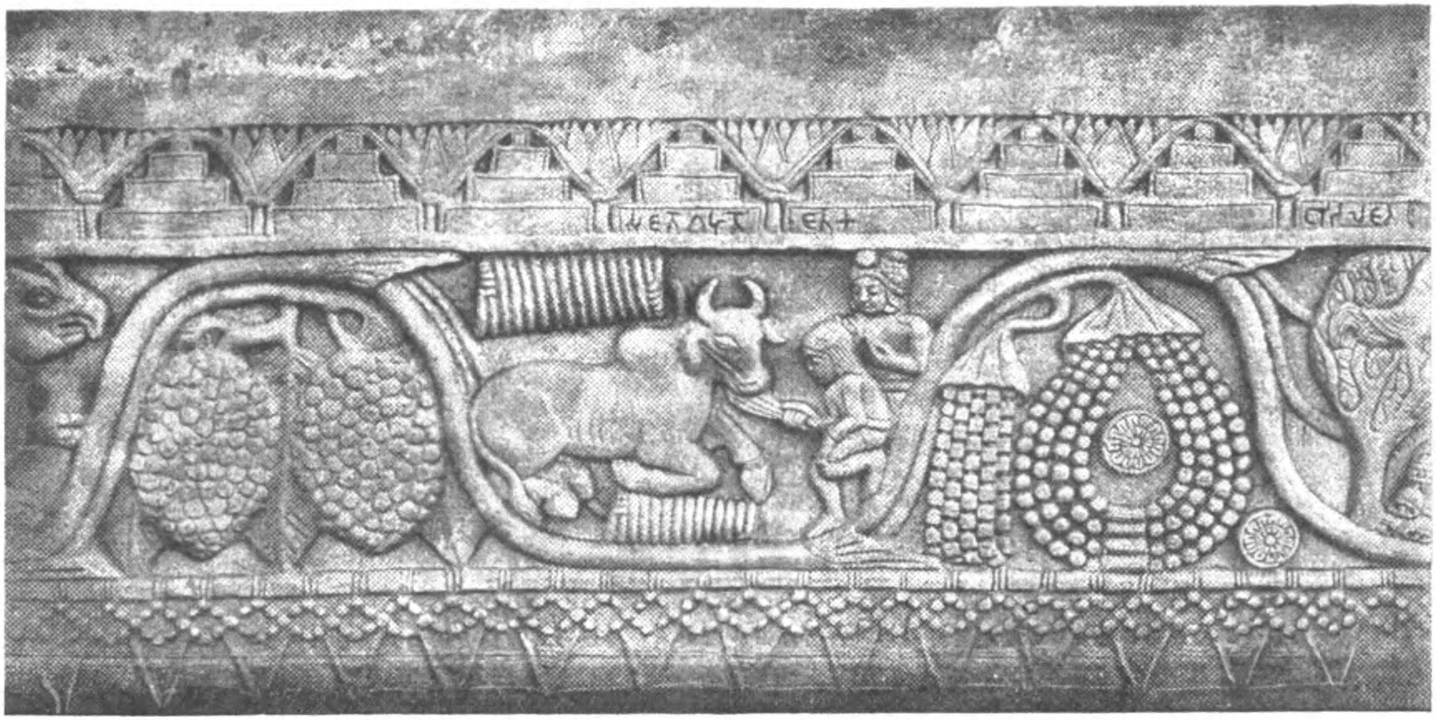
hin! Ich werde sie dorthin bringen, dann magst du dich an ihr satt sehen. Gib dich aber nicht zu erkennen!" Er war damit einverstanden und begab sich in den Elefantenstall. Die Mutter des Königs veranstaltete nun ein Elefantenfest und führte Pabhāwatī dorthin. „Komm, wir wollen die Elefanten deines Gatten besehen", sagte sie und zeigte sie ihr: „Dieser Elefant heißt Soundso, jener Soundso." Als sie nun hinter der Mutter herging, warf der König ihr einen Klumpen Elefantenmist auf den Rücken. Zornig rief sie: „Ich werde dir vom König die Hand abhauen lassen!" und sie versuchte auch die Königin aufzureizen, diese aber streichelte ihr, um sie zu beruhigen, den Rücken.

Der König aber bekam zum zweiten Male Lust, sie zu sehen, und betrachtete sie sich in der Kleidung eines Pferdeknechts im Pferdestall und bewarf sie auf dieselbe Weise mit einem Klumpen Pferdemist, und auch diesmal beruhigte die Schwiegermutter die Erzürnte.

Wiederum eines Tages bekam Pabhāwatī Lust, das große Wesen zu sehen und teilte es der Schwiegermutter mit. Die wies sie zurück: „Genug davon, laß dir das nicht in den Sinn kommen!" Aber sie bat wieder und wieder darum. Da sagte die Schwiegermutter zu ihr: „Gut denn, morgen wird mein Sohn einen feierlichen Umzug um die Stadt machen. Du magst das Erkerfenster öffnen und ihn betrachten." Als sie aber so gesprochen hatte, da ließ sie am anderen Tage die Stadt schmücken und wies den Prinzen Dschajampati an, die Kleidung des Königs anzulegen, sich auf einen Elefanten zu setzen und einen Umzug um die Stadt zu machen. Mit Pabhāwatī stellte sie sich an das Erkerfenster und sagte: „Sieh, wie glänzend und schön dein Gatte ist!" Entzückt dachte diese: „Ich habe einen Gatten bekommen, der meiner würdig ist." An dem Tage aber hatte sich das große Wesen in der Kleidung eines Elefantenwärters auf den Sitz hinter Dschajampati gesetzt. Nachdem er sich Pabhāwatī nach Wunsch betrachtet hatte, trieb er nach Herzenslust seine Späße, indem er ihr allerlei Gebärden und Zeichen mit der Hand machte. Als der Elefant

vorüber war, fragte die Mutter des Königs die Pabhāwatī: „Töchterchen, hast du deinen Gatten gesehen?" — „Ja, Herrin, aber der Elefantenwärter, der hinter ihm saß, führte sich höchst unanständig auf. Er machte mir allerlei Gebärden und Zeichen mit der Hand. Warum läßt man einen solchen würdelosen Gesell'en hinter dem Könige sitzen?" — „Töchterchen, auf dem Sitze hinter dem König ist ein Schutz erwünscht." Da dachte Pabhāwatī: „Dieser Elefantenwärter ist überaus frech und achtet selbst den König nicht als König. Ob es wohl König Kusa selber ist? Sicherlich wird der häßlich sein, daher zeigt man ihn mir nicht." Sie flüsterte der Buckligen ins Ohr: „Mutter, geh doch einmal hin und bring heraus, ob der vorne Sitzende der König ist oder der hinten Sitzende." — „Wie soll ich das aber herausbringen?" — „Derjenige, der König ist, wird zuerst vom Elefanten herabsteigen. An diesem Zeichen kannst du es erkennen." — Die Bucklige ging hin, stellte sich auf die Seite und sah, wie zuerst das große Wesen abstieg und hinterher der Prinz Dschajampati. Aber auch das große Wesen schaute sich nach allen Seiten um und erblickte die Bucklige und wußte gleich, aus welchem Grunde sie gekommen sei. Er ließ sie kommen und schärfte ihr ein, das Geheimnis nicht zu verraten, und entließ sie dann. Sie ging hin und sagte: „Der, der vorne saß, ist zuerst abgestiegen", und Pabhāwatī glaubte ihrer Rede.

Abermals bekam der König Lust die Pabhāwatī zu sehen und bat die Mutter darum. Die konnte es ihm nicht verweigern und sagte: „So geh denn in Verkleidung in den Park." Er ging in den Park und stieg in den Lotusteich, bis ihm das Wasser bis zum Halse reichte, und stand da, den Kopf mit einem Lotusblatt bedeckt und eine Lotusblume über sein Gesicht gebreitet. Seine Mutter aber führte die Pabhāwatī in den Park, und als es Abend geworden war, lockte sie sie an das Ufer des Teiches, indem sie ihr zurief: „Sieh doch diese Bäume, die Vögel, die Gazellen!" Als Pabhāwatī den Lotusteich sah, der mit Lotussen von allen fünf Arten bedeckt war, bekam sie Lust zu baden und stieg mit ihren Dienerinnen in den Lotusteich



Relief am Steinzaun des Stūpa von Bharaut:
Wie Sudschāta den Vater tröstet (Nr. 41)

hinab. Als sie sich nun so vergnügte, erblickte sie jenen Lotus, bekam Lust ihn zu pflücken und streckte die Hand danach aus. Da warf der König das Lotusblatt fort, ergriff sie bei der Hand und rief: „Ich bin König Kusa!" Sie aber schrie laut, als sie sein Gesicht erblickt hatte: „Ein Jakkha packt mich an!" und fiel auf der Stelle in Ohnmacht. Da ließ der König ihre Hand los. Als sie das Bewußtsein wieder erlangt hatte, dachte sie: „Offenbar hat König Kusa mich bei der Hand ergriffen, und er ist es auch gewesen, der mich im Elefantenstall mit Elefantenmist und im Pferdestall mit Pferdemist beworfen hat, und er ist es auch gewesen, der hinten auf dem Elefanten saß und mich verspottete. Was soll ich mit einem so mißgestalteten, häßlichen Manne? Wenn ich das Leben behalte, werde ich schon noch einen anderen Mann bekommen." Sie schickte nach den Höflingen, die mit ihr gekommen waren, und sagte: „Setzt meinen Reisewagen instand! Ich will noch heute abreisen." Sie berichteten das dem Könige. Der König dachte: „Wenn sie nicht die Erlaubnis bekommt zu gehen, wird ihr das Herz brechen. Sie mag gehen! Ich werde sie aus eigener Kraft wieder zurückbringen." Da erlaubte er ihr fortzugehen. Sie begab sich nach der Stadt ihres Vaters. Das große Wesen aber kehrte aus dem Park wieder in die Stadt zurück und stieg in seinen geschmückten Palast hinauf.

Pabhāwatī wollte nämlich den Bōdhisatta nicht haben infolge eines Wunsches, den sie in einer früheren Geburt ausgesprochen hatte, und er verdankte seine Häßlichkeit einer Tat, die er in einer früheren Geburt begangen hatte.

Einstmals wohnten nämlich in einem Dorfe vor dem Tore von Benares in der oberen und in der unteren Straße zwei Familien. In der einen Familie waren zwei Söhne, in der anderen eine Tochter. Von den beiden Söhnen war der Bōdhisatta der jüngere. Dem älteren aber gab man das Mädchen zur Frau, und der jüngere wohnte, solange er unverheiratet war, bei dem Bruder. Eines Tages buken sie nun in jenem Hause sehr wohlschmeckende Kuchen. Der Bōdhisatta war in den Wald gegangen. Den für ihn bestimmten Kuchen stellten

sie beiseite, die übrigen verteilten sie und aßen sie auf. In diesem Augenblicke kam ein Patschtschēkabuddha, um Almosen zu sammeln, an die Tür des Hauses. „Ich will für meinen Schwager einen anderen Kuchen backen," dachte die Frau des Bruders des Bōdhisatta und nahm den für ihn bestimmten Kuchen und gab ihn dem Patschtschēkabuddha. In demselben Augenblick kam der Bōdhisatta aus dem Walde zurück. Da sagte sie zu ihm: „Sei nicht böse, Herr, ich habe deinen Teil dem Patschtschēkabuddha gegeben." „Deinen Teil hast du aufgegessen und meinen gibst du fort. Was wirst du nächstens wohl noch tun?" erwiderte er zornig, ging hin und nahm den Kuchen aus der Almosenschale. Sie ging darauf in das Haus ihrer Mutter, holte frisch zerlassene Butter herbei, die die Farbe von Tschampakablüten hatte, und füllte damit die Almosenschale. Die fing an zu strahlen. Als sie das sah, sprach sie den feierlichen Wunsch aus: „Ehrwürdiger, möchte an jedem Orte, wo ich wiedergeboren werde, mein Körper Glanz ausstrahlen, möchte ich höchste Schönheit besitzen, möchte ich aber mit diesem unheiligen Manne nie wieder an einem Orte leben!" Infolge dieses Wunsches, den sie in der früheren Geburt ausgesprochen hatte, wollte sie ihn nicht haben. Auch der Bōdhisatta sprach feierlich einen Wunsch aus, nachdem er den Kuchen wieder in die Almosenschale gelegt hatte: „Ehrwürdiger, möchte ich imstande sein, diese Frau, auch wenn sie hundert Meilen entfernt lebt, herbeizuholen und zu meinem Weibe zu machen!" Daß er bei dieser Gelegenheit zornig geworden war und den Kuchen fortgenommen hatte, das war die Tat der früheren Geburt, der er seine Häßlichkeit verdankte.

Als nun Pabhāwatī fortgegangen war, war Kusa von Kummer erfüllt. Seine übrigen Frauen suchten ihm zwar auf alle mögliche Weise gefällig zu sein, aber sie konnten es nicht dahin bringen, daß er sie auch nur ansah. Ohne Pabhāwatī erschien ihm sein ganzer Palast wie verödet. Bei Tagesanbruch, als er glaubte, daß sie die Stadt Sāgala erreicht haben würde, ging er zu seiner Mutter. „Mutter, ich will Pabhāwatī wiederholen.

Beherrscht Ihr das Reich!" sagte er, indem er den ersten Vers sprach:

„Dieses Reich samt allen Freuden,
samt den Schätzen, es sei dein!
Samt dem Reise, samt den Wagen
soll es dir vertrauet sein.
Dieses Reich sollst du beherrschen,
Mutter! Denn zu jenem Ort,
Wo Pabhāwatī, die Liebste,
weilet, treibt es mich jetzt fort."

Als sie seine Rede vernommen hatte, sagte sie: „So gib denn wohl acht, mein Sohn. Weiber meinen es nicht ehrlich." Sie füllte ihm eine goldene Schüssel mit verschiedenen Speisen von höchstem Wohlgeschmack. „Dies magst du unterwegs essen," sagte sie und ließ ihn ziehen. Er nahm die Schüssel, verabschiedete sich ehrerbietig von seiner Mutter und umwandelte sie dreimal von rechts nach links. „Wenn ich am Leben bleibe, werde ich dich wiedersehen!" rief er ihr zu, ging in sein königliches Schlafgemach, legte die fünf Waffen an, tat tausend Kahāpanas mitsamt der Schüssel voll Speise in einen Sack, nahm die Wīnā Kōkanadā und verließ die Stadt und zog seine Straße dahin. Da er sehr stark und kräftig war, war er bis zum Mittag bereits fünfzig Meilen marschiert. Er hielt dann seine Mahlzeit und marschierte den übrigen Teil des Tages wieder fünfzig Meilen, so daß er an einem Tage einen Weg von hundert Meilen zurückgelegt hatte. Am Abend badete er und zog dann in die Stadt Sāgala ein. Kaum hatte er die Stadt betreten, als es Pabhāwatī infolge der Macht seiner Persönlichkeit nicht mehr auf ihrem Lager aushalten konnte. Sie stieg herab und legte sich auf die Erde nieder.

Eine gewisse Frau aber sah den Bōdhisatta, als er ermüdet die Straße entlang kam. Sie ließ ihn hereinrufen, ließ ihn sich setzen, ihm die Füße waschen und ein Lager geben, und als er eingeschlafen war, bereitete sie eine Mahlzeit für ihn. Dann weckte sie ihn auf und gab ihm das Mahl zu essen. Erfreut

schenkte er ihr die tausend Kahāpanas mitsamt der Schüssel. Dann stellte er die fünf Waffen dort ab und sagte: „Ich muß noch an einen bestimmten Ort gehen," nahm seine Wīnā und ging in den Elefantenstall. „Erlaubt mir heute hier zu bleiben," sagte er, „ich will euch auch Musik machen." Und als die Elefantenwärter es ihm erlaubt hatten, legte er sich beiseite nieder. Als er seine Ermüdung überwunden hatte, stand er auf und stimmte die Wīnā. „Alle Bewohner der Stadt sollen diesen Klang vernehmen," sagte er und schlug die Wīnā und sang dazu. Als Pabhāwatī, die auf der Erde lag, den Klang hörte, da wußte sie: „Dies ist der Klang der Wīnā keines anderen als des Königs Kusa. Zweifellos ist er meinetwegen hierhergekommen." Auch König Madda hörte den Klang. „Er spielt gar süß," dachte er, „morgen werde ich ihn kommen lassen und ihn zu meinem Musiker machen." Der Bōdhisatta aber dachte: „Wenn ich hier wohnen bleibe, ist es mir nicht möglich, Pabhāwatī zu sehen. Dies ist kein geeigneter Ort."

In der Frühe ging er daher fort, nahm sein Frühstück in demselben Hause, wo er zu Abend gegessen hatte, ließ seine Wīnā dort und begab sich zu dem königlichen Töpfer und trat bei ihm in die Lehre. Nachdem er in einem Tage das Haus mit Lehm angefüllt hatte, sagte er: „Meister, ich werde Töpfe machen." „Ja, tu das!" erwiderte der. Er tat einen Klumpen Lehm auf die Scheibe und setzte sie in Schwung, und nachdem er sie einmal in Schwung gesetzt hatte, drehte sie sich bis zum Nachmittag. Nachdem er verschiedenartige Töpfe, kleine und große, angefertigt hatte, machte er einen Topf für Pabhāwatī und brachte verschiedene Figuren darauf an. Was die Bōdhisattas wollen, das gelingt ihnen nämlich. Er beschloß aber, daß nur Pabhāwatī diese Figuren sehen sollte. Dann ließ er alle Töpfe trocknen und brannte sie, bis das ganze Haus davon voll war. Der Töpfer aber nahm die verschiedenen Töpfe und ging damit zu dem Palaste des Königs. Als der König sie gesehen hatte, fragte er: „Wer hat diese Töpfe gemacht?" — „Ich, Herr." — „Ich weiß, daß du sie nicht gemacht hast. Sage, wer sie gemacht hat!" — „Mein Lehrling, Herr." — „Er ist nicht

dein Lehrling, er ist dein Meister. Lerne bei ihm die Kunst! Von jetzt ab soll er die Töpfe für meine Töchter machen, und gib ihm diese tausend Kahāpanas!" Und nachdem er ihm tausend Kahāpanas hatte reichen lassen, fügte er hinzu: „Bring diese kleinen Töpfe meinen Töchtern!" Der trug sie ihnen hin und sagte: „Hier sind kleine Töpfe zum Spielen." Da kamen sie alle herbei. Der Pabhāwatī gab der Töpfer gerade den Topf, den das große Wesen für sie angefertigt hatte. Sie nahm den Topf, und als sie ihr eigenes und der Buckligen Bild darauf erblickt hatte, da wußte sie: „Den hat kein anderer gemacht, den hat König Kusa gemacht." Und zornig sprach sie: „Ich kann ihn nicht brauchen. Gib ihn einer, die ihn haben will!" Als aber ihre Schwestern merkten, daß sie zornig war, da lachten sie sie aus: „Du meinst, König Kusa habe ihn gemacht. Er hat ihn nicht gemacht, der Töpfer hat ihn gemacht. Nimm ihn doch!" Sie aber erzählte ihnen nicht, daß Kusa ihn gemacht habe, und daß er gekommen sei. Der Töpfer aber gab die tausend Kahāpanas dem Bōdhisatta und sagte: „Mein Lieber, der König ist mit dir zufrieden. Von jetzt ab sollst du die Töpfe für die Töchter des Königs machen. Ich, mein Lieber, werde sie ihnen bringen." Der Bōdhisatta aber dachte: „Auch wenn ich hier wohnen bleibe, ist es mir nicht möglich, Pabhāwatī zu sehen." Er gab dem Töpfer daher die tausend Kahāpanas und ging zu einem Rohrflechter, der für den König arbeitete. Er trat bei ihm in die Lehre und verfertigte einen Palmblattfächer für Pabhāwatī, und er stellte darauf allerlei Bilder dar: einen weißen Sonnenschirm und eine Trinkhalle und Pabhāwatī, wie sie dastand mit einem Gewand in der Hand. Der Rohrflechter nahm den Fächer und andere Ware, die der Bōdhisatta angefertigt hatte, und ging damit zu dem Palaste des Königs. Als der König sie gesehen und gefragt hatte, wer sie gemacht habe, schenkte er ihm ebenso wie vorher tausend Kahāpanas und sagte: „Gib diese Rohrflechtwaren meinen Töchtern!" Auch er gab gerade der Pabhāwatī den Fächer, den der Bōdhisatta für sie angefertigt hatte. Auch in diesem Falle sah kein anderer die Bilder, Pabhāwatī aber sah sie und erkannte, daß der König sie ge-

macht habe, und warf den Fächer zornig zur Erde: „Wer den Fächer haben will, mag ihn nehmen!" Da lachten die Übrigen sie aus. Der Rohrflechter aber brachte die tausend Kahāpanas dem Bōdhisatta und gab sie ihm. Der sagte sich: „Auch dies ist für mich kein Ort, wo ich bleiben kann," schenkte dem Rohrflechter die tausend Kahāpanas und ging zu dem Kranzflechter des Königs und trat bei ihm in die Lehre. Nachdem er verschiedene Arten von Kränzen gewunden hatte, machte er für Pabhāwatī ein mit allerhand Figuren geschmücktes Kranzpolster, um Töpfe auf dem Kopf zu tragen. Der Kranzflechter nahm das alles und ging damit zu dem Palaste des Königs. Als der König die Kränze gesehen hatte, fragte er: „Wer hat diese Kränze gebunden?" — „Ich, Herr." — „Ich weiß, daß du sie nicht gebunden hast. Sage, wer sie gebunden hat!" — „Mein Lehrling, Herr." — „Er ist kein Lehrling, er ist dein Meister. Lerne bei ihm die Kunst! Von jetzt ab soll er die Blumen für meine Töchter binden, und gib ihm diese tausend Kahāpanas!" Und nachdem er ihm tausend Kahāpanas gereicht hatte, fügte er hinzu: „Bring diese Blumen meinen Töchtern!" Er gab gerade der Pabhāwatī das Kranzpolster, das der Bōdhisatta für sie angefertigt hatte. Als sie die verschiedenen Figuren daran samt ihrer eigenen und der des Königs erblickt hatte, da erkannte sie, daß der Bōdhisatta sie gemacht habe, und warf sie zornig zur Erde. Die übrigen Schwestern aber lachten sie ebenso wie früher aus. Auch der Kranzflechter brachte die tausend Kahāpanas dem Bōdhisatta und gab sie ihm und erzählte ihm die Sache. Der sagte sich: „Auch dies ist für mich kein Ort, wo ich bleiben kann," schenkte dem Kranzflechter die tausend Kahāpanas und ging zu dem Koch des Königs und trat bei ihm in die Lehre.

Eines Tages aber, als der Koch im Begriff war, dem König die Speise, die er zubereitet hatte, zu bringen, gab er dem Bōdhisatta einen Knochen mit etwas Fleisch daran, um es für den eigenen Gebrauch zu kochen. Der aber bereitete ihn so zu, daß der Duft davon sich über die ganze Stadt ausbreitete. Der König roch ihn und fragte: „Kochst du in unserer Küche noch anderes Fleisch?" — „Nein, Herr, ich habe aber meinem Lehr=

ling einen Knochen mit Fleisch zum Kochen gegeben. Davon wird dieser Duft herrühren." Der König ließ das Gericht holen und tat ein wenig davon auf die Zungenspitze. Sogleich durchschauerte es ihn, die siebentausend Geschmacksnerven erregend. Befangen in seiner Lust an wohlschmeckenden Dingen, gab der König dem Koch tausend Kahāpanas und sagte: „Von jetzt ab laß deinen Lehrling das Essen für mich und meine Töchter kochen, und für mich bring es selbst, für meine Töchter aber soll er es bringen." Der Koch ging hin und berichtete es dem Bōdhisatta. Als der das gehört hatte, da war er froh. „Jetzt ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen, jetzt wird es mir gelingen Pabhāwatī zu sehen," dachte er und schenkte jenem die tausend Kahāpanas. Am folgenden Tage bereitete er das Essen und schickte dem König die Schüssel mit Speise, er selbst aber nahm die Speisetrage für die Königstöchter und stieg in den Palast hinauf, wo Pabhāwatī wohnte. Als diese ihn mit der Tragstange in den Palast hinaufsteigen sah, dachte sie: „Dieser König tut etwas, was für ihn nicht passend ist; er verrichtet die Arbeit von Sklaven und Lohnarbeitern. Wenn ich mich aber schweigend verhalte, so wird er sich einbilden, daß ich Gefallen an ihm finde und wird nicht mehr fortgehen, sondern hierbleiben und mich anstarren. Ich werde ihn jetzt sofort schelten und heruntermachen und ihm nicht gestatten, auch nur einen Augenblick hier zu bleiben, sondern ihn fortjagen." Sie machte also die Tür halb auf, und indem sie mit der einen Hand die Tür festhielt und mit der anderen den Riegel aufdrückte, sprach sie den zweiten Vers:

„Früh und spät, ja selbst zur Nachtzeit,
wenn die Welt im Schlafe liegt,
Schleppst du dich mit schweren Lasten,
daß das Trageholz sich biegt.
Mache, daß du heimkommst, Kusa,
nach Kusāwatī zurück,
Denn ich will nicht, daß du, Scheusal,
hier begegnest meinem Blick!"

Frohen Herzens, von Pabhāwatī eine Ansprache erlangt zu haben, sprach Kusa drei Verse:

„Nimmer will ich von hier wandern
wieder nach Kusāwatī.
Deine Schönheit hält in Banden
mir das Herz, Pabhāwatī.
Ließ das Reich ja deinetwegen
und verweile jetzt beglückt
In des Madda schönem Hause,
wo dein Anblick mich entzückt.

Deine Schönheit hält in Banden
mir das Herz, so daß verwirrt
Jetzt, Pabhāwatī, dein Gatte
über diese Erde irrt.
Weiß nicht mehr, aus welcher Gegend
ich hierher gekommen bin.
Mit dem sanften Blick der Hindin
hast du mir betört den Sinn.

Dich nur mit dem goldnen Gürtel,
der sich um die Hüfte flicht,
Mit dem goldnen Kleide lieb ich,
und die Herrschaft lockt mich nicht."

Als er dies zu ihr gesagt hatte, dachte sie: „Da schelte ich ihn nun, damit er zur Vernunft komme, er aber redet gerade umgekehrt gewinnende Worte. Wenn er nun erklären sollte: ‚Ich bin König Kusa', und mich bei der Hand ergreifen sollte, wer könnte ihn hindern?" Und aus Furcht, daß jemand ihre Unterhaltung anhören könnte, schloß sie die Tür, steckte den Riegelpflock fest und blieb drinnen. Er aber brachte die Speisetrage den Königstöchtern und gab ihnen zu essen. Pabhāwatī aber schickte die Bucklige hin: „Geh und hole das Essen, das König Kusa gekocht hat!" Die holte es. „Iß!" sagte sie. „Ich esse die Speise nicht, die er gekocht hat," antwortete Pabhāwatī, „iß du sie auf und koche mir eine Mahlzeit von den Lebensmitteln,

die du selbst bekommen hast und bring sie mir her! Erzähle aber niemandem, daß König Kusa hergekommen ist!" Von da ab holte die Bucklige die Portion der Pabhāwatī und aß sie selbst, ihre eigene Portion aber gab sie ihr.

König Kusa aber, der Pabhāwatī von da ab nicht mehr zu sehen bekam, dachte: „Fühlt Pabhāwatī nun wohl Liebe zu mir oder nicht? Ich werde sie auf die Probe stellen." Als er den Königstöchtern zu essen gegeben hatte und nun mit der Speisetrage wieder fortging, da trampelte er mit den Füßen vor der Tür ihres Zimmers auf den Fußboden, ließ die Töpfe aneinander klirren, stöhnte laut auf und brach besinnungslos zusammen. Auf sein Gestöhn hin öffnete Pabhāwatī die Tür, und als sie ihn unter der Speisetrage liegen sah, dachte sie: „Dieser König, der erste König in ganz Indien, leidet meinetwegen Tag und Nacht Pein. Weil er so zart ist, ist er unter der Speisetrage zu Boden gesunken. Ob er wohl lebt?" Und sie trat aus dem Zimmer heraus und streckte den Hals aus, um festzustellen, ob er atme, und sah nach seinem Munde. Er aber nahm den Mund voll Spucke und spie sie an. Da schalt sie ihn und lief ins Zimmer und sprach in der halbgeöffneten Türe stehend den Vers:

„Die zu wollen, die nicht willig,
hat zu Unheil stets geführt,
Und du willst und liebst ein Mädchen,
das zu dir nicht Liebe spürt."

Weil er aber verliebt war, nahm er, obwohl er gescholten und heruntergemacht wurde, doch keine Vernunft an, sondern sprach den folgenden Vers:

„Ob mit Lieb', ob ohne Liebe,
wenn der Mann das Weib erringt,
Preis' ich den Gewinn, und schlimm ist's
nur, wenn es ihm nicht gelingt."

Sie aber ließ sich, als er so redete nicht erweichen, sondern gab ihm harte Worte und sprach, um ihn fortzujagen, einen anderen Vers:

„Mit dem Holz des Kanikāra
bohrest du in den Granit,
Jagst dem Wind nach mit dem Netze,
willst du sie, die vor dir flieht."

Als der König das gehört hatte, sprach er drei Verse:

„Einen Stein trägst du im Busen,
scheinst du auch der Weichheit Bild,
Die du mir im fremden Lande
Gunst zu zeigen nicht gewillt.

Blickest du mich, stolze Fürstin,
mit verzogner Braue an,
Bin ich Koch im Frauenhause,
bin des Maddakönigs Mann.

Blickst du aber, stolze Fürstin,
mich mit liebem Lächeln an,
Bin ich nicht der niedre Koch mehr,
bin der König Kusa dann."

Als sie seine Worte gehört hatte, dachte sie: „Seine Rede zeigt, daß er ganz und gar auf sein Vorhaben versessen ist. Ich werde mir eine Lüge ausdenken, um ihn von hier fortzutreiben." Und sie sprach den Vers:

„Eher kann in sieben Stücke
man mich hacken, ehe du
Kannst mein Gatte werden, trifft das
Wort der Zeichendeuter zu."

Als der König das gehört hatte, widersprach er ihr: „Auch ich, meine Liebe, habe in meinem Reiche die Zeichendeuter befragt, und sie prophezeiten, daß niemand anders als König Kusa mit der Löwenstimme dein Gatte sein würde. Mein Vorzeichen ist aber auch mein eigenes Wissen, und auf Grund dessen sage ich ganz dasselbe," und damit sprach er den folgenden Vers:

„Mag das Wort der andern richtig,
mag das meine wahr nun sein,
Kusa mit der Löwenstimme
ist dein Gatte doch allein."

Als sie seine Rede gehört hatte, dachte sie: „Man kann diesen Mann nicht dazu bringen, daß er sich schämt. Mag er fortgehen oder nicht, was geht er mich an?" Damit schloß sie die Tür und zeigte sich nicht mehr. Er aber stieg mit seiner Trage hinab.

Von da ab bekam er sie nicht mehr zu sehen. Seine Kochsarbeit machte ihm unendliche Mühe. Wenn er sein Frühstück gegessen hatte, spaltete er Brennholz, wusch die Töpfe und holte Wasser mit der Trage; zum Schlafen legte er sich auf ein Kornmaß nieder. Wenn er morgens früh aufgestanden war, kochte er Reiswasser und andere Speisen, trug sie aus und servierte sie. Infolge seiner Liebesleidenschaft litt er unendliche Pein.

Eines Tages sah er die Bucklige an der Tür der Küche vorbeigehen und rief sie an. Aus Furcht vor Pabhāwatī wagte die nicht zu ihm zu gehen, sondern schritt vorüber, als ob sie es eilig hätte. Da kam er geschwind herbei und rief ihr zu: „Du, Bucklige!" Sie drehte sich um und blieb stehen und sagte: „Wer ist da? Ich höre nicht auf das, was Ihr sagt." „Bucklige," sagte er da zu ihr: „du und deine Herrin, ihr seid sehr halsstarrig! Trotzdem ich solange in eurer Nähe wohne, laßt ihr mir nicht einmal gelegentlich sagen, daß es euch gut geht." — „Werdet Ihr mir aber wohl auch ein Geschenk geben?" — „Das könnte sich vielleicht ereignen. Wirst du aber auch imstande sein, Pabhāwatī milde zu stimmen und zu bewirken, daß ich sie zu sehen bekomme?" Sie erklärte sich dazu bereit. „Wenn du es mir möglich machst sie zu sehen, werde ich deinen Buckel grade machen, indem ich dir ein Halsband schenke," sagte er, sie verlockend, indem er fünf Verse sprach:

„Mit Gold behäng' ich dir den Buckel,
bin ich erst in Kusāwatī,
Wenn sie mich anschaut, schönheitprangend
im schlanken Wuchs, Pabhāwatī.

Mit Gold behäng' ich dir den Buckel,
bin ich erst in Kusāwatī,
Wenn sie mich anspricht, schönheitprangend
im schlanken Wuchs, Pabhāwatī.

Mit Gold behäng' ich dir den Buckel,
bin ich erst in Kusāwatī,
Wenn sie mir lächelt, schönheitprangend
im schlanken Wuchs, Pabhāwatī.

Mit Gold behäng' ich dir den Buckel,
bin ich erst in Kusāwatī,
Wenn sie mich anlacht, schönheitprangend
im schlanken Wuchs, Pabhāwatī.

Mit Gold behäng' ich dir den Buckel
bin ich erst in Kusāwatī,
Wenn sie mich anrührt, schönheitprangend
im schlanken Wuchs, Pabhāwatī."

Als sie seine Rede gehört hatte, sprach sie: „Ihr könnt ruhig Eures Weges gehen, Herr! In wenigen Tagen werde ich sie Euch zu Willen machen. Ihr sollt sehen, wie eifrig ich bin." Und nachdem sie sich darüber klar geworden war, was sie zu tun hätte, begab sie sich zu Pabhāwatī und tat so, als wollte sie ihr Wohnzimmer reinigen. Sie fegte das ganze Gemach und ließ auch nicht ein Klümpchen Schmutz zurück, mit dem man hätte werfen können, und stellte sogar die Schuhe heraus. Dann stellte sie vor die Zimmertür außerhalb der Schwelle einen hohen Sessel und setzte innerhalb der Schwelle einen niedrigen Schemel für Pabhāwatī hin und ließ sie darauf Platz nehmen. „Komm, mein Töchterchen, ich will dir den Kopf lausen," sagte sie, nahm ihren Kopf zwischen ihre Beine und kratzte sie ein wenig. „Ach, viele Läuse hat sie auf dem Kopfe!" rief sie und nahm Läuse von ihrem eigenen Kopfe und tat sie auf den der Pabhāwatī. „Nun sieh einmal, wieviel Läuse du auf dem Kopfe hast!" sagte sie, und als sie so freundlich geschwatzt hatte,

verbreitete sie sich über die Vorzüge des großen Wesens, indem sie den folgenden Vers sprach:

„Gibt's wirklich denn kein freundlich Wörtlein,
das diese Fürstin könnte sagen
Dem Kusa, der als Koch hier dienet,
doch ohne nach dem Lohn zu fragen?"

Da geriet Pabhāwatī in Wut über die Bucklige. Die Bucklige aber packte sie an der Kehle und stieß sie ins Zimmer hinein, sie selbst machte die Tür von außen zu und stand da, indem sie sich an den Zugstrick hängte. Pabhāwatī konnte sie nicht fassen und sprach, hinter der Tür stehend, scheltend den anderen Vers:

„Gibt's wirklich denn kein scharfes Messer,
um diesem Weibe zu verleiden
Ihr übles Schwatzen und die Zunge
der Frechen aus dem Hals zu schneiden?"

Die Bucklige aber, die mit dem Zugstrick in der Hand dastand, sagte: „Du schlechtes, unerzogenes Geschöpf, wer wird wohl von deiner Schönheit etwas haben? Können wir davon leben, daß wir deine Schönheit essen?" Und indem sie die Vorzüge des Bōdhisatta verkündete, heulte sie in dreizehn Versen das sogenannte Heullied der Buckligen:

„Pabhāwatī, nicht nach der Schönheit,
nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seines Ruhmes Größe,
und sei ihm hold, wie er begehrt!

Pabhāwatī, nicht nach der Schönheit,
nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seines Reichtums Größe
und sei ihm hold, wie er begehrt!

Pabhāwatī, nicht nach der Schönheit,
nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seines Heeres Größe,
und sei ihm hold, wie er begehrt!

Padhāwatī, nicht nach der Schönheit,
  nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seines Reiches Größe,
  und sei ihm hold, wie er begehrt!

Padhāwatī, nicht nach der Schönheit,
  nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenk', er ist ein großer König,
  und sei ihm hold, wie er begehrt!

Padhāwatī, nicht nach der Schönheit,
  nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seine Löwenstimme,
  und sei ihm hold, wie er begehrt!

Padhāwatī, nicht nach der Schönheit,
  nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seine schöne Stimme,
  und sei ihm hold, wie er begehrt!

Padhāwatī, nicht nach der Schönheit,
  nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seine starke Stimme,
  und sei ihm hold, wie er begehrt!

Padhāwatī, nicht nach der Schönheit,
  nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seine milde Stimme,
  und sei ihm hold, wie er begehrt!

Padhāwatī, nicht nach der Schönheit,
  nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seine süße Stimme,
  und sei ihm hold, wie er begehrt!

Padhāwatī, nicht nach der Schönheit,
  nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenk', er kennet hundert Künste,
  und sei ihm hold, wie er begehrt!

Pabhâwatî, nicht nach der Schönheit,
nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenke seiner Abkunft Adel,
und sei ihm hold, wie er begehrt!

Pabhâwatî, nicht nach der Schönheit,
nicht nach dem Wuchs miß seinen Wert!
Bedenk', er ist der König Kusa,
und sei ihm hold, wie er begehrt!"

Als Pabhâwatî ihre Rede gehört hatte, da drohte sie der Buckligen: „Bucklige, du heulst gar laut. Könnte ich dich mit der Hand erreichen, würde ich dich lehren, daß ich deine Herrin bin!" Die aber schlug großen Lärm: „Ich habe, um dich zu schonen, deinem Vater nicht berichtet, daß König Kusa hergekommen ist. Gut, heute noch werde ich es dem Könige mitteilen." Und sie versetzte Pabhâwatî in Angst, so daß sie die Bucklige besänftigte aus Furcht, es könnte jemand hören.

Als der Bôdhisatta sie nun nicht zu sehen bekam und unter der schlechten Nahrung und dem schlechten Lager litt, da dachte er, als sieben Monate vergangen waren: „Was brauche ich sie eigentlich? Sieben Monate wohne ich nun hier und bekomme sie nicht einmal zu sehen. Sie ist furchtbar hart und grausam. Ich will fortgehen und Vater und Mutter wiedersehen." In diesem Augenblicke dachte Gott Sakka nach und bemerkte, daß Kusa sich fortsehnte „Sieben Monate lang hat der König Pabhâwatî nicht einmal zu sehen bekommen," sagte er sich, „ich werde es bewirken, daß er sie bekommt." Er schuf Boten des Maddakönigs und sandte die Boten zu sieben Königen und ließ jedem einzelnen besonders sagen, daß Pabhâwatî König Kusa verlassen habe und zurückgekommen sei. Sie möchten kommen und sich die Pabhâwatî nehmen. Die zogen mit großem Gefolge hin, und als sie nach der Stadt gekommen waren, wußte keiner, aus welchem Grunde der andere gekommen sei. „Warum bist du denn gekommen?" fragten sie einander, und als sie die Sache erfuhren, ergrimmten sie und sprachen: „Sehr wahrscheinlich, daß er sieben eine Tochter

gibt! Seht, wie übel er sich aufführt! Er verhöhnt uns! Nehmt ihn gefangen!" Und sie sandten Botschaft, er solle ihnen allen Pabhāwatī geben oder mit ihnen kämpfen, und schlossen die Stadt ein. Als König Madda die Botschaft vernommen hatte, wandte er sich voller Furcht und Schrecken an seine Minister und fragte sie: „Was sollen wir tun?" Da sagten die Minister zu ihm: „Herr, diese sieben Könige sind Pabhāwatīs wegen hierher gekommen. Sie sagen: ‚wenn du sie uns nicht gibst, werden wir die Mauer niederreißen, in die Stadt eindringen, dich ums Leben bringen und die Herrschaft an uns reißen!' Wir wollen ihnen Pabhāwatī schicken, ehe die Mauer niedergerissen ist." Und sie sprachen den Vers:

„Da dehnen sich in Panzern starrend
der Elefanten Reihen aus.
Eh sie die Mauer niederbrechen,
gib die Pabhāwatī heraus!"

Als der König das gehört hatte, sprach er: „Wenn ich Pabhāwatī einem einzigen schicke, werden die übrigen gegen mich kämpfen. Es ist unmöglich, sie einem einzigen zu geben. Sie hat den ersten König in ganz Indien verlassen und muß nun die Folgen ihrer Rückkehr tragen. Ich werde sie töten, in sieben Stücke teilen und sie den sieben Königen schicken." Und er sprach den folgenden Vers:

„Pabhāwatī werd' ich zerhacken
in sieben Stücke unverweilt,
Und werde sie den Fürsten senden,
die mich zu morden hergeeilt."

Diese Worte von ihm wurden im ganzen Palaste bekannt, und die Dienerinnen gingen hin und berichteten Pabhāwatī: „Der König wird dich in sieben Stücke teilen und dich den sieben Königen schicken." Da sprang sie in Todesangst von ihrem Sitze auf und begab sich, begleitet von ihren Schwestern, in das königliche Schlafgemach der Mutter.

Um diese Sache klarzumachen sprach der Meister:

„Nun stand sie auf, das braune Mädchen,
in ihrem seidenen Gewand,
Umringt von ihren Dienerinnen,
dieweil ihr Aug' in Tränen stand."

Als sie zur Mutter gekommen war, begrüßte sie sie ehrerbietig und sprach wehklagend:

„Dies schöne Haupt, in dem ihr, Augen, lachtet,
Mit Wangen, ach, so fleckenlos und rein,
Das ich gepudert und so oft betrachtet
Im Spiegel mit dem Griff aus Elfenbein,
Dies Haupt wird von den Fürsten bald verachtet
Im wilden Walde weggeworfen sein.

Und diese Haare, die in Locken fallen
So weich und schwarz und sandelsalbennaß,
Die zerr'n und zausen Geier mit den Krallen
Bald auf dem Leichenfeld beim grausen Fraß.

Rot strahlt der Nägel Pracht an diesen Armen,
Die weicher Flaum bedeckt und Sandelstaub —
Bald liegen, abgehauen ohn' Erbarmen,
Im Walde sie, dem Wolf ein leichter Raub.

Nach Kāsi-Sandel duftend, eng bedrängen
Die Brüste sich, rund wie die Palmenfrucht —
An sie wird sich nun bald ein Schakal hängen,
Gleichwie ein Kind der Mutter Brüste sucht.

Dies breite Hüftenrund, um das sich schmiegen
Des goldnen Gürtels Schnüre, wird zerhackt
Und von den Fürsten weggeworfen liegen
Im Wald, wo es ein Wolf als Beute packt.

Hund, Wolf und Schakal und was sonst
mit spitzem Fangzahn ist bewehrt,

Sie altern sicher nimmermehr,
vom Blut Pabhāwatīs genährt.

Und bin ich tot, und ziehn zurück
die Fürsten in ihr fernes Land,
Dann bitt dir meine Knochen aus,
bestatte sie am Wegesrand!

Und, Mutter, mache Beete dann
und pflanze Kanikāras drauf!
Und wenn im Lenz der Schnee zerrinnt
und ihre Blüten brechen auf,
Dann denke mein, beschaust du sie:
so schön war auch Pabhāwatī!"

So klagte sie von Todesfurcht erfüllt vor ihrer Mutter. König Madda aber gab den Befehl, der Henker solle mit dem Beil und dem Richtblock kommen. Die Nachricht, daß er gekommen sei, verbreitete sich im ganzen Palaste. Als auch die Mutter der Pabhāwatī gehört hatte, daß er gekommen sei, erhob sie sich von ihrem Sitze und ging, von Kummer erfüllt, zum Könige.

Um diese Sache klarzumachen, sprach der Meister:

„Nun schickte sich die göttergleiche,
die Fürstin-Mutter an zu gehn,
Als sie im Frauenhaus des Madda
den Richtblock und das Schwert gesehn."

Sie sprach den Vers:

„Was nützet nun Schönheit und Name
der schlankgewachsenen Maid?
Heut richtet der Madda die Tochter —
da liegt ja das Schwert schon bereit —
Und schickt die zerstückelten Glieder
den Fürsten, die um sie gefreit."

Da sprach der König, sie beruhigend zu ihr: „Herrin, was redest du? Deine Tochter hat den ersten König in ganz Indien

verlassen, weil er ihr zu häßlich war, und ist, noch ehe die Spur ihrer Tritte auf dem Wege, den sie gegangen, verwischt war, den Tod auf der Stirne tragend, zurückgekehrt. Eifersüchtig wachte sie über ihre Schönheit und soll jetzt den Lohn dafür empfangen." Als die Mutter seine Rede vernommen hatte, ging sie zur Tochter und sprach klagend:

„Ach, wärest du doch nur gefolget
 meinem Wort, ich riet dir so gut.
Nun geht heut zum Hause des Jama
 mein Töchterlein triefend von Blut.

So geht es übel dem Menschen,
 — er gerät in des Unglückes Macht —
Der dem Worte der Freunde nicht folget,
 die nur auf sein Bestes bedacht.

Wäre dein heut ein liebliches Knäblein
 — du hast es ja nimmer gewollt —
Ein Prinz aus dem Stamme des Kusa
 mit dem Gürtel aus Perlen und Gold,
Du gingst nicht zum Hause des Jama,
 und die Sippe wäre dir hold.

Trommelwirbel ertönen,
 Elefanten trompeten darein
Im prächtigen Hause des Fürsten.
 Was könnte wohl herrlicher sein?

Es wiehert ein Roß am Tore,
 ein Knäblein weinet fein
Im prächtigen Hause des Fürsten.
 Was könnte wohl herrlicher sein?

Es tönt von des Kōkila Girren,
 von der Pfauen und Brachvögel Schrein
Im prächtigen Hause des Fürsten.
 Was könnte wohl herrlicher sein?"

Nachdem sie sich in soviel Versen mit ihr unterhalten hatte, dachte sie: „Wenn jetzt König Kusa hier wäre, würde er diese sieben Könige in die Flucht schlagen, meine Tochter aus ihrer Not befreien und mit ihr fortziehen." Und sie sprach den Vers:

„Ach, wo ist nun der kluge Kusa,
der jedem Feind Verderben droht,
Der seiner Gegner Reich zerschmettert?
Er würd' uns retten aus der Not."

Da dachte Pabhāwatī: „Meiner Mutter Mund findet kein Ende, Kusas Lob zu singen. Ich will ihr doch erzählen, daß er hier lebt, die Arbeit eines Kochs verrichtend." Und sie sprach den Vers:

„Er ist ja hier, der kluge Kusa,
der jedem Feind Verderben droht,
Der seiner Gegner Reich zerschmettert.
Er schickt sie alle in den Tod."

Ihre Mutter aber dachte, daß sie nur in ihrer Todesangst so hinschwatze, und sprach den Vers:

„Bist du denn toll, daß du so redest?
Dumm schwatzt du in den Tag hinein.
Wie sollte denn wohl Kusas Kommen
uns unbekannt geblieben sein?"

Nach diesen Worten dachte Pabhāwatī: „Meine Mutter glaubt mir nicht. Sie weiß nicht, daß er hierher gekommen ist und sieben Monate hier gewohnt hat. Ich werde ihn ihr zeigen." Und sie ergriff ihre Mutter bei der Hand, öffnete das Erkerfenster und zeigte auf ihn mit ausgestreckter Hand, indem sie den Vers sprach:

„Siehst du den Knecht dort, der als Koch uns
dient in der Königstöchter Haus?
Gebückt, in seinem Lendenschurze,
steht er und wäscht die Töpfe aus."

Kusa aber, so wird berichtet, dachte damals: „Heut wird mein Wunsch in Erfüllung gehn. In ihrer Todesangst wird Pabhāwatī sicherlich erzählen, daß ich hierher gekommen bin. Ich will die Schüsseln aufwaschen und wegstellen." Er holte sich also Wasser und fing an die Schüsseln aufzuwaschen. Die Mutter aber schalt Pabhāwatī aus, indem sie den Vers sprach:

„Bist du Tschandālī, bist du Wēnī,
und schändest du so dein Geschlecht?
Wie kannst du, Maddas Haus entsprossen,
in Lieb' umfangen einen Knecht?"

Da dachte Pabhāwatī: „Ich glaube, meine Mutter weiß nicht, daß er um meinetwillen so lebt," und sprach einen anderen Vers:

„Bin nicht Tschandālī, bin nicht Wēnī,
und schände nimmer mein Geschlecht.
Es ist der Sohn Okkākas, Mutter,
wenn du auch meinst, er sei ein Knecht."

Und jetzt sprach sie, seine Herrlichkeit preisend:

„Der Fürst ist es, der zwanzigtausend
Brahmanen speist, ich habe Recht.
Es ist der Sohn Okkākas, Mutter,
wenn du auch meinst, er sei ein Knecht.

Der Fürst ist's, dem man zwanzigtausend
Elefanten schirrt, ich habe Recht.
Es ist der Sohn Okkākas, Mutter,
wenn du auch meinst, er sei ein Knecht.

Der Fürst ist's, dem man zwanzigtausend
der Rosse schirrt, ich habe Recht.
Es ist der Sohn Okkākas, Mutter,
wenn du auch meinst, er sei ein Knecht.

Der Fürst ist's, dem man zwanzigtausend
der Wagen schirrt, ich habe Recht.

Es ist der Sohn Okkākas, Mutter,
wenn du auch meinst, er sei ein Knecht.

Der Fürst ist's, dem man zwanzigtausend
der Stiere schirrt, ich habe Recht.
Es ist der Sohn Okkākas, Mutter,
wenn du auch meinst, er sei ein Knecht.

Der Fürst ist's, dem man zwanzigtausend
der Kühe melkt, ich habe Recht.
Es ist der Sohn Okkākas, Mutter,
wenn du auch meinst, er sei ein Knecht."

So pries sie in sechs Versen die Herrlichkeit des großen Wesens. Da dachte ihre Mutter: „Sie redet mit großer Sicherheit. Es wird sich wirklich so verhalten," und glaubte ihr und ging zum Könige und teilte ihm die Sache mit. Der kam eilig zu Pabhāwatī und sprach: „Ist es denn wahr, daß König Kusa hierher gekommen ist, meine Tochter?" — „Ja, Vater, heut sind es sieben Monate, daß er Kochsarbeit für deine Töchter verrichtet." Er glaubte ihr aber noch nicht, sondern fragte die Bucklige, und als er den wahren Sachverhalt erfahren hatte, tadelte er seine Tochter, indem er den Vers sprach:

„Das war von dir gar schlecht gehandelt,
du Törin, daß du nicht bekannt,
Daß dieser mächt'ge Fürst hier lebte,
in Froschgestalt ein Elefant."

Als er seine Tochter mit diesen Worten getadelt hatte, begab er sich eilig zu Kusa, hieß ihn willkommen und sprach, indem er seine Verfehlung bekannte, mit zusammengelegten Händen den Vers:

„Verzeih uns unsre Schuld, o König,
leg's, großer Held, uns nicht zur Last,
Daß wir nicht wußten, daß verkleidet
du lebtest hier in dem Palast!"

Als das große Wesen das gehört hatte, dachte es: „Wenn ich ein hartes Wort sprechen werde, wird sein Herz auf der Stelle brechen. Ich will ihn trösten.“ Und zwischen den Töpfen stehend sprach er einen anderen Vers:

„Als Koch zu dienen war nicht schicklich
für mich, ich geb' es offen zu.
Herr, du mußt mir mein Tun verzeihen,
ich bin der Schuldige, nicht du.“

Als der König diese freundliche Ansprache von ihm empfangen hatte, stieg er in seinen Palast hinauf, ließ die Pabhāwatī kommen und sprach mit der Absicht, sie fortzuschicken, um Kusa um Verzeihung zu bitten, den Vers:

„Geh, Törin, jetzt zu König Kusa,
bitt ihn, er möge dir verzeihn.
Hat dir der Mächtige verziehen,
wird er dich auch vom Tod befrein.“

Als sie die Rede des Vaters vernommen hatte, begab sie sich, von ihren Schwestern und Dienerinnen begleitet, zu ihm. Als der aber, in seiner Arbeiterkleidung dastehend, merkte, daß sie sich ihm näherte, dachte er: „Heute werde ich den Stolz der Pabhāwatī brechen. Ich werde sie zwingen, sich mir zu Füßen in den Schmutz zu werfen.“ Alles Wasser, das er geholt hatte, goß er aus und trampelte auf dem Platz herum, bis sich eine Stelle so groß wie ein Dreschplatz vollständig in Schlamm verwandelt hatte. Sie trat zu ihm, warf sich ihm zu Füßen und, im Schmutze liegend, bat sie ihn um Verzeihung.

Zur Erklärung dieser Sache sprach der Meister den Vers:

„Dem Wort des Vaters folgend warf sich
Pabhāwatī vor Kusa hin.
Auf seinen Füßen lag die Stirne
der göttlich schönen Königin.“

Und nachdem sie seine Füße umfaßt hatte, sprach sie, ihn um Verzeihung bittend, drei Verse:

„All diese Nächte sind vergangen,
o Herr, und fern hielt ich mich dir.
Ach, zürne mir nicht, mächt'ger Herrscher!
Zu deinen Füßen lieg ich hier.

Mein heiliges Versprechen geb' ich,
hab wohl auf meine Worte acht:
Fortan werd' ich nichts mehr begehen,
was dir, o König, Kummer macht.

Und achtest du nicht auf mein Flehen
und folgest du nicht meinem Wort,
So tötet mich noch heut der Vater
und schickt mich zu den Fürsten fort."

Als der König dies hörte, dachte er: „Wenn ich ihr sage: ‚du wirst ja sehen, wie es kommt', wird ihr das Herz brechen. Ich will sie trösten." Und er sprach:

„Wie sollt' ich deines Flehns nicht achten,
nicht folgen, Liebste, deinem Wort!
Ich grolle dir ja nicht, du Schöne.
Wirf deine bangen Sorgen fort!

Mein heiliges Versprechen geb' ich,
hab wohl auf meine Worte acht:
Fortan werd' ich nichts mehr begehen,
was dir, o Fürstin, Kummer macht.

Weil ich dich liebe, schlankes Mädchen,
ward mir beschert viel Leid und Müh.
Des Madda Feinde muß ich schlagen,
um dich zu frein, Pabhāwatī."

Als er aber sah, daß sie seines Befehls gewärtig war, einer Dienerin des Götterkönigs Sakka gleich, da erwachte in ihm sein Fürstenstolz und er dachte: „Sollen etwa, solange ich am Leben bin, andere mein Weib fortschleppen?" Wie ein Löwe erhob er sich im Hofe des Palastes und sprang umher und

brüllte und schnippte mit den Fingern, auf daß alle Bewohner der Stadt erführen, daß er da sei, und kündigte an, daß er die Feinde lebendig gefangen nehmen würde, und befahl, ihm Wagen und Rosse zu schirren, indem er den folgenden Vers sprach:

„Schirrt mir die Rosse leicht zu lenken,
die schmucken Wagen schirrt mir an!
Dann sollt ihr sehn, ob ich im Sturme
der Feinde Schwarm zerblasen kann."

„Die Feinde gefangen zu nehmen, ist meine Sache, du aber geh, bade und schmücke dich und steige in den Palast hinauf", sagte er und ließ sie gehen. König Madda aber schickte seine Hofleute, um ihm aufzuwarten. Die spannten sogleich am Eingang der Küche einen Vorhang für ihn auf und ließen ihn durch Barbiere bedienen. Und als ihm der Bart geschoren und der Kopf gewaschen war, und er mit allem Schmuck angetan im Kreise der Hofleute und Diener dastand, da sagte er: „Wir wollen in den Palast hinaufgehen", und blickte sich nach allen Seiten um und schnippte mit den Fingern, und jeglicher Ort, den sein Blick traf, erzitterte. „Jetzt sollt ihr sehen, was ich vermag", sagte er.

Zur Erklärung dieser Sache sprach der Meister den folgenden Vers:

„Im Frauenhaus des Maddakönigs
gab es des Staunens wohl genug,
Als er sich wie ein Löwe reckte
und mit den Armen um sich schlug."

Darauf sandte ihm König Madda einen reich aufgezäumten Elefanten, der abgerichtet war, in der Schlacht bewegungslos dazustehen. Er bestieg den Elefanten, über den ein weißer Sonnenschirm aufgespannt war, ließ die Pabhāwatī holen und sich hinter ihn setzen. An der Spitze eines viergliedrigen Heeres zog er zum östlichen Tore hinaus, und als er das feindliche Heer erblickte, da brüllte er dreimal mit Löwenstimme: „Ich

bin König Kusa. Wer sein Leben lieb hat, der werfe sich auf den Bauch!" und setzte dadurch die Feinde in Verwirrung.

Zur Erklärung dieser Sache sprach der Meister:

„Er stieg auf seinen Elefanten,
hob auch Pabhāwatī hinauf,
Und, brüllend mit des Löwen Stimme,
nahm er zur Schlacht gewandt den Lauf.

Als sie des Kusa Stimme hörten,
da flohn die Fürsten ganz verstört
Ob ihres Dröhnens, gleich dem Wilde,
wenn es des Löwen Brüllen hört.

Es floh das Heer zu Fuß, zu Rosse,
zu Wagen und zu Elefant,
Sich selbst zerstampfend, von dem Grauen
vor Kusas Brüllen übermannt.

Als nun der Götterkönig Kusa
im vordern Schlachtgetümmel sah,
Da reicht' er ihm erfreuten Herzens
den Edelstein Wērōtschana.

Gewonnen war die Schlacht. Der König,
in seiner Hand den Edelstein,
Zog stolz auf seinem Elefanten
in Nagara, der Hauptstadt, ein.

In Fesseln führte er die Fürsten,
die er lebendig sich ersiegt,
Dem Schwiegervater zu: ‚O König,
hier hast du sie, die dich bekriegt.

Sie alle sind in deinen Händen;
die Macht der Feinde brach entzwei.
Nun tu mit ihnen nach Gefallen:
Erschlag sie oder laß sie frei!"

Der König sprach:

„Herr, dein, nicht mein sind diese Feinde.
Bestimme du, was es auch sei,
Denn du bist unser Oberkönig.
Erschlag sie oder laß sie frei!"

Als er so gesprochen hatte, dachte das große Wesen: „Wozu soll ich sie töten? Sie sollen nicht umsonst hierhergekommen sein. Der Maddakönig hat ja noch sieben Töchter, die jünger sind als Pabhāwatī. Die werde ich ihnen geben lassen." Und er sprach den Vers:

„Du hast ja, Herr, noch sieben Töchter,
wie Göttermädchen hold und fein.
Gib sie den Fürsten! Mög' ein jeder
als Eidam dir verbunden sein."

Der König aber antwortete ihm:

„Wir alle, ich und meine Töchter,
sind deinem Willen unterstellt,
Denn du bist unser Oberkönig.
Vergib sie, wie es dir gefällt!"

Darauf ließ er die Mädchen alle ihren Schmuck anlegen und gab jedem Könige eine.

Zur Erklärung dieser Sache sprach der Meister die fünf Verse:

„Da nahm der löwenstimm'ge Kusa
des Madda Töchter unverweilt,
Und einem jeglichen der Fürsten
ward eine Tochter zugeteilt.

Dann kehrten alle sieben Fürsten,
ob des Gewinstes voller Glück,
Und mit dem löwenstimm'gen Kusa
zufrieden in ihr Reich zurück.

Und auch der mächt'ge König Kusa
zog nun mit der Pabhāwatī
Und mit Wērōtschana, dem Kleinod,
nach seiner Stadt Kusāwatī.

Einander gleich an Wuchs und Schönheit
zog in Kusāwatī das Paar
Auf einem Wagen ein. Man wußte
nicht, wer von beiden schöner war.

So fand sich Sohn und Mutter wieder,
die Gatten aber lebten lang
Einträchtiglich in ihrem Lande
in Glück und Segensüberschwang."

Als der Meister diese Unterweisung erteilt und die Wahrheiten verkündet hatte, verknüpfte er das Dschātaka: (Als die Verkündigung der Wahrheiten beendet war, erlangte der Mönch, der sich fortgesehnt hatte, den Genuß des Grades der in den Strom Gelangten) „Die Eltern von damals waren die Angehörigen des Großkönigs, der jüngere Bruder war Ānanda, die Bucklige war Khudschdschuttarā, Pabhāwatī war die Mutter des Rāhula, das Gefolge war die Buddhagemeinde, der König Kusa aber war ich."

24. Vom König, der die Tiersprache verstand

Einstmals, als ein König namens Sēnaka zu Benares regierte, hatte der Bōdhisatta die Sakkawürde inne. Damals war der König Sēnaka mit einem Nāgakönig befreundet. Und das war so zugegangen:

Einstmals hatte jener Nāgakönig die Nāgawelt verlassen und wanderte über die Erde, um sich Nahrung zu suchen. Da erblickten ihn die Dorfjungen und schrien: „Da ist eine Schlange!" und warfen mit Erdklumpen und anderen Dingen nach ihm. Der König, der gerade

zu einem Gartenfeste ging, sah das und fragte, was die Jungen da machten, und als er hörte, daß sie nach einer Schlange würfen, befahl er sie fortzujagen: „Verbietet den Jungen zu werfen, jagt sie fort!" Als dem Nāgakönig so das Leben gerettet war, kehrte er in die Nāgawelt zurück, nahm viele Edelsteine und trat um Mitternacht in das Schlafgemach des Königs und gab ihm die Edelsteine. „Du hast mir das Leben gerettet", sagte er und schloß Freundschaft mit dem Könige, und seitdem kam er wieder und wieder und besuchte den König. Unter seinen Nāgamädchen war eines, das in der Liebe unersättlich war. Das übergab er der Obhut des Königs, und dazu gab er ihm einen Zauberspruch und sagte: „Wenn du sie einmal nicht sehen kannst, dann sage diesen Zauberspruch her."

Eines Tages ging der König in den Park und spielte mit dem Nāgamädchen in einem Lotusteiche das Wasserspiel. Da erblickte das Nāgamädchen eine männliche Wasserschlange, verwandelte sich und pflog mit der Schlange unlauteren Verkehr. „Wohin ist sie nur gegangen?" fragte sich der König, als er sie nicht mehr sah und sagte den Zauberspruch her. Da sah er, wie sie sich übel aufführte, und schlug sie mit einem Bambusstock. Zornig ging sie von ihm fort in die Nāgawelt, und als sie dort gefragt wurde, warum sie gekommen sei, zeigte sie die Striemen und sagte: „Euer Freund schlug mich auf den Rücken, als ich ihm nicht gehorchte." Da rief der Nāgakönig, der nicht wußte, wie die Sache sich in Wahrheit verhielt, vier junge Nāgas herbei und schickte sie fort: „Geht hin, tretet in das Schlafgemach des Sēnaka und blast ihn mit dem Wind eurer Nasen fort, als wäre er Spreu." Sie gingen hin und traten in das Gemach, als der König in seinem Staatsbette lag. Gerade, als sie hereintraten, sagte der König zu seiner Gemahlin: „Meine Liebe, weißt du wohl, wohin das Nāgamädchen gegangen ist?" — „Ich weiß es nicht, Herr." — „Heute, während wir im Lotusteiche spielten, verwandelte sie sich und pflog unerlaubten Verkehr mit einer Wasserschlange. Darauf schlug ich sie mit einem Bambusstock, um ihr eine Lektion zu erteilen, daß sie so etwas nicht tun dürfe. Nun, fürchte ich, ist sie in die

Nâgawelt gegangen und hat meinem Freunde die Sache anders dargestellt und wird so die Freundschaft zerstören." Als die jungen Nâgas das hörten, gingen sie von dort fort und kehrten in die Nâgawelt zurück und berichteten die Sache dem Nâgakönige. Der geriet in große Erregung und kam augenblicklich in das Schlafgemach des Königs, erklärte ihm die Sache und bat ihn um Verzeihung. „Dies sei meine Buße", sagte er und teilte dem König einen Zauberspruch mit, durch den er alle Tierstimmen verstehen konnte. „Großer König," fügte er hinzu, „dies ist ein unschätzbarer Zauberspruch. Wenn du diesen Zauberspruch einem anderen mitteilen solltest, so mußt du unmittelbar darauf ins Feuer gehen und sterben." Der König erklärte sich damit einverstanden, und von da ab verstand er sogar die Sprache der Ameisen.

Eines Tages saß er auf dem Söller und aß feste Speisen mit Honig und Sirup. Da fiel ein Tropfen Honig und ein Tropfen Sirup und ein Kuchenbröckchen auf die Erde. Das sah eine Ameise und lief schreiend umher: „Auf dem Söller des Königs ist ein Faß Honig entzweigegangen, ein Wagen voll Sirup und ein Wagen voll Kuchen sind umgeworfen. Esset Honig, Sirup und Kuchen!" Der König hörte ihr Geschrei und lachte. Die Königin, die in der Nähe des Königs stand, dachte: „Was hat der König nur gesehen, daß er lacht?" Als der König die feste Speise verzehrt und ein Bad genommen und sich dann auf dem Diwan niedergelassen hatte, da sagte ein Fliegenmännchen zu einer Fliege: „Komm, meine Liebe, wir wollen uns der Liebeslust erfreuen!" Sie aber antwortete ihm: „Warte ein Weilchen, Herr! Jetzt bringen sie gleich die Wohlgerüche für den König. Wenn er sich damit einreibt, wird wohlriechender Puder vor seine Füße fallen. Ich werde mich darauf setzen und wohlriechend werden, und dann wollen wir uns auf dem Rücken des Königs niederlassen und uns vergnügen." Der König hörte auch diese Rede und lachte. Und wieder dachte die Königin: „Was hat der König nur gesehen, daß er lacht?" Als der König nun zu Abend aß, fiel abermals ein Klümpchen Reis auf die Erde. Da schrien die Ameisen:

„Im Hause des Königs ist ein Wagen voll Reisbrei zusammengebrochen. Niemand ist da, der den Reisbrei ißt.“ Der König hörte es und lachte abermals. Die Königin, die mit dem goldenen Schöpflöffel dem Könige vorlegte, dachte: „Hat denn der König etwa über mich gelacht?“ Als sie nun mit dem Könige zusammen auf dem Lager lag, fragte sie: „Herr, warum hast du gelacht?“ „Was geht es dich an, warum ich gelacht habe?“ antwortete er. Als sie aber wieder und wieder in ihn drang, erzählte er es. Da sagte sie zu ihm: „Teilt mir Euern Zauberspruch zum Verstehen der Tiersprache mit!“ Er wies sie ab: „Ich kann ihn unmöglich mitteilen.“ Aber sie drängte ihn immer wieder. „Wenn ich dir diesen Zauberspruch mitteile,“ sagte der König, „so muß ich sterben.“ — „Stirb meinetwegen, aber teile ihn mir mit!“ Der König, der ganz unter der Gewalt der Weiber stand, erklärte sich endlich dazu bereit. Entschlossen ihr den Zauberspruch mitzuteilen und dann ins Feuer zu gehen, begab er sich zu Wagen in den Park.

In dem Augenblick betrachtete der Götterkönig Sakka die Welt und bemerkte, was sich da ereignete, und dachte: „Da geht dieser törichte König und will sich um eines Weibes willen ins Feuer stürzen. Ich will ihm das Leben retten.“ So begab er sich mit dem Asuramädchen Sudschā nach Benares, verwandelte sie in eine Ziege und sich selbst in einen Ziegenbock und erschien mit der Absicht, daß die andern Leute ihn nicht sehen sollten, vor dem Wagen des Königs. So sahen ihn nur der König und die beiden vor den Wagen gespannten Sindhurosse, aber sonst sah ihn niemand. Um eine Unterhaltung in Gang zu bringen, tat Sakka so, als ob er sich mit der Ziege begattete. Da sagte das eine der vor den Wagen gespannten Sindhurosse: „Lieber Ziegenbock, daß die Ziegen dumm und schamlos seien, hatten wir schon früher gehört, aber gesehen hatten wir es noch nicht. Du aber tust vor unser aller Augen etwas Unanständiges, was man nur im Geheimen und am verborgenen Orte tun darf, und schämst dich nicht. Das, was wir früher gehört haben, stimmt zu dem, was wir hier gesehen haben.“ Und er sprach den ersten Vers:

„Sieh, richtig ist der Weisen Wort,
daß blöden Sinns die Ziege sei.
Da treibt er offen heimlich Ding,
der Tor, und denkt sich nichts dabei."

Als der Ziegenbock das gehört hatte, sprach er zwei Verse:

„Das sag ich dir, du Eselssproß:
auch du, mein teurer Freund, bist dumm.
Mit Stricken bist du rings umschnürt,
sie ziehn dir Maul und Lippen krumm.

Auch darin zeigst du dich als dumm,
daß, losgeschirrt, du nicht entfliehst.
Doch dümmer noch als du, mein Freund,
ist Sēnaka da, den du ziehst."

Der König verstand die Rede dieser beiden. Er ließ daher, während er ihnen zuhörte, den Wagen langsam fahren. Der Esel hatte die Rede des Bockes auch vernommen und sprach wiederum den vierten Vers:

„Daß ich ein Tor bin, scheint bekannt
ja offenbar dem edlen Herrn.
Doch warum Sēnaka ein Tor,
sag an, mein Freund, das wüßt ich gern."

Der Ziegenbock teilte es ihm mit, indem er den fünften Vers sprach:

„Ein köstlich Ding hat er erlangt.
Das gibt er um die Frau dahin.
Doch da es um sein Leben geht,
bringt auch die Frau ihm nicht Gewinn."

Als der König seine Rede gehört hatte, sagte er: „Ziegenkönig, du wirst sicherlich zu unserem Heile handeln. Sag mir doch, was ich tun soll!" Da sagte der Ziegenkönig zu ihm: „Großer König, für die Wesen hier auf Erden gibt es nichts

Lieberes als das Ich. Um eines einzigen lieben Dinges willen darf man nicht sich selbst vernichten oder erlangten Ruhm aufgeben", und damit sprach er den sechsten Vers:

„Nicht darf ein Fürst wie du dem Herzen folgen,
sein Selbst vergessend sich dem Lieben weihn,
Das Selbst steht höher, ist der Güter höchstes.
Ist stark dein Selbst, wird auch, was lieb ist, dein."

Auf diese Weise erteilte das große Wesen dem König eine Warnung. Befriedigt fragte der König: „Ziegenkönig, woher bist du gekommen?" — „Ich bin Sakka, großer König, und bin aus Mitleid mit dir hergekommen, um dich vom Tode zu erretten." — „O Götterkönig, ich habe versprochen, ihr den Zauberspruch mitzuteilen. Was mache ich nun?" — „Ihr braucht nicht beide zugrunde zu gehen. Laß ihr ein paar Hiebe überziehen, nachdem du ihr erklärt hast, das sei der Brauch der Kunst. Vermittelst dieser List wird sie nicht in den Besitz des Zauberspruches kommen." Der König war damit einverstanden. Nachdem das große Wesen den König ermahnt hatte, ging es wieder an seinen Ort. Der König aber ging in den Park, ließ die Königin rufen und sagte: „Meine Liebe, willst du den Zauberspruch erlernen?" — „Allerdings, Herr!" — „Dann unterwirf dich dem Brauch!" — „Was für ein Brauch ist das?" — „Wenn auch hundert Schläge auf deinen Rücken niederfallen, darfst du keinen Laut von dir geben." Aus Begierde nach dem Zauberspruch willigte sie ein. Da befahl der König den Sklaven, Peitschen zu nehmen und sie auf beide Seiten zu schlagen. Zwei oder drei Schläge ertrug die Königin, dann aber schrie sie: „Ich brauche den Zauberspruch nicht!" Der König aber sagte: „Du wolltest mich in den Tod schicken, um den Zauberspruch zu bekommen", ließ ihr die Haut vom Rücken peitschen und ließ sie dann laufen. Seitdem mochte sie nicht mehr davon sprechen.

25. Die kluge Prinzessin

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bôdhisatta im Schoße von dessen Hauptgemahlin wiedergeboren und studierte, als er herangewachsen war, zu Takkasilā die Künste. Nach dem Tode des Vaters kam er zur Herrschaft und regierte in Gerechtigkeit. Er zog seine Tochter und den Sohn seiner Schwester in seinem Hause zusammen auf. Eines Tages, als er mit seinen Ministern zusammensaß, sagte er: „Nach meinem Tode soll mein Neffe König werden, und meine Tochter soll seine Hauptgemahlin werden." Später, als die beiden herangewachsen waren, saß er wieder einmal mit seinen Ministern zusammen. Da sagte er: „Wir wollen meinem Neffen die Tochter eines anderen zuführen, und ich werde meine Tochter in eine andere Königsfamilie verheiraten. So wird unsere Verwandtschaft zahlreicher werden." Die Minister erklärten sich damit einverstanden. Nun ließ der König dem Neffen eine Wohnung außerhalb des Palastes anweisen und verbot ihm den Zutritt zu den inneren Gemächern des Palastes.

Die beiden jungen Leute waren aber ineinander verliebt. Der Prinz überlegte, auf welche Weise er die Königstochter wohl entführen könnte. „Es gibt ein Mittel", sagte er. Er bestach die Amme durch ein Geschenk. „Was soll ich tun, edler Herr?" fragte sie. „Mütterchen, wie finden wir wohl eine Gelegenheit die Königstochter zu entführen?" — „Ich will mit der Königstochter sprechen, und dann werde ich's erfahren." — „Gut, Mütterchen." Sie ging hin und sagte: „Komm, Töchterchen, ich will dir die Läuse auf deinem Kopfe absuchen." Sie hieß sie sich auf einen niedrigen Schemel setzen und setzte sich selbst auf einen hohen, nahm ihren Kopf zwischen die Beine, und indem sie ihr die Läuse absuchte, kratzte sie die Königstochter mit dem Nagel auf dem Kopfe. Da merkte die Königstochter: Sie kratzt mich nicht mit ihrem eigenen Nagel,

sie kratzt mich mit dem Nagel meines Vetters, des Prinzen. „Mütterchen," fragte sie, „bist du bei dem Prinzen gewesen?" — „Ja, mein Töchterchen." — „Hat er dir eine Botschaft aufgetragen?" — „Er fragt, wie er dich entführen könnte, Töchterchen." — „Wenn er klug ist, wird er es verstehen," dachte die Königstochter und sprach den ersten Vers und sagte dann: „Mütterchen, lerne diesen Vers auswendig und sage ihn dem Prinzen wieder:

„Ist da nur eine weiche Hand,
Ein wohldressierter Elefant,
Und regnet es in finstrer Nacht,
Dann ist die Sache leicht gemacht."

Nachdem die Amme das auswendig gelernt hatte, ging sie zu dem Prinzen. „Mütterchen, was hat die Königstochter gesagt?" fragte er. „Sie schickt nur diesen Vers. Weiter hat sie nichts gesagt", antwortete sie und sagte ihm den Vers her. Der Prinz verstand seinen Sinn. „Geh nur, Mütterchen!" sagte er und schickte sie fort.

Als der Prinz völlig in den Sinn jenes Verses eingedrungen war, putzte er einen hübschen, kleinen Pagen auf, der weiche Hände hatte, bestach den Wärter des Staatselefanten und ließ den Elefanten zum Stillestehen abrichten und wartete dann die Zeit ab. Eines Tages nun — es war der Fasttag in der dunklen Hälfte des Monats — fing unmittelbar nach der mittleren Nachtwache eine mächtige, schwarze Wolke an zu regnen. „Das ist der Tag, von dem die Königstochter gesprochen hat", sagte sich der Prinz, bestieg den Elefanten, ließ den kleinen Pagen mit den weichen Händen sich auf den Rücken des Elefanten niedersetzen, ging hin, ließ an einer Stelle, die dem offenen Hof des Königspalastes zugekehrt war, den Elefanten sich an die große Mauer lehnen und wartete in der Nähe eines Fensters, während er ganz durchnäßt wurde.

Der König hütete aber seine Tochter so, daß er ihr nicht erlaubte, anderswo zu schlafen; er ließ sie in einem kleinen

Bett in seiner Nähe schlafen. „Heut wird der Prinz kommen", sagte sich die Königstochter. Sie legte sich daher nieder, blieb aber wach und sagte: „Vater, ich möchte baden." „Komm, mein Töchterchen", sagte der König, nahm sie an der Hand und führte sie ans Fenster. „Bade, mein Töchterchen", sagte er und hob sie in die Höhe und stellte sie auf eine Lotusverzierung außerhalb des Fensters. Und so stand er da, indem er sie an einer Hand festhielt. Während sie nun ihr Bad nahm, streckte sie dem Prinzen die Hand entgegen. Der löste die Schmucksachen von ihrer Hand und befestigte sie an der Hand des kleinen Pagen. Dann hob er diesen in die Höhe und stellte ihn dicht neben die Königstochter auf die Lotusverzierung. Sie nahm seine Hand und legte sie in die Hand des Vaters. Der Vater faßte die Hand des Pagen und ließ die Hand der Tochter los. Sie löste nun auch von der andern Hand die Schmucksachen ab und befestigte sie an der anderen Hand des Pagen, die sie in die Hand des Vaters legte. Dann ging sie mit dem Prinzen davon. Als das Bad beendigt war, ließ der König den Knaben, in der Meinung, daß es seine Tochter sei, sich im königlichen Schlafgemach niederlegen, verschloß die Tür und versiegelte sie, stellte eine Wache auf und begab sich dann auf sein eigenes Lager und legte sich nieder.

Als es Morgen geworden war, öffnete er die Tür und erblickte den Knaben. „Was ist das?" fragte er. Der erzählte ihm, daß seine Tochter mit dem Prinzen auf und davongegangen sei. Da machte sich der König Vorwürfe: „Ein Weib kann man nicht behüten, auch wenn man es beständig an der Hand hielte. So ist's mit den Frauen. Sie sind nicht zu behüten." Und er sprach die beiden anderen Verse:

„Sie sengen wie des Feuers Glut,
klingt ihre Rede noch so weich.
Sie werden niemals voll und satt
und sind doch vollen Flüssen gleich.
Als Sīdāfluß erkenne sie
und flieh aus ihrem Machtbereich!

Wem sie, ob Lieb', ob Lohn sie treibt,
sich schenken, der erliegt gar bald;
Sie richten ihn zugrunde schnell
wie Feuer seinen eignen Halt."

Als das große Wesen so gesprochen hatte, da dachte es: „Ich muß auch für den Unterhalt meines Neffen sorgen", verheiratete ihn unter großem Gepränge mit seiner Tochter und machte ihn zum Vizekönig. Und als der Onkel gestorben war, folgte ihm der Neffe in der Herrschaft.

26. Der betrogene Hauspriester

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta im Schoße seiner Hauptgemahlin wiedergeboren. Als er herangewachsen war und die Meisterschaft in allen Künsten erlangt hatte, kam er beim Tode seines Vaters zur Herrschaft und regierte mit Gerechtigkeit. Er pflegte mit seinem Hauspriester Würfel zu spielen. Wenn er aber beim Spiele die goldenen Würfel auf das silberne Brett warf, sang er jedesmal dazu das Spiellied:

„Alle Flüsse gehn in Krümmen,
und aus Holz ist jeder Wald.
Findet sich nur ein Verführer,
sünd'gen alle Weiber bald."

Auf diese Weise spielend, gewann aber der König immer, und der Hauspriester verlor. Wie nun nach und nach der Wohlstand im Hause dahinschwand, dachte der Hauspriester: „Wenn es so weitergeht, wird noch alles Geld in diesem Hause draufgehen. Ich will Umschau halten und ein Weib in mein Haus nehmen, das noch zu keinem anderen Manne gegangen ist." Er überlegte aber so: „Eine Frau, die schon vorher einmal einen anderen Mann gesehen hat, werde ich nicht hüten

können. Daher will ich ein Weib vom Mutterleibe an behüten, und wenn es herangewachsen ist, es mir zu Willen machen und in der Treue gegen den einen Mann erhalten und es scharf bewachen. So werde ich mir Geld aus dem Königspalaste herausholen."

Er war aber in der Wissenschaft der körperlichen Merkmale erfahren. Einstmals sah er nun eine arme schwangere Frau. Er erkannte, daß sie einer Tochter das Leben geben würde. Er ließ sie daher zu sich kommen, setzte ihr ein Gehalt aus und ließ sie in seinem Hause wohnen. Als sie geboren hatte, gab er ihr Geld und schickte sie fort. Das Mädchen aber ließ er keinem andern Manne vor die Augen kommen, sondern ließ sie ganz von Frauen aufziehen, und als sie herangewachsen war, machte er sie sich zu Willen. Solange das Mädchen heranwuchs, spielte er nicht mit dem Könige; als er es sich aber zu Willen gemacht hatte, sagte er: „Großer König, laß uns spielen!" „Gut", antwortete der König und spielte in derselben Weise wie vorher. Wenn aber der König, während er die Würfel warf, sein Liedchen sang, sagte der Hauspriester: „Außer meinem Mädchen." Von da ab gewann der Hauspriester, und der König verlor. „Es muß im Hause dieses Mannes eine Frau sein, die nur einem Manne treu ergeben ist", sagte sich der Bōdhisatta, ließ nachforschen, und als er erfahren hatte, daß dem so sei, beschloß er, ihre Tugend zu Fall bringen zu lassen. Er ließ einen Spitzbuben kommen und sagte: „Kannst du die Tugend der Frau des Hauspriesters zu Fall bringen?" — „Gewiß, Herr, das kann ich." Der König gab ihm nun Geld und schickte ihn mit dem Auftrage fort, die Sache schnell auszuführen. Der kaufte für das Geld, das er von dem Könige bekommen hatte, Wohlgerüche, Räucherwerk, Puder, Kampfer und ähnliche Dinge ein und eröffnete einen Parfümerieladen in der Nähe des Hauses des Hauspriesters. Das Haus des Hauspriesters hatte aber sieben Stockwerke und sieben Torzimmer, und in jedem Torzimmer war eine Wache, die nur aus Frauen bestand. Außer dem Brahmanen hatte kein anderer Mann die Erlaubnis, das Haus zu betreten, sogar

den Korb zum Wegschaffen des Kehrichts untersuchten sie erst, ehe sie ihn hereinließen. Das Mädchen bekam nur der Hauspriester und eine Frau, die sie bediente, zu sehen. Wenn nun diese ihre Dienerin ausging, um Wohlgerüche und Blumen zu kaufen, ging sie immer am Laden jenes Spitzbuben vorbei. Er hatte ergründet, daß es die Dienerin des Mädchens wäre, und als er sie nun eines Tages kommen sah, sprang er aus dem Laden, trat an sie heran, fiel ihr zu Füßen, und indem er mit beiden Händen ihre Füße umklammerte, rief er klagend: „Mutter, wo bist du alle diese Zeit über gewesen?" Auch andere, vorher gedungene Spitzbuben stellten sich dazu und sagten: „In der Form der Hände und Füße und des Mundes und im ganzen Benehmen sind doch Mutter und Sohn völlig gleich." Als jene immer wieder so redeten, wurde die Frau unsicher und glaubte schließlich, es müsse wohl ihr Sohn sein, und fing selbst an zu weinen. Und so standen die beiden denn weinend und schluchzend und einander umarmend da. „Mutter, wo wohnst du?" fragte nun der Spitzbube. „Mein Sohn, ich wohne als Dienerin bei der jungen Frau des Hauspriesters, die wunderbar schön ist und ein heiteres Kinnaradasein führt." — „Wo gehst du jetzt hin, Mutter?" — „Wohlgerüche, Kränze und ähnliche Dinge für sie zu kaufen." „Warum willst du denn anderswohin gehen, Mutter? Kaufe von nun ab doch bei mir", sagte er und gab ihr, ohne Geld dafür zu nehmen, Betel, Bdellium und ähnliche Dinge und allerlei Blumen. Als das Mädchen die vielen Wohlgerüche, Blumen und die andern Dinge erblickte, sagte sie: „Warum ist denn der Brahmane heut so gütig gegen uns, Mutter?" — „Warum sagst du das?" — „Weil ich einen Überfluß an diesen Dingen sehe." — „Der Brahmane hat nicht viel Geld ausgegeben, aber ich habe dies von meinem Sohn bekommen." Von da ab behielt die Dienerin das Geld, das ihr der Brahmane gab, für sich und holte die Wohlgerüche, Blumen und anderen Dinge von dem Spitzbuben.

Nach einigen Tagen stellte sich der Spitzbube krank und legte sich nieder. Als die Dienerin an die Tür des Ladens kam und

ihn nicht sah, fragte sie: „Wo ist mein Sohn?" — „Dein Sohn ist nicht wohl." Sie ging dahin, wo er lag, setzte sich zu ihm und fragte, ihm den Rücken streichelnd: „Was fehlt dir, mein Sohn?" Er schwieg. „Warum sagst du es nicht, mein Sohn?" — „Mutter, und wenn ich sterben muß, ich kann es dir nicht sagen." — „Wenn du es mir nicht sagen kannst, wem willst du es dann sagen, mein Sohn?" — „Mutter, mir fehlt weiter nichts. Da ich aber von der Schönheit jenes Mädchens hörte, ist mein Herz von Liebe ergriffen worden. Wenn ich sie bekomme, werde ich leben bleiben; wenn ich sie aber nicht bekomme, werde ich auf der Stelle sterben." „Laß das meine Sorge sein, mein Sohn! Gräme dich nicht darum!" tröstete sie ihn, nahm eine Menge von Wohlgerüchen, Blumen und anderen Dingen und ging damit zu dem Mädchen und sagte: „Töchterchen, mein Sohn hat durch mich von deiner Schönheit gehört. Sein Herz ist von Liebe ergriffen. Was ist da zu machen?" — „Wenn du ihn herbringen kannst, so geb' ich dir die Erlaubnis dazu." Seitdem die Alte diese Rede von ihr gehört hatte, fegte sie eine Menge von Kehricht aus allen Ecken des Hauses zusammen, tat ihn in einen Blumenkorb und schickte sich an, damit hinauszugehen, und als die Untersuchung stattfand, da leerte sie den Kehricht auf die Wächterin aus. Dadurch geärgert, ging die fort. Und ebenso ging es mit den anderen: wenn irgendeine ihr etwas sagte, leerte sie den Kehricht über sie aus. Seitdem wagte keine mehr, wenn sie irgend etwas holte oder brachte, es zu untersuchen.

Darauf steckte sie den Spitzbuben in den Blumenkorb und brachte ihn zu dem Mädchen hinüber. Der Spitzbube brachte die Tugend des Mädchens zu Fall und blieb noch ein oder zwei Tage in den oberen Gemächern. Wenn der Hauspriester ausgegangen war, vergnügten sich die beiden; kam er zurück, so versteckte sich der Spitzbube. Als nun ein oder zwei Tage vergangen waren, sagte das Mädchen zu ihm: „Herr, jetzt mußt du gehen!" — „Ehe ich gehe, möchte ich dem Brahmanen noch einen Klaps versetzen." „Gut, das soll geschehen", sagte sie, versteckte den Spitzbuben, und als der Brahmane kam, sprach

sie so: „Herr, ich möchte tanzen, und Ihr sollt mir die Wīnā dazu spielen!" „Gut, tanze nur, meine Liebe!" sagte er und spielte die Wīnā. „Wenn Ihr zuseht, schäme ich mich. Ich will Euch aber mit einem Tuche das Gesicht verbinden und dann tanzen." — „Wenn du dich schämst, dann mach' es nur so!" Das Mädchen nahm ein dickes Tuch und verband ihm das Gesicht, so daß die Augen bedeckt waren. So spielte der Brahmane nun mit verbundenem Gesicht die Wīnā. Nachdem sie eine Weile getanzt hatte, sagte sie: „Herr, ich habe Lust, dir einmal einen Klaps auf den Kopf zu geben." „Schlag nur zu!" sagte ahnungslos der weibstolle Brahmane. Das Mädchen gab dem Spitzbuben ein Zeichen. Leise schlich der herzu, trat hinter den Brahmanen und schlug ihn mit dem Ellbogen auf den Kopf. Es war dem Brahmanen, als ob ihm die Augen herausfielen, und auf dem Kopfe entstand eine Beule. Von Schmerz gepeinigt sagte er: „Reiche mir deine Hand!" Das Mädchen streckte ihre Hand aus und legte sie in seine Hand. „Die Hand ist weich, aber der Schlag war hart", sagte der Brahmane. Als der Spitzbube dem Brahmanen den Schlag versetzt hatte, versteckte er sich, und als er sich versteckt hatte, nahm das Mädchen dem Brahmanen das Tuch von dem Gesicht und rieb ihm die Stelle auf dem Kopf, wo er geschlagen war, mit Öl ein. Als der Brahmane aber hinausgegangen war, steckte die Dienerin den Spitzbuben wieder in den Korb und trug ihn fort. Der ging zum König und erzählte ihm die ganze Sache.

Als nun der Brahmane dem Könige seine Aufwartung machte, sagte der König zu ihm: „Wir wollen Würfel spielen, Brahmane." — „Gut, großer König." Der König ließ den Spielsaal herrichten und sang, als er die Würfel warf, ebenso wie früher sein Spiellied. Der Brahmane, der nicht ahnte, daß die Keuschheit seines Mädchens vernichtet sei, sagte: „Außer meinem Mädchen", aber obgleich er das sagte, verlor er. Der König, der Bescheid wußte, sagte: „Brahmane, warum nimmst du sie aus? Die Keuschheit deines Mädchens ist vernichtet. Du glaubtest ein Weib behüten zu können, wenn du es vom Mutterleibe an hütetest und an sieben Orten eine Wache

aufstelltest. Ein Weib kann man nicht behüten, auch wenn man es beständig in seinem Leibe mit sich herumtrüge. Es gibt keine Frau, die einem Manne treu ergeben wäre. Dein Mädchen sagte dir, sie hätte Lust zu tanzen, und band dir ein Tuch vors Gesicht, als du die Wīnā spieltest, und ließ dir durch ihren Buhlen einen Schlag mit dem Ellbogen auf den Kopf geben, ehe sie ihn fortschickte. Warum nimmst du sie jetzt aus?" Und er sprach den folgenden Vers:

„Da zog sich der Brahmane mit dem Ziele,
Daß er verhüllten Haupts die Wīnā spiele,
Die Frau vom Mutterschoße her heran!
Nun sag', ob einer Weibern trauen kann?"

So belehrte der Bōdhisatta den Brahmanen. Als der Brahmane die Belehrung des Bōdhisatta vernommen hatte, ging er nach Hause und sagte es dem Mädchen auf den Kopf zu, wie sie gesündigt hätte. „Herr," antwortete sie, „wer sagt das? Ich habe es nicht getan. Ich hab' Euch geschlagen und kein anderer. Wenn Ihr's nicht glauben wollt, will ich einen Eid leisten, daß ich nichts von der Berührung durch die Hand eines anderen Mannes außer Euch weiß. Ich will daraufhin ins Feuer schreiten, und dann werdet Ihr mir wohl glauben." „So soll es geschehen", sagte der Brahmane, ließ einen großen Holzstoß aufschichten, zündete ihn an, ließ das Mädchen kommen und sagte: „Wenn du deiner Sache sicher bist, so schreite ins Feuer!" Das Mädchen aber hatte schon vorher ihre Dienerin unterrichtet: „Mutter, sag deinem Sohne, er solle sich einfinden, und wenn ich ins Feuer schreite, meine Hand ergreifen." Die war hingegangen und hatte es ausgerichtet. Der Spitzbube kam und stellte sich mitten unter die Menge. Entschlossen, den Brahmanen zu täuschen, trat das Mädchen unter die Leute und schickte sich an, in das Feuer zu schreiten, indem sie sprach: „Brahmane, ich weiß nichts von der Berührung durch die Hand eines anderen Mannes außer dir. So wahr das ist, soll mich dies Feuer nicht verbrennen!" In diesem Augenblick rief der Spitzbube: „Seht, was der Hauspriester-

brahmane macht! Ein solches Weib läßt er ins Feuer schreiten!“ trat hinzu und ergriff das Mädchen bei der Hand. Sie machte die Hand frei und sagte zu dem Hauspriester: „Herr, meine Eidesleistung ist vereitelt. Ich kann nicht ins Feuer schreiten.“ — „Warum nicht?“ — „Eben habe ich den Eid geleistet, daß ich nichfs von der Berührung durch die Hand eines anderen Mannes außer meinem Gatten wüßte, und jetzt hat mich dieser Mann an der Hand gefaßt.“ Da sah der Brahmane ein, daß er von ihr betrogen worden sei, prügelte sie und ließ sie aus dem Hause werfen.

So sind wirklich die Frauen voller Schlechtigkeit. Und wenn sie eine noch so große Sünde begangen haben, so denken sie sich, um ihren Gatten zu betrügen, allerlei aus und schwören den ganzen Tag lang, sie hätten es nicht getan. Darum heißt es:

„Die Weiber sind voll Lug und Trug,
die Wahrheit gibt es nicht für sie.
Des Fisches Spur im Wasser gleicht
ihr Wesen. Du erkennst es nie.

Die Wahrheit ist dem Weib wie Lug
und wie die Lüge wahres Wort.
Gleichwie die Kuh vom hohen Gras,
so nascht das Weib bald hier, bald dort.

Das Weib ist tückisch, grausam stets,
es lügt mit zuckersüßem Mund.
Kein Trug ward in der Welt erdacht,
der nicht dem Weibe wäre kund.“

27. Sussondī

Einstmals herrschte in Benares ein König namens Tamba. Seine erste Gemahlin hieß Sussondī, die war wunderschön. Damals wurde der Bōdhisatta im Schoße eines Supanna wiedergeboren. Zu jener Zeit nannte man die Nāgainsel die Insel Sēruma. Auf dieser Insel wohnte der Bōdhisatta im Su-

pannaschlosse. Er pflegte nach Benares zu gehen und mit König Tamba in menschlicher Gestalt Würfel zu spielen. Als die Leute gesehen hatten, wie hervorragend schön er war, erzählten sie der Sussondī: „Mit unserem König spielt ein Mann Würfel, der sieht so und so aus." Da bekam sie den Wunsch, ihn zu sehen. Eines Tages legte sie ihren Schmuck an, begab sich in den Spielsaal und betrachtete ihn, in der Mitte ihrer Dienerinnen stehend. Auch er betrachtete die Königin, und die beiden verliebten sich ineinander. Durch seine Zaubermacht bewirkte der Supannakönig, daß sich in der Stadt ein Sturm erhob. Aus Angst, daß das Haus einstürzen könnte, liefen die Leute aus dem Königspalast heraus. Nun ließ er durch seine Zaubermacht eine Finsternis entstehen, ergriff die Königin und flog durch die Luft mit ihr nach seinem Schlosse auf der Nāgainsel. Es war aber niemand, der gewußt hätte, woher Sussondī gekommen oder wohin sie gegangen sei. Der Supanna pflegte mit ihr der Liebe und ging wie gewöhnlich hin und spielte mit dem Könige.

Der König hatte aber einen Musikanten, Sagga mit Namen. Da er nicht wußte, wohin die Königin gegangen war, wandte er sich an den Musikanten und gab ihm den Auftrag: „Mache dich auf, zieh alle Straßen zu Wasser und zu Lande und sieh, wohin die Königin gegangen ist!" Der nahm sein Reisegeld, begann seine Nachforschungen bei dem Dorf am Stadttor und kam allmählich nach Bharukatschtscha. Zu der Zeit gingen Kaufleute aus Bharukatschtscha zu Schiff nach dem Goldlande. Er trat an sie heran und sagte: „Ich bin ein Musikant. Anstatt euch Fahrgeld zu zahlen will ich euch Musik machen. Nehmt mich mit!" Die waren einverstanden, ließen ihn einsteigen und stießen ab. Als das Schiff nun sanft dahinglitt, riefen sie ihn herbei und sagten: „Mach' uns Musik!" — „Ich möchte schon Musik machen. Wenn ich aber Musik mache, werden die Fische aufgeregt hin und her schnellen; dann wird euer Schiff zerschmettert werden." — „Wenn ein gewöhnlicher Mensch Musik macht, gibt es keine solche Aufregung unter den Fischen. Fang nur an!" „Dann seid mir aber nicht böse", sagte er,

stimmte die Wīnā und spielte, den Klang der Saiten zu den Tönen des Gesanges stimmend. Von diesen Klängen berauscht, schnellten die Fische hin und her; ein Delphin aber sprang hoch, fiel auf das Schiff nieder und zertrümmerte es. Auf einer Planke liegend, ließ sich Sagga vom Winde treiben und landete auf der Nāgainsel bei einem Feigenbaume am Palaste des Supanna. Die Königin Sussondī pflegte, wenn der Supannakönig fortgegangen war, um Würfel zu spielen, aus dem Palast herabzusteigen, und als sie am Ufer spazierenging, erblickte sie den Musikanten Sagga, erkannte ihn wieder und fragte ihn: „Wie bist du hierhergekommen?" Er erzählte alles. „Hab' nur keine Furcht", beruhigte sie ihn, nahm ihn in ihre Arme, geleitete ihn in den Palast hinauf und bettete ihn auf einem Ruhelager. Als er sich dann erholt hatte, reichte sie ihm himmlische Speise, badete ihn in himmlischem Duftwasser, kleidete ihn in himmlische Gewänder, schmückte ihn mit himmlisch duftenden Blumen und bettete ihn wieder auf einem himmlischen Lager. So wartete sie seiner. Wenn der Supannakönig gekommen war, versteckte sie ihn; wenn er aber fortgegangen war, genoß sie mit ihm der Liebe. Nach einem oder einem halben Monat landeten Kaufleute aus Benares, um Holz und Wasser einzunehmen, am Fuße des Feigenbaumes auf dieser Insel. Der Musikant bestieg mit ihnen das Schiff, fuhr nach Benares, und sowie er den König sah, der gerade Würfel spielte, griff er zur Wīnā und trug unter Musikbegleitung den ersten Vers vor:

„Es duften süß die Timiras,
es rauscht die seichte See.
Sussondī, Tamba, weilet fern;
mich quält der Liebe Weh."

Als der Supanna das gehört hatte, sprach er den zweiten Vers:

„Wie kamst du hin nach Sēruma?
Wie fuhrst du übers Meer?
Sprich, Sagga, zwischen ihr und dir
wie kam es zum Verkehr?"

Darauf sprach Sagga drei Verse:

„Von Bharukatschtscha auf Erwerb
zog aus die Kaufmannsschar.
Delphinzerschmettert sank ihr Schiff,
ein Brett mir Rettung war.

Das sandelduft'ge, seel'ge Weib,
sie bettete mich warm.
Ich ruht' in ihrem Schoße weich
wie in der Mutter Arm.

Sie bot mir Lager und Gewand,
bot Speis und Trank dazu,
Sie bot sich selbst verschämten Blicks.
Jetzt weißt die Wahrheit du!"

Während der Musikant noch redete, wurde der Supanna von Reue erfüllt. „Obgleich ich im Supannapalaste wohne," dachte er, „konnte ich sie nicht bewachen. Was soll mir diese Lasterhafte?" Und er brachte sie zurück, gab sie dem Könige und ging fort. Seitdem kam er nicht wieder.

28. Die Frau im Kasten

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte in bezug auf einen Mönch, der sich fortsehnte. Als nämlich der Meister den Mönch fragte: „Sie sagen, Mönch, daß du dich fortsehnst. Ist das wahr?" erwiderte er: „Es ist wahr, Ehrwürdiger." „Warum, o Mönch," sagte der Meister, „trägst du Verlangen nach dem Weibe? Das Weib ist unanständig und undankbar. In der Vorzeit haben Dānawa-Rakkhasas ein Weib verschluckt und es in ihrem Bauche aufbewahrt und vermochten doch nicht, es zu hüten und in der Treue gegen den einen Mann zu erhalten. Wie solltest du das können?" Und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, war der Bôdhisatta, nachdem er die Lüste aufgegeben hatte, in den Himalaja gezogen, war Einsiedler geworden, entwickelte die verschiedenen übernatürlichen Kräfte und Stufen der Versenkung und lebte, sich von wilden Früchten ernährend. Unweit seiner Laubhütte hauste ein Dânawa-Rakkhasa. Der pflegte von Zeit zu Zeit zu dem großen Wesen zu gehen und der Predigt zu lauschen. Es war aber seine Gewohnheit, sich im Walde an einer Straße, die viel von Menschen begangen wurde, aufzustellen, die Leute zu packen und sie aufzufressen.

Zu der Zeit war im Kâsireiche ein Mädchen aus vornehmem Geschlecht von ganz hervorragender Schönheit. Die war in einem gewissen Grenzdorf verheiratet. Eines Tages, als sie von einem Besuch ihrer Eltern zurückkehrte, sah der Dânawa die Leute, die sie geleiteten, und brach in furchtbarer Gestalt hervor. Die Leute warfen die Waffen, die sie in den Händen hielten, fort und liefen davon. Als der Dânawa das schöne Weib, das im Wagen saß, erblickte, verliebte er sich in sie. Er schleppte sie in seine Höhle und machte sie zu seiner Frau. Von da ab brachte er ihr geklärte Butter, enthülsten Reis, Fisch, Fleisch und ähnliche Speisen und süße Früchte und gab sie ihr zu essen und schmückte sie mit Gewändern und Schmucksachen. Um sie aber zu hüten, ließ er sie sich in einen Kasten legen, verschluckte den Kasten und bewahrte ihn in seinem Bauche auf.

Eines Tages bekam er Lust zu baden. Er begab sich zu einem Teiche, spie den Kasten aus, nahm die Frau heraus, und nachdem er sie gebadet, gesalbt und geschmückt hatte, stellte er sie dicht bei dem Kasten hin und sagte: „Erfrische deinen Körper ein wenig an der Luft!“ Dann stieg er selbst zum Badeplatz hinab, ging ohne etwas zu argwöhnen eine kleine Strecke weiter fort und nahm ein Bad.

Zur selben Zeit kam ein Widschdschâdhara, der Sohn des Windes genannt, mit einem Schwert umgürtet, durch die Luft daher. Als die Frau ihn erblickte, machte sie mit der Hand ein Zeichen, das bedeutete, er solle kommen. Schnell kam der Widschdschâdhara herunter. Sie aber steckte ihn in den Kasten

und setzte sich, die Ankunft des Dānawa erwartend, oben auf den Kasten. Als sie den Dānawa kommen sah, stellte sie es so an, daß er sie sehen mußte, und bevor er noch bis zu dem Kasten gekommen war, öffnete sie den Kasten, kletterte hinein und legte sich auf den Widschdschādhara und deckte sich mit ihrem Mantel zu. Der Dānawa kam herbei und verschluckte den Kasten, ohne ihn weiter zu untersuchen, in der Meinung, es sei nur sein Weib darin, und machte sich auf den Weg nach seiner Höhle. Unterwegs dachte er: „Es ist lange her, daß ich den Büßer nicht gesehen habe, ich will ihn doch heute aufsuchen und begrüßen", und er begab sich zu ihm. Als der Büßer ihn von weitem kommen sah, erkannte er, daß die beiden in seinem Bauche seien, und redete ihn an, indem er den ersten Vers sprach:

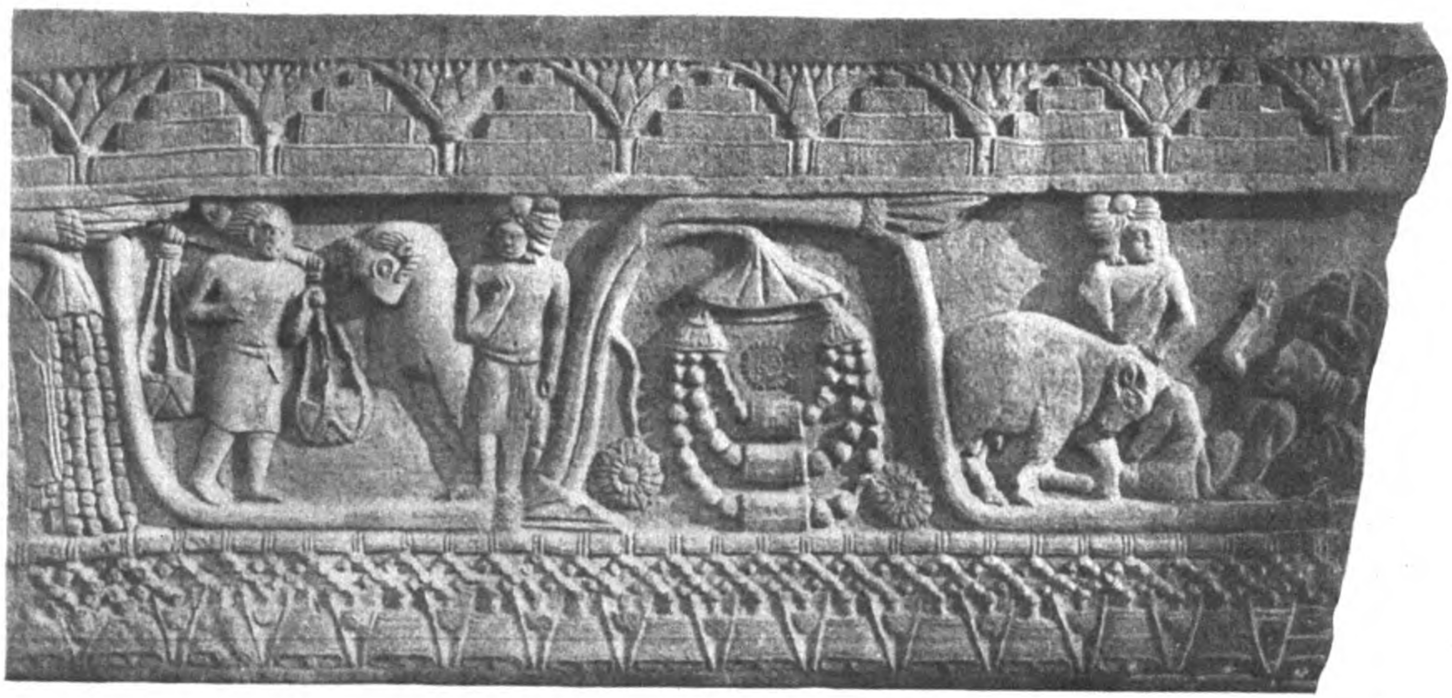
„Woher des Wegs, ihr drei? Ich heiß' euch Lieben
Willkommen. Setzt euch hier auf diese Bank!
Geht es euch gut? Seid ihr gesund geblieben?
Ihr habt mich nicht besucht, wer weiß wie lang!"

Als der Dānawa das vernahm, da dachte er: „Ich bin doch allein zu diesem Büßer gekommen, und er spricht von dreien. Warum sagt er das wohl? Redet er so, weil er den wahren Sachverhalt erkannt hat, oder ist er toll geworden und schwatzt Unsinn?" Er ging zu dem Büßer, begrüßte ihn ehrerbietig und setzte sich ihm zur Seite nieder, und indem er sich mit ihm unterhielt, sprach er den zweiten Vers:

„Ich kam doch ganz allein zu diesem Orte,
Kein andrer gab mir das Geleit zu dir;
Was meintest du denn, Weiser, mit dem Worte:
‚Woher des Wegs, ihr drei?' Das sage mir!"

„Willst du es wirklich hören, mein Freund?" fragte der Büßer. „Ja, Ehrwürdiger." „So höre denn", sagte der Büßer und sprach den dritten Vers:

„Erst du und dann, im Kasten festverschlossen
Und eingesperrt im Bauch, das teure Weib;



Relief am Steinzaun des Stūpa von Bharaut:
Der Brahmane und der Schafbock (Nr. 50)

Da schafft ihr, die du hütest unverdrossen,
Der Sohn des Windes süßen Zeitvertreib."

Als der Dānawa das vernahm, erschrak er und dachte: „Die Widschdschādharas sind voller Listen. Wenn er sein Schwert in die Hand bekommt, wird er mir den Bauch aufschlitzen und wird sich davonmachen", und schnell spie er den Kasten aus und stellte ihn vor sich hin.

Zur Erklärung dieser Begebenheit sprach der Meister, als er vollkommen erleuchtet war, den vierten Vers:

„Der Dämon spie den Kasten aus. Die Worte
Des Sehers machten ihm das Herze bang.
Er fand sein Weib, wie am verborgnen Orte
Sie weißbekränzt des Windes Sohn umschlang."

Kaum aber war der Kasten geöffnet, als der Widschdschādhara einen Zauber flüsterte, sein Schwert ergriff und sich in die Luft erhob. Als das der Dānawa sah, sprach er, mit dem großen Wesen zufrieden und seines Lobes voll, die übrigen Verse:

„Wohl hat Kasteiung dir's zu schaun gegeben:
Ein Narr der Mann, der sich dem Weibe fügt!
Da hab' ich sie gehütet wie mein Leben,
Die mich mit einem andern jetzt betrügt!

In ihrem Dienst verbracht' ich Tag und Nächte,
Wie der Asket im Wald sein Feuer hegt.
Sie tat das Unrecht und wich ab vom Rechte.
Es handelt falsch, wer Weiberfreundschaft pflegt.

Daß mein sie bliebe, drum hab' ich das schlechte
Und geile Weib in meinem Leib gehegt.
Sie tat das Unrecht und wich ab vom Rechte.
Es handelt falsch, wer Weiberfreundschaft pflegt.

Wer traute sich wohl sichre Hut zu finden
Für Weiber mit dem vielgewandten Sinn?

Die Weiber gleichen jähen Höllengründen;
Wer sorglos naht, den raffen sie dahin.

Der fühlt sich glücklich, der ist frei von Leiden,
Der fern vom Weibe seinen Tag verlebt.
Drum muß die Freundschaft mit dem Weibe meiden,
Wer diese höchste Seligkeit erstrebt."

Als der Dānawa so gesprochen hatte, fiel er dem großen Wesen zu Füßen und pries das große Wesen: „Ehrwürdiger, Ihr habt mir das Leben gerettet. Beinahe hätte mich dieses schlechte Weib durch den Widschdschādhara umbringen lassen." Das große Wesen aber unterwies ihn in der Lehre und bewog ihn, die fünf Gebote zu halten, indem er ihm sagte: „Tu ihr nichts Böses! Nimm die Gebote an!" Der Dānawa aber dachte: „Ich konnte sie nicht behüten, obwohl ich sie in meinem Bauche eingeschlossen hielt. Wer wird sie sonst wohl hüten können?" ließ sie laufen und kehrte in seinen Wald zurück.

Als der Meister diese Unterweisung erteilt und die Wahrheiten verkündet hatte, verknüpfte er das Dschātaka: (Als die Verkündigung der Wahrheiten beendet war, erlangte der Mönch, der sich fortgesehnt hatte, die Frucht des Grades der in den Strom Gelangten) „Damals war ich der Büßer, der das göttliche Auge besaß."

29. Die betrogene Ehebrecherin

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, hatte der Bōdhisatta die Sakkawürde inne. Zu der Zeit lebte ein junger Brahmane, der aus Benares stammte. Er hatte in Takkasilā alle Künste studiert und die Meisterschaft im Bogenschießen erworben und wurde daher der kleine geschickte Bogenschütze genannt. Sein Lehrer aber dachte: „Er hat es in der Kunst ebenso weit gebracht wie ich", und gab ihm daher seine Tochter zur

Frau. Er nahm sie und machte sich auf den Weg, nach Benares zu gehen. Auf dem Wege dahin war eine Gegend, die ein Elefant ganz von Menschen entblößt hatte. Niemand wagte zu dem Ort hinaufzusteigen. Obwohl die Leute ihn immer wieder zurückzuhalten versuchten, stieg der kleine geschickte Bogenschütze mit seiner Frau zum Eingang des Waldes hinauf. Mitten im Walde trat ihm der Elefant entgegen. Er schoß ihm einen Pfeil in den Stirnhöcker. Der Pfeil ging durch und durch und kam hinten wieder heraus. Der Elefant fiel auf der Stelle um. Als der geschickte Bogenschütze diesen Ort sicher gemacht hatte, gelangte er weiterhin zu einem andern Walde. Dort aber machten fünfzig Räuber die Straße unsicher. Wieder stieg er zu dem Walde hinauf, obgleich er von den Leuten gewarnt wurde, und gelangte an den Ort, wo jene Räuber sich aufhielten. Sie hatten Wild erlegt, das Fleisch am Wegrande gebraten und waren gerade beim Essen. Als die Räuber ihn mit seiner Frau in ihrem Schmuck und ihren schönen Kleidern kommen sahen, da hatten sie große Lust ihn zu fangen. Der Räuberhauptmann aber verstand sich auf die Merkmale der Menschen und, als er ihn gesehen hatte, erkannte er, daß er ein Mann von ausgezeichneter Art sei, und er erlaubte keinem ihn anzugreifen. Der geschickte kleine Bogenschütze schickte seine Frau zu ihnen: „Geh," sagte er, „bitte sie, auch uns einen Spieß voll Fleisch zu geben, und bringe das Fleisch her!" Sie ging hin und sagte: „Gebt uns einen Spieß voll Fleisch!" „Er ist ein ausgezeichneter Mensch", sagte der Räuberhauptmann und befahl, ihr einen Spieß zu geben. „Er soll wohl essen, was wir gebraten haben?" sagten die Räuber und gaben ihr einen Spieß voll ungebratenem Fleisch. Der Bogenschütze, der eine hohe Meinung von sich hatte, wurde zornig auf die Räuber, weil sie ihm ungebratenes Fleisch gegeben hatten. „Ist er allein ein Mann und sind wir Weiber?" sagten die Räuber und gingen drohend auf ihn los. Da schoß der Bogenschütze neunundvierzig Mann mit neunundvierzig Pfeilen nieder. Den Räuberhauptmann zu erschießen, hatte er aber keinen Pfeil mehr. In seinem Pfeilköcher hatte er nämlich genau fünfzig Pfeile gehabt; mit

einem von ihnen hatte er den Elefanten getötet, mit neunundvierzig die Räuber. So warf er den Räuberhauptmann zu Boden, setzte sich auf seine Brust und ließ sich von seiner Frau das Schwert reichen, um ihm den Kopf abzuschlagen. In dem Augenblick erwachte in ihr die Begierde nach dem Räuberhauptmann. Sie reichte das Schwert so, daß der Räuber den Griff in die Hand bekam, ihr Mann aber die Scheide. Der Räuber faßte den Griff des Schwertes, zog das Schwert heraus und schlug dem Bogenschützen den Kopf ab. Als er ihn getötet hatte, nahm er die Frau mit sich, und als er so mit ihr dahinging, fragte er sie nach ihrer Herkunft. „Ich bin die Tochter eines weltberühmten Lehrers in Takkasilā", entgegnete sie. „Wie hat dich jener Mann denn bekommen?" — „Mein Vater freute sich, weil er es in der Kunst ebensoweit gebracht hatte wie er selbst, und gab mich daher ihm zur Frau. Nun habe ich mich aber in dich verliebt und meinen rechtmäßigen Gatten umbringen lassen." Da dachte der Räuberhauptmann: „Ihren rechtmäßigen Gatten hat sie umgebracht. Hat sie aber erst einen anderen erblickt, so wird sie es mit mir genau ebenso machen. Ich muß sie verlassen."

Als er so mit ihr dahinwanderte, sah er auf dem Wege ein Flüßchen, das für gewöhnlich ganz seicht, zu der Zeit aber voll Wasser war. „Meine Liebe," sagte er, „in diesem Fluß ist ein furchtbares Krokodil, was machen wir nun?" — „Herr, mach aus meinem Obergewand ein Bündel, tu alle meine Schmucksachen hinein und bringe sie ans andere Ufer und dann komm wieder und hole mich!" „Gut", sagte er, nahm alle ihre Schmucksachen, stieg in den Fluß hinab und machte, daß er hinüberkam, als ob er die größte Eile hätte. Dann ließ er sie stehen und ging davon. Als sie das sah, rief sie: „Herr, du gehst davon, als wenn du mich verlassen wolltest. Warum tust du das? Komm, hole mich doch auch hinüber!" und ihm zuredend sprach sie den ersten Vers:

„Sack und Pack, Brahmane, trugst sicher du hinüber.
Mache rasch den Weg zurück! Hole schnell mich über!"

Als der Räuber das gehört hatte, sprach er am anderen Ufer stehend den zweiten Vers:

„Sichern Freund gabst du dahin um den ungewissen.
Alte Liebe ward um mich fremden Mann zerrissen.
Und so tauschst du auch gewiß mich um einen andern.
Meines Bleibens ist hier nicht. Ich will weiter wandern."

„Ich will nun weitergehen, bleib du nur da!" sagte der Räuber und machte sich trotz ihres Jammerns mit ihren Schmucksachen davon. Da war nun die Törin durch ihre Gier nach Abwechslung in solches Leid versetzt. Da sie von allen verlassen war, ging sie in ein Cassiagebüsch, das in der Nähe war, und setzte sich weinend nieder.

In dem Augenblick betrachtete Sakka die Welt und erblickte die durch ihre Gier nach Abwechslung verführte Frau, die um Gatten und Buhlen gekommen war, wie sie weinte. „Ich will ihr ihr Unrecht vorhalten und sie mit Scham erfüllen", sagte er und ging mit Mātali und Pantschasikha dorthin. Am Ufer des Flusses angekommen, sagte er: „Du, Mātali, werde ein Fisch, du, Pantschasikha, werde ein Vogel, ich aber werde ein Schakal werden und ihr mit einem Stück Fleisch im Maule unter die Augen treten. Wenn ich dorthin gegangen bin, spring du, Mātali, aus dem Wasser heraus und fall vor mir nieder! Dann werde ich das Stück Fleisch in meinem Maule fahren lassen und zuspringen, um den Fisch zu packen. In dem Augenblick packe du, Pantschasikha, das Stück Fleisch und schwing dich in die Luft auf, und du, Mātali, schnelle ins Wasser!" „Gut, Herr!" sagten sie. Mātali verwandelte sich in einen Fisch, Pantschasikha in einen Vogel, und Sakka in einen Schakal und trat ihr mit einem Stück Fleisch im Maule unter die Augen. Der Fisch sprang aus dem Wasser und fiel vor dem Schakal nieder. Der ließ das Stück Fleisch in seinem Maule fahren und stürzte sich auf den Fisch; der Fisch aber schnellte in die Höhe und fiel wieder ins Wasser. Der Vogel packte das Stück Fleisch und flog in die Luft; der Schakal aber, der beides nicht bekommen hatte, setzte sich traurig nieder und starrte das Cassia-

gebüsch an. Als die Frau das sah, sagte sie, gleichsam den Nagel auf den Kopf treffend: „Verführt von der Gier nach Abwechslung bekam er weder Fleisch noch Fisch", und brach in ein großes Gelächter aus. Als der Schakal das hörte, sprach er den dritten Vers:

„Wer ist's, der hier im Cassiabusch
so laut aus vollem Halse lacht,
Wo nicht der Hände Schlag noch Tanz
noch Sang die Lust dazu entfacht?
Zu weinen, Schöne, wär' es Zeit;
was ist es, das dich lachen macht?"

Als sie das gehört hatte, sprach sie den vierten Vers:

„Dein bißchen Witz ist offenbar,
du dummer Schakal, arg geschwächt.
Der Fisch ist hin, das Fleisch ist hin.
Nun geht's dir armen Tropfe schlecht."

Darauf sprach der Schakal den fünften Vers:

„Den Fehler andrer sieht man leicht,
den eignen sieht man nicht so recht.
Der Mann ist hin, der Buhle hin.
Mich dünkt, auch dir geht's herzlich schlecht."

Als sie seine Rede gehört hatte, sprach sie den Vers:

„So ist es, Schakal, edles Tier.
Was du mir sagst, es leuchtet ein.
So will ich gehn und meinem Mann
in Treue nun ergeben sein."

Als Sakka die Rede dieses schlechten Weibes, das sich so übel aufgeführt hatte, vernommen hatte, sprach er den Schlußvers:

„Wer erst die irdne Schüssel stiehlt,
stiehlt auch die Schüssel aus Metall.
Wie du dich jetzt vergangen hast,
kommst auch in Zukunft du zu Fall."

Nachdem er sie so mit Scham und Reue erfüllt hatte, ging er wieder an seinen Ort.

30. Sāmā

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta unter dem Räubergestirn in einem Dorfe von Kāsi im Hause eines Haushalters geboren. Als er herangewachsen war, verdiente er sich seinen Lebensunterhalt durch Räubereien und wurde bekannt in der Welt als ein Held von elefantengleicher Stärke. Niemand konnte ihn gefangennehmen. Eines Tages nun brach er im Hause eines reichen Kaufmanns ein und erbeutete viel Geld. Die Bürger gingen zum König und sagten: „Herr, ein großer Räuber plündert die Stadt. Laßt ihn gefangennehmen!" Der König befahl dem Stadthauptmann, ihn gefangenzunehmen. Der stellte zur Nachtzeit bald hier, bald da seine Leute in einzelnen Trupps auf und ließ ihn mitsamt seinen Schätzen gefangennehmen und meldete es dem König. Der Stadthauptmann selbst erhielt vom König den Befehl, ihm den Kopf abzuschlagen. Daher ließ ihm der Stadthauptmann die Arme fest auf den Rücken binden, ließ ihm einen Kranz von roten Kanawēras um den Hals hängen und Ziegelstaub auf den Kopf streuen, und dann führte er ihn unterm Wirbel einer hartklingenden Trommel zum Richtplatz, indem er ihn an jeder Straßenecke mit Peitschen schlagen ließ. Die ganze Stadt geriet in Aufregung: ‚Man hat den Räuber gefangengenommen, der in dieser Stadt alles kahl plünderte!'

Zu der Zeit aber lebte in Benares eine Hetäre, namens Sāmā, die sich für tausend Kahāpanas hingab, die begünstigte Geliebte des Königs, von fünfhundert Hetären umgeben. Die stand im oberen Stockwerk des Palastes am offenen Fenster und sah den Räuber, als er vorüber geführt wurde. Er aber war stattlich anzusehen, von außerordentlicher, berückender Schönheit, einem Gotte gleich vor allen anderen. Als sie sah, wie er dahin

geführt wurde, wurde ihr Herz von Liebe ergriffen, und sie überlegte: „Wie stelle ich es an, diesen Mann zu meinem Gatten zu machen?" Da fiel ihr ein Weg ein. Sie übergab einer ihrer Dienerinnen tausend Kahāpanas für den Stadthauptmann und ließ ihm sagen: „Dieser Räuber ist der Bruder Sāmās; außer Sāmā hat er keinen andern Schutz. Nehmt diese tausend Kahāpanas und laßt ihn frei!" Die Dienerin führte den Auftrag aus. Da sagte der Stadthauptmann: „Dieser Räuber ist allgemein bekannt. Es ist unmöglich, ihn so ohne weiteres freizulassen. Könnte ich aber einen anderen Mann bekommen, so könnte ich diesen hier in einen verdeckten Wagen setzen und ihr schicken." Die Dienerin ging hin und sagte es der Sāmā wieder.

Zu der Zeit aber war der Sohn eines Großkaufmanns in die Sāmā verliebt und gab ihr täglich tausend Kahāpanas. Auch an jenem Tage ging er zur Zeit des Sonnenuntergangs mit tausend Kahāpanas in ihr Haus. Sāmā nahm den Beutel mit den tausend Kahāpanas, legte ihn in ihren Schoß und saß weinend da. Und als er fragte, was sie habe, antwortete sie: „Herr, dieser Räuber ist mein Bruder. Er verkehrte nicht mit mir, weil er sich seines niedrigen Gewerbes schämte. Als ich zum Stadthauptmann sandte, ließ er mir sagen, wenn er tausend Kahāpanas bekäme, würde er ihn freilassen. Jetzt habe ich niemand, um diese tausend Kahāpanas dem Stadthauptmann zu bringen." Weil er in sie verliebt war, sagte er: „Ich will gehen." — „So nimm das Geld, das du gebracht hast, und geh hin!" Der ging damit zum Hause des Stadthauptmanns. Der brachte den Kaufmannssohn an einem verborgenen Orte unter, setzte den Räuber in einen verdeckten Wagen und schickte ihn der Sāmā. Er dachte aber: „Jener Räuber ist im Reiche allgemein bekannt. Es muß erst ganz dunkel werden. Wenn sich dann die Leute verlaufen haben, dann werde ich diesen Mann hinrichten lassen." So ließ er unter einem Vorwand noch eine Weile verstreichen, und als sich dann die Leute verlaufen hatten, führte er den Kaufmannssohn unter starker Bedeckung zum Richtplatz, schlug ihm mit dem Schwerte den Kopf ab,

steckte den Körper auf einen Pfahl und kehrte dann in die Stadt zurück.

Seit der Zeit nahm Sāmā nichts mehr aus der Hand anderer an, sie lebte nur noch, mit dem Dieb sich vergnügend. Ihm kam aber der Gedanke: „Wenn diese Dirne sich in einen anderen verlieben wird, wird sie auch mich umbringen lassen und wird sich mit dem vergnügen. Sie ist ganz außerordentlich verräterisch. Meines Bleibens ist hier nicht länger, ich muß schnell entfliehen." Im Begriff zu gehen, kam ihm aber der Gedanke: „Ich will nicht mit leeren Händen gehen, sondern ihre Schmucksachen mitnehmen." So sagte er denn eines Tages zu ihr: „Liebste, wir hocken immer im Hause wie ein im Käfig eingesperrter Hahn, wir wollen uns doch einmal einen Tag im Park vergnügen." Sie war einverstanden und machte allerlei Speisen, feste und breiartige, zurecht und begab sich, angetan mit all ihrem Schmuck, in einem geschlossenen Wagen mit ihm in den Park. Während er sich mit ihr vergnügte, dachte er: „Nun ist es Zeit für mich zu fliehen." Er begab sich daher mit ihr in ein Kanawēragebüsch, als ob er mit ihr der Liebe pflegen wollte, preßte sie heftig, wie wenn er sie umarmte, machte sie bewußtlos, warf sie nieder, nahm ihr allen Schmuck ab, band ihn in ihr Obergewand, tat das Bündel auf die Schulter, sprang über den Parkzaun und machte sich davon. Als sie wieder zu sich gekommen war, erhob sie sich und begab sich zu ihren Dienerinnen und fragte: „Wo ist der edle Herr?" — „Wir wissen es nicht, Herrin." Da dachte sie: „Er wird wohl geglaubt haben, ich sei tot, und deshalb erschrocken davongelaufen sein", und ging niedergeschlagen von da nach Hause. „Erst wenn ich meinen geliebten Mann wiedergesehen habe, will ich wieder auf dem Prunkbette liegen", sagte sie und legte sich auf die Erde, und von da ab zog sie keine schönen Kleider mehr an, aß nicht mehr zweimal am Tage und gebrauchte keine Wohlgerüche, Kränze und dergleichen mehr. „Ich will den edlen Herrn suchen und auf irgendeine Weise zurückrufen lassen", dachte sie, ließ Spielleute herbeirufen und gab ihnen tausend Kahāpanas. „Was sollen wir tun, Herrin?" fragten

sie. „Es gibt keinen Ort, wo ihr nicht hinkämet. Wenn ihr in Dörfer, Marktflecken oder Königsstädte kommt und eine Vorstellung gebt, dann singt im Kreise der Zuhörer zuerst dies Lied", sagte sie und sprach den Spielleuten den ersten Vers vor. „Wenn ihr dies Liedchen gesungen habt, wird der edle Herr, falls er sich unter den Anwesenden befindet, ein Gespräch mit euch anknüpfen. Dann erzählt ihm, daß ich gesund bin und bringt ihn mir! Wenn er aber nicht kommen will, so laßt es mich wissen!" Damit gab sie den Spielleuten Reisegeld und entließ sie.

Sie zogen von Benares fort und gaben bald hier, bald dort eine Vorstellung und kamen allmählich in ein Grenzdorf. Dort lebte aber der Räuber nach seiner Flucht. Als sie nun dort eine Vorstellung gaben, sangen sie zuerst das Liedchen:

„Die Sāmā, die du einst im Lenz
in deinen Armen preßtest wund
In roter Kanawēras Glut,
die kündet dir, daß sie gesund."

Als der Räuber das gehört hatte, trat er an den Spielmann heran und sagte: „Du sagst, Sāmā lebe, ich glaube es aber nicht." Und so sich mit ihm unterhaltend, sprach er den zweiten Vers:

„Wer glaubte wohl, daß je der Wind
höb' einen Berg vom Erdengrund?
Und doch trüg' eher wohl der Wind
den Berg fort, ja das Erdenrund,
Als daß die tote Sāmā mir
verkündete, daß sie gesund."

Als der Spielmann seine Rede vernommen hatte, sprach er den dritten Vers:

„Wahrhaftig, Sāmā ist nicht tot,
und keinen andern wünscht sie sich.
Nur einmal ißt sie noch am Tag
und denkt in Sehnsucht nur an dich."

Als der Räuber das gehört hatte, sagte er: „Mag sie leben oder tot sein, ich brauche sie nicht mehr.“ Und er sprach den vierten Vers:

„Sichern Freund gab Sāmā auf um den ungewissen.
Alte Liebe ward um mich fremden Mann zerrissen.
Und so tauscht sie auch gewiß mich um einen andern.
Meines Bleibens ist hier nicht. Ich will weiter wandern.“

Die Spielleute gingen und meldeten Sāmā, wie er sich benommen habe. Da bereute sie ihr Verhalten und lebte wieder nach ihrer alten Weise.

31. Prinz Paduma

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta im Schoße von dessen Hauptgemahlin wiedergeboren. Sein Gesicht glich an Schönheit einem aufgeblühten Lotus, und daher gaben sie ihm den Namen Prinz Paduma, das heißt Lotusprinz. Als er herangewachsen war, erlernte er alle Künste. Da starb seine Mutter, und der König machte eine andere zu seiner Hauptgemahlin, dem Sohne aber gab er die Stellung eines Vizekönigs.

Nach einiger Zeit zog der König einmal aus, um ein Grenzland, das sich empört hatte, zu beruhigen. „Meine Liebe,“ sagte er zu seiner Hauptgemahlin, „bleib du hier, ich ziehe fort, das Grenzland zu beruhigen.“ „Ich werde nicht zurückbleiben, Herr,“ antwortete sie, „ich werde auch mitkommen.“ Er aber wies sie auf die Gefahren auf dem Schlachtfelde hin und sprach: „Bleib, bis ich wiederkomme, und sehne dich nicht! Ich werde, bevor ich fortziehe, den Prinzen Paduma beauftragen, sich aufs sorgfältigste um alle deine Angelegenheiten zu bekümmern.“ Er tat, wie er gesagt, zog fort, schlug die Feinde in die Flucht, und nachdem er der Provinz das Glück des Friedens wiedergegeben hatte, kehrte er zurück und schlug außerhalb der Stadt

sein Lager auf. Als der Bôdhisatta erfahren hatte, daß sein Vater zurückgekommen sei, befahl er, die Stadt zu schmücken, und begab sich, als er die Anordnungen im Königspalaste traf, allein zu der Königin. Als sie seine außerordentliche Schönheit wahrnahm, verliebte sie sich in ihn. Der Bôdhisatta begrüßte sie ehrerbietig und fragte sie: „Mutter, ist etwas für dich zu tun?" „Du nennst mich Mutter!" rief sie, sprang auf, ergriff ihn bei der Hand und sagte: „Komm auf mein Lager!" — „Warum?" — „Bis der König kommt, wollen wir beide der Liebe genießen." — „Mutter, du bist meine Mutter und hast einen Gatten. Ich habe noch nie, meinen Sinnen nachgebend, lüstern auf eine verheiratete Frau einen Blick geworfen. Wie sollte ich mit dir solch eine befleckende Tat begehen?" Zwei- oder dreimal forderte sie ihn auf, und als er sich weigerte, sagte sie: „Du willst nicht tun, um was ich dich bitte?" — „Nein, ich tue es nicht!" — „So werde ich mit dem Könige sprechen und ihn veranlassen, dir den Kopf abzuschlagen." — „Tu, wie dir's gefällt!" Mit dieser beschämenden Antwort ging das große Wesen fort. Vor Angst zitternd dachte sie: „Wenn er es seinem Vater zuerst melden wird, so ist es um mein Leben geschehen. Ich selbst will es ihm zuerst mitteilen." Darauf nahm sie keine Speise mehr zu sich, zog sich ein schlechtes, schmutziges Gewand an, brachte Nägelmale auf ihrem Körper an und verständigte ihre Dienerinnen, sie sollten sagen, sie sei krank, wenn der König frage, wo die Königin sei, und dann legte sie sich nieder, indem sie tat, als ob sie krank wäre.

Als der König einen feierlichen Umzug um die Stadt gemacht hatte, stieg er in den Palast hinauf, und als er die Königin nicht sah, fragte er: „Wo ist die Königin?" Und als er hörte, sie sei krank, ging er in das königliche Schlafgemach und fragte: „Fehlt dir etwas, Königin?" Sie stellte sich, als ob sie seine Worte nicht hörte, und als er sie zwei- oder dreimal gefragt hatte, sagte sie: „Großer König, wozu redest du? Schweig doch still! Frauen, die einen Gatten haben, geht es so wie mir!" „Wer hat dir etwas zuleide getan?" antwortete er, „sag' es mir schnell. Ich werde ihm den Kopf abschlagen lassen." —

„Wen hast du in der Stadt zurückgelassen, großer König, als du fortzogst?" — „Den Prinzen Paduma." — „Er ist bei mir eingedrungen. ‚Mein Sohn, tu doch so etwas nicht,' sagte ich zu ihm, ‚ich bin doch deine Mutter!' Er aber schrie: ‚Es gibt keinen König außer mir! Ich werde dich in mein Haus nehmen und der Liebeslust genießen', riß mich an den Haaren hin und her, und da ich nicht tat, was er wollte, schlug er auf mich ein und prügelte mich. Dann machte er sich davon." Wütend wie eine Giftschlange befahl der König, ohne eine Untersuchung anzustellen, den Dienern: „Geht, führt den Prinzen Paduma in Fesseln hierher!" Die eilten, sich wie ein Schwarm über die Stadt ergießend, nach dem Hause des Prinzen, fesselten ihn, schlugen ihn, banden ihm die Hände fest auf den Rücken, hängten ihm einen Kranz von roten Kanawēras um den Hals und führten ihn unter Schlägen wie einen zum Tode verurteilten Verbrecher hin. Es wurde ihm klar, daß das das Werk der Königin sei, und so klagte er, indem er dahinschritt: „Ach, ihr Leute! Ich habe nicht gegen den König gefehlt, ich bin unschuldig!" Die ganze Stadt geriet in Aufregung. Die Leute strömten zusammen und riefen: „Es heißt, der König läßt auf das Wort eines Weibes hin den großen Prinzen Paduma hinrichten!" Und sie fielen dem Prinzen zu Füßen und jammerten laut: „Herr, das hast du nicht verdient!" Sie brachten ihn aber hin und führten ihn dem Könige vor. Als der König ihn erblickte, konnte er sein Herz nicht bezwingen und rief: „Dieser Bursche ist kein König, mag er die Rolle eines Königs auch noch so schön spielen! Er ist mein Sohn und hat sich gegen meine Hauptgemahlin vergangen. Geht, stürzt ihn den Räuberfelsen hinab und macht seinem Leben ein Ende!" Da flehte das große Wesen den Vater an: „Vater, ich habe mir nichts Derartiges zuschulden kommen lassen. Töte mich nicht auf die Rede eines Weibes hin!" Der aber achtete nicht auf seine Worte. Darauf erhoben die sechzehntausend Frauen des Harems ein lautes Geschrei: „Lieber, großer Prinz Paduma, was dir jetzt widerfährt, das hast du nicht verdient!" Und alle die adligen Großen und die übrigen Vornehmen und der ganze Hofstaat von

Ministern sagten: „Herr, der Prinz ist ausgestattet mit den Vorzügen eines guten Charakters und eines trefflichen Wandels, der Erhalter des Geschlechtes, der Erbe des Reiches. Töte ihn nicht auf das Wort eines Weibes hin, ohne die Sache untersucht zu haben! Ein König muß mit Bedacht handeln." Und sie sprachen die sieben Verse:

„Der Fürst bestrafe nicht, bevor
er bis ins kleinste festgestellt,
Nach eigner Prüfung, wieviel Schuld
auch auf die andre Seite fällt.

Der König, der, bevor er straft,
den Fall nicht prüfend ganz durchdringt,
Gleicht einem blindgebor'nen Mann,
der Fisch mitsamt den Gräten schlingt.

Wer den bestraft, der's nicht verdient,
und nicht den, der's verdienet hat,
Weiß nicht, was ‚recht' und ‚nicht recht' ist,
dem Blinden gleich auf rauhem Pfad.

Wer aber solche Punkte wohl
erwogen hat, ob groß, ob klein,
Und danach die Entscheidung trifft,
der mag fürwahr ein Richter sein.

Wie man's durch bloße Milde nicht
zu etwas Großem bringen kann,
So auch durch bloße Strenge nicht.
Man wende daher beides an.

Verachtung trifft den Milden bald,
der allzu Strenge wird verhaßt.
Es hält sich auf dem Mittelweg,
wer dieses beides wohl erfaßt.

Der Leidenschaft entspringt manch Wort,
manch Wort auch haßerfülltem Sinn.

Du darfst den Sohn nicht töten, Herr,
auf eines Weibes Worte hin."

Obwohl die Minister so mit mannigfachen Gründen auf den König einredeten, vermochten sie ihn doch nicht dazu zu bringen, daß er ihren Worten folgte. Auch der Bödhisatta vermochte mit seinem Flehen ihn nicht dazu zu bringen, daß er seinen Worten folgte, sondern von Torheit verblendet, befahl der König: „Geht, stürzt ihn den Räuberfelsen hinab!" indem er den achten Vers sprach:

„Dort steht die ganze Welt und hier
ein Weib, verlassen, ganz allein!
Auf diese Seite stell ich mich.
Fort! Stürzt ihn in die Schlucht hinein!"

Als er so gesprochen hatte, da blieb unter den sechzehntausend Frauen des Königs auch nicht eine unbewegt, und alle Bewohner der Stadt wehklagten, indem sie die Hände rangen und sich die Haare rauften. Der König besorgte, sie würden noch verhindern, daß der Prinz vom Felsen hinabgestürzt würde; so ging er mit seinem Gefolge hin und ließ ihn trotz des Wehklagens der Menge, die Füße nach oben, den Kopf nach unten, den Felsen hinabstürzen. Das Wohlwollen, das der Prinz entwickelte, übte aber solche Macht auf die im Felsen wohnende Gottheit aus, daß sie ihn mit beiden Händen auffing, indem sie ihm tröstend zurief: „Fürchte dich nicht, großer Paduma!" und ihn an ihr Herz drückte, so daß ihn ein himmlischer Schauer durchdrang. Dann stieg sie herab und legte ihn am Fuße des Felsens in der in dem Felsen befindlichen Nāgabehausung dem Nāgakönig mitten in die Haube. Der Nāgakönig nahm den Bödhisatta in die Nāgabehausung auf, teilte seine Herrlichkeit und trat ihm die Hälfte ab.

Als er dort nun ein Jahr gewohnt hatte, sagte er: „Ich will in die Menschenwelt zurückkehren", und als man ihn fragte: „An welchen Ort?" antwortete er: „Ich will in den Himalaja gehen und ein Einsiedler werden." „Gut," sagte der Nāga-

könig, nahm ihn und versetzte ihn wieder in die Menschenwelt, und nachdem er ihm die Ausrüstung eines Einsiedlers gegeben hatte, kehrte er an seinen Ort zurück. Als der Bôdhisatta in den Himalaja gezogen war, wurde er ein Einsiedler nach der Weise der Isis, entwickelte die übernatürlichen Kräfte, die durch Versenkung erworben werden, und lebte dort, sich von den Wurzeln und Früchten des Waldes nährend.

Einstmals kam nun ein Waldläufer aus Benares an diesen Ort. Er erkannte das große Wesen wieder und fragte ihn: „Herr, bist du nicht der große Prinz Paduma?" „Ja, mein Lieber", antwortete er. Da begrüßte ihn der Waldläufer ehrerbietig, und nachdem er einige Tage dort geblieben war, kehrte er nach Benares zurück und berichtete dem König: „Herr, dein Sohn wohnt als ein Einsiedler nach der Weise der Isis in einer Laubhütte in einer Gegend des Himalaja. Ich habe bei ihm gewohnt und komme daher." — „Hast du ihn leibhaftig gesehen?" — „Allerdings, Herr." Darauf zog der König, von einem großen Heere begleitet, dorthin, und nachdem er am Rande des Waldes ein Lager aufgeschlagen hatte, begab er sich von den Ministern begleitet zu der Laubhütte, begrüßte ehrerbietig das große Wesen, das schimmernd wie eine goldene Statue an der Tür der Laubhütte saß, und setzte sich ihm zur Seite nieder. Ebenso begrüßten ihn die Minister ehrerbietig, richteten ein paar freundliche Worte an ihn und setzten sich nieder. Der Bôdhisatta bot dem Könige Waldfrüchte an und richtete ein paar freundliche Worte an ihn. Darauf fragte ihn der König: „Mein Sohn, ich habe dich doch in den tiefen Abgrund werfen lassen. Wie bist du wieder ins Leben zurückgekehrt?" indem er den neunten Vers sprach:

„Du wurdest in die tiefe Schlucht
 gestürzt, die keinen Ausgang bot,
Der meilentiefen Hölle gleich;
 Wie fandest du dort nicht den Tod?"

Von den folgenden fünf Versen sprach abwechselnd drei der Bôdhisatta und zwei der König:

„Ein Nāga aus dem Bergland dort,
an Wuchs und Kraft besondrer Art,
Fing mich in seinen Ringen auf.
So blieb ich vor dem Tod bewahrt."

„Mein Prinz, ich will dich in dein Haus
zurück nun führen. Heil sei dir!
Du sollst das Reich beherrschen. Komm!
Was willst du in der Wildnis hier?"

„Wie der, der eine Angel schluckt
und sie herausreißt samt dem Blut,
Sich frei und froh fühlt, wenn's geschehn,
ist mir auch frei und froh zumut."

„Was ists, was du die Angel nennst?
und was verstehst du unter Blut?
Und was besagt: Er reißt sie aus?
Das wüßt ich gern, erklär's mir gut."

„Die Angel ist die Lust der Welt,
das Blut ist Roß und Elefant.
Wer sie herausreißt, der entsagt.
Nun weißt du, Herr, wie ich's verstand."

„Daher, großer König, bedarf ich der Herrschaft nicht. Du aber herrsche in Gerechtigkeit, indem du die zehn Königspflichten nicht außer acht läßt und dich fernhälst von unrechtem Wandel!" So ermahnte das große Wesen den Vater. Weinend und klagend kehrte der in die Stadt zurück, und unterwegs fragte er die Minister: „Wer ist schuld, daß ich von einem solchen tugendreichen Sohne getrennt bin?" — „Deine Hauptgemahlin, o Herr!" Da ließ sie der König kopfüber den Räuberfelsen hinabstürzen, zog dann in die Stadt ein und regierte in Gerechtigkeit.

32. Unmögliche Bedingungen

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, waren sein Sohn, der junge Brahmadatta, und der Sohn eines Großkaufmanns aus Benares, der junge Mahādhana mit Namen, Freunde seit den Tagen, da sie miteinander im Staube gespielt hatten. Im Hause desselben Lehrers erhielten sie ihre Ausbildung. Nach dem Tode des Vaters folgte ihm der Prinz in der Herrschaft, und auch dann blieb der Sohn des Großkaufmanns bei ihm. In Benares war aber eine Stadtschöne, eine anmutige, liebliche Dirne. Der Sohn des Großkaufmanns gab ihr täglich tausend Kahāpanas und vergnügte sich jederzeit nur mit ihr, und auch, als er nach dem Tode des Vaters die Stellung des Großkaufmanns erlangt hatte, verließ er sie nicht, sondern fuhr fort, ihr täglich tausend Kahāpanas zu geben und sich mit ihr zu vergnügen. Dreimal des Tags pflegte er dem Könige seine Aufwartung zu machen.

Eines Tages nun, als er am Abend dem Könige seine Aufwartung gemacht hatte, ging, während er sich noch mit dem Könige unterhielt, die Sonne unter, und es wurde dunkel. Als er aus dem Königspalast heraustrat, dachte er: „Wenn ich jetzt erst nach Hause gehe, ist es für meinen Besuch zu spät; ich will sogleich in das Haus der Stadtschönen gehen." Er entließ seine Diener und betrat ganz allein ihr Haus. Kaum hatte sie ihn erblickt, so fragte sie: „Herr, habt ihr tausend Kahāpanas mitgebracht?" — „Liebste, heut war es zu spät geworden. Daher bin ich nicht erst nach Hause gegangen, sondern habe meine Diener fortgeschickt und bin ganz allein hierher gekommen, aber morgen werde ich dir zweitausend Kahāpanas geben." Sie dachte: „Wenn ich es ihm heut erlauben werde, wird er auch an anderen Tagen mit leeren Händen kommen; so wird mein Verdienst geschmälert werden. Ich werde es ihm jetzt nicht erlauben." Darauf sagte sie zu ihm: „Herr, wir sind nun einmal Dirnen. Ohne tausend Kahāpanas gibt es kein Ver-

gnügen mit uns, bring die tausend Kahāpanas!" „Liebste, morgen werde ich das Doppelte bringen," bat er wieder und wieder. Die Stadtschöne aber befahl ihren Sklavinnen: „Laßt ihn nicht hier stehen und mich anstarren. Packt ihn am Halse, werft ihn hinaus und schließt die Tür zu! Die taten so. Er aber dachte: „Ich habe mit diesem Weibe ein Vermögen von achthundert Millionen durchgebracht, und da sie mich einen Tag mit leeren Händen sieht, läßt sie mich am Halse packen und hinauswerfen. Ha, das Weibervolk ist schlecht, schamlos, undankbar und treulos!" Und da er sich immer wieder die schlechten Eigenschaften der Weiber ins Gedächtnis rief, wurde er frei von Leidenschaft, erlangte das Bewußtsein der Unreinheit und empfand das Leben im Hause als Qual. „Was soll mir das Leben im Hause?" dachte er, „heute noch will ich hinausziehen und ein Asket werden."

Und ohne wieder nach Hause gegangen zu sein oder den König wiedergesehen zu haben, zog er aus der Stadt hinaus, ging in den Wald, baute sich eine Einsiedelei am Ufer des Ganges, wurde ein Asket, entwickelte die übernatürlichen Kräfte, die durch die Versenkung erworben werden, und lebte dort, von den Wurzeln und Früchten des Waldes sich ernährend. Als der König ihn nicht mehr sah, fragte er: „Wo bleibt mein Freund?" Die Tat der Stadtschönen war in der ganzen Stadt bekannt geworden. Da berichteten sie ihm die Sache und erzählten ihm: „So ist dein Freund, Herr, aus Scham nicht nach Hause gegangen. Er ist, wie wir hören, in den Wald gegangen und ein Asket geworden." Der König ließ die Stadtschöne rufen und fragte sie: „Ist es wahr, daß du, als du eines Tages nicht tausend Kahāpanas erhieltest, meinen Freund am Halse packen und ihn hinauswerfen ließest?" — „Es ist wahr, Herr." — „Du schlechtes, verworfnes Weib, geh schnell dahin, wohin mein Freund gegangen ist, und bring ihn zurück! Wenn du ihn nicht zurückbringst, kostet es dich dein Leben!" Als sie des Königs Worte vernommen hatte, bestieg sie erschrocken den Wagen und zog mit großem Gefolge aus der Stadt hinaus und forschte nach dem Ort, wohin ihr Liebhaber gegangen war.

Als sie ihn durch Umfragen erfahren hatte, begab sie sich dorthin, begrüßte ihn ehrerbietig und bat ihn: „Edler, vergib mir die schlechte Tat, die ich in Torheit und Verblendung begangen habe! Ich will es nicht wieder tun!" „Gut, ich verzeihe dir," antwortete er, „ich hege keinen Groll gegen dich." „Wenn Ihr mir verzeiht," sagte sie darauf, „so besteigt mit mir den Wagen! Wir wollen in die Stadt zurückkehren, und sobald wir in die Stadt gekommen sind, will ich Euch alles Geld, das in meinem Hause ist, geben." Als er ihre Rede vernommen hatte, sagte er: „Liebste, ich kann jetzt nicht mit dir gehen. Wenn aber etwas geschehen sollte, was in dieser Welt nicht geschehen kann, dann könnte ich mit dir gehen," und damit sprach er den ersten Vers:

„Wenn der Ganges ein stiller Lotusteich,
Wenn der Kuckuck an Farbe der Muschel ist gleich,
Wenn die Palmfrucht sprießet am Dschambugezweig,
Dann wird es gewißlich geschehn."

Als er so gesprochen hatte, bat sie wieder: „Komm, wir wollen gehen!" „Wir werden schon gehen," sagte er. „Wann denn?" fragte sie. „Zu der und der Zeit," antwortete er und sprach die übrigen Verse:

„Wenn man einst aus den Haaren der Schildkröte flicht
Ein Gewebe zum Mantel in dreifacher Schicht,
Daß die Kälte des Winters den Körper nicht sticht,
Dann wird es gewißlich geschehn.

Wenn man einst aus den Zähnen von Mücken erbaut
Einen Turm, der weit in die Lande hin schaut,
Und dem man sich sicher vor Einsturz vertraut,
Dann wird es gewißlich geschehn.

Wenn aus Hörnern von Hasen ein Meister geschickt
Einst so hoch eine Leiter zusammengestückt,
Daß hinauf in den Himmel zu steigen ihm glückt,
Dann wird es gewißlich geschehn.

Wenn die Mäuse die Leiter dann steigen hinauf
Und die Scheibe des Mondes benagen zu Hauf,
So daß Rāhu entfliehet im eiligen Lauf,
Dann wird es gewißlich geschehn.

Wenn ein Fliegenschwarm bis zur Neige trinkt
Einen Krug, der mit Branntwein gefüllet ihm winkt,
Und zur Ruhe auf feurige Kohlen dann sinkt,
Dann wird es gewißlich geschehn.

Wenn den Esel einst zieret ein lieblicher Mund,
Die Lippen wie Bimbas so rot und so rund,
Und wenn dereinst Tanzen und Singen ihm kund,
Dann wird es gewißlich geschehn.

Wenn dereinst es den Krähen und Eulen gefällt,
Im heimlichen Rate zu sitzen gesellt,
Und eifrige Freundschaft zusammen sie hält,
Dann wird es gewißlich geschehn.

Wenn man einstens des Pulasa Blätter benützt
Als Schirm, der sicher vor Regen beschützt,
Sodaß auch kein Tröpflein den Träger besprützt,
Dann wird es gewißlich geschehn.

Wenn ein winziger Sperling dereinst voller Kraft
Den Gandhamādanaberg sich errafft
Und leicht mit dem Schnabel von dannen ihn schafft,
Dann wird es gewißlich geschehn.

Wenn ein Tschētafischlein die Fluten durchquert,
Im Maule ein Schiff, das die See befährt,
Mit Masten und Segeln und Tauen bewehrt,
Dann wird es gewißlich geschehn."

So sprach das große Wesen die elf Verse, indem es unmögliche Bedingungen festsetzte. Als die Stadtschöne die Verse gehört hatte, bat sie das große Wesen um Verzeihung und kehrte

in die Stadt zurück. Sie berichtete dem König die Sache und bat um ihr Leben und erhielt es.

33. Sulasā

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, lebte eine Stadtschöne namens Sulasā. Sie hatte ein Gefolge von fünfhundert Hetären und pflegte tausend Kahāpanas für die Nacht zu nehmen. In derselben Stadt war ein Räuber namens Sattuka, der war stark wie ein Elefant. Zur Nachtzeit brach er in die Häuser der Reichen ein und raubte, soviel ihm beliebte. Die Bürger kamen zusammen und beklagten sich bei dem Könige. Der König befahl dem Stadthauptmann, allenthalben Posten aufzustellen, den Räuber zu fangen und ihm den Kopf abzuschlagen. Man band ihm die Hände auf den Rücken und führte ihn zum Richtplatz, indem man ihn an jeder Straßenecke mit Peitschen schlug. Die ganze Stadt geriet in Aufruhr: ‚Der Räuber ist gefangen!‘

Zu der Zeit stand Sulasā am Fenster und sah auf die Straße hernieder. Als sie den Räuber erblickte, wurde ihr Herz von Leidenschaft ergriffen und sie dachte: „Wenn ich diesen Krieger und starken Helden zu befreien vermag, so will ich dieses schimpfliche Gewerbe aufgeben und mit ihm zusammen leben,“ und sie schickte, ebenso wie es vorher im Kanawēra-Dschātaka erzählt ist, dem Stadthauptmann tausend Kahāpanas, befreite den Räuber und lebte in Freundschaft und Eintracht mit ihm zusammen.

Nach drei oder vier Monaten aber dachte der Räuber: „Ich kann es nicht aushalten immer hier zu leben. Ich kann aber auch nicht mit leeren Händen gehen. Sulasās Schmucksachen sind hunderttausend Kahāpanas wert. Ich will Sulasā töten und die Schmucksachen mitnehmen.“ Eines Tages sagte er nun zu ihr: „Liebste, als ich damals von den Leuten des Königs abgeführt wurde, gelobte ich einer Baumgottheit auf dem

Gipfel eines gewissen Berges eine Spende. Sie bedroht mich nun, da sie die Spende nicht bekommt. Wir wollen ihr die Spende darbringen." — „Gut, Herr, rüste sie zu und schicke sie hin!" — „Liebste, es wäre unpassend sie hinzuschicken; wir beide wollen, angetan mit allem Schmuck, und mit großem Gefolge selbst hingehen und sie darbringen." — „Gut, Herr, dann wollen wir es so machen." Als er sie nun veranlaßt hatte, es so zu machen, sprach er, am Fuße des Berges angelangt: „Liebste, wenn die Baumgottheit die vielen Leute sieht, wird sie die Spende nicht annehmen. Wir beide wollen allein hinaufsteigen und sie ihr darbringen." Sie war damit einverstanden, und er ließ sie das Gefäß mit der Spende tragen. Er selbst legte die fünf Waffen an, und als er den Gipfel des Berges mit ihr erstiegen hatte, befahl er ihr, die Spende unter einem Baum, der an einem hundertmannstiefen Abgrund wuchs, niederzulegen und sagte: „Liebste, nicht um die Spende darzubringen bin ich hierher gekommen. Ich bin gekommen, um dich zu töten, deinen Schmuck zu nehmen und mich davonzumachen. Lege deinen Schmuck ab, mach ein Bündel aus deinem Obergewand und tu ihn hinein!" — „Herr, warum willst du mich töten?" — „Des Geldes wegen." — „Herr, erinnere dich an all das Gute, das ich dir getan habe. Als du gebunden dahingeführt wurdest, habe ich dir das Leben gerettet, indem ich dich gegen den Kaufmannssohn auswechselte und viel Geld bezahlte. Obwohl ich gewöhnt war, täglich tausend Kahāpanas zu bekommen, sehe ich keinen anderen Mann mehr an. So bin ich deine Wohltäterin. Töte mich doch nicht, ich will dir auch viel Geld geben und deine Sklavin sein!" Und indem sie ihn so anflehte, sprach sie den ersten Vers:

„Nimm hin dieses Halsband aus lauterem Gold,
  nimm Perlen und Edelgestein!
Nimm alles, Geliebter, ich geb es dir gern,
  und laß deine Sklavin mich sein!"

Da sprach Sattuka den zweiten Vers:

„Herunter, du Schöne, mit all deinem Schmuck!
Was weinst du und winselst so sehr?
Ich muß dich ja töten. Wie hätt' ich doch sonst
dein Geld zu erhalten Gewähr?"

Durch diesen zweiten Vers, der seine Absichten verriet, wurde es Sulasā klar, warum sie in diese Lage gekommen sei, und sie dachte: „Dieser Räuber wird mir das Leben nicht schenken. Auf listige Weise will ich ihn zuerst den Felsen hinunterwerfen und seinen Tod herbeiführen." Und sie sprach die folgenden beiden Verse:

„So weit mir die Erinnrung reicht,
so lang ich mich besinnen kann,
War niemals mir, ich schwör' es dir,
so lieb wie du ein andrer Mann!

So komm! Ich will umarmen dich,
in scheuer Ehrfurcht dich umgehn.
Für dich und mich gibts sicherlich
von heut ab ja kein Wiedersehn."

Ohne etwas von ihrer Absicht zu ahnen, sagte Sattuka: „Gut, Liebste, komm und umarme mich!" Nachdem Sulasā ihn dreimal ehrerbietig umwandelt und umarmt hatte, sagte sie: „Jetzt will ich dich auf den vier Seiten verehren, Herr." Sie legte zuerst den Kopf auf seine Füße, verehrte ihn dann an den beiden Armseiten und trat dann hinter ihn. Und als ob sie ihn verehren wollte, ergriff die Hetäre, die stark wie ein Elefant war, den Räuber am Hinterteil und stürzte ihn kopfüber in den hundertmannstiefen Schlund. Zu Grus und Mus zerschmettert, fand er auf der Stelle den Tod. Die Gottheit aber, die auf dem Gipfel des Berges lebte, sprach, als sie diese Tat gesehen hatte, die folgenden Verse:

„Es ist ja nicht der Mann allein
in allen Lebenslagen schlau.
In manchen Fällen überlegt
und handelt klug auch eine Frau.

Es ist ja nicht der Mann allein
in allen Lebenslagen schlau.
Im Nu erkennt, was nötig ist,
und handelt klug auch eine Frau.

Es brauchte wahrlich Sulasā
sich zu besinnen keine Zeit.
Sie tötete den Sattuka,
dem Jäger gleich, der schußbereit.

Wer nicht im Nu erkennt, wie hier
zu handeln, wenn Gefahr ihm droht,
Dem Räuber gleich am Bergeshang,
aus Dummheit findet der den Tod.

Wer aber schnell erkennt, wie hier
zu handeln, wenn Gefahr ihm droht,
Wie Sulasā von Sattuka,
befreit sich der aus Feindesnot."

Als Sulasā den Räuber getötet hatte, stieg sie vom Berge herab und begab sich zu ihrer Dienerschaft. Als die fragten, wo der Herr sei, antwortete sie: „Fragt mich nicht nach ihm!" bestieg ihren Wagen und fuhr in die Stadt zurück.

34. Sambulā

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf die Königin Mallikā. Die Geschichte ist ausführlich im Kummāsapindadschātaka erzählt worden. Weil Mallikā dem Tathāgata drei Löffel sauren Brei gespendet hatte, wurde sie noch an demselben Tage die Hauptgemahlin des Königs. Sie stand nicht nur immer zuerst auf, sondern war auch mit den vier anderen guten Eigenschaften eines Weibes versehen, sie war durch Wissen ausgezeichnet, eine Verehrerin des Buddha, und ihr Gatte ging ihr über alles. Daß sie aber ein Weib

war, dem der Gatte über alles ging, wurde in der ganzen Stadt bekannt. Eines Tages begannen nun die Mönche in der Lehrhalle ein Gespräch: „Brüder, die Königin Mallikā, sagt man, ist ein pflichttreues Weib, dem der Gatte über alles geht." Da kam der Meister herzu und fragte: „Wovon sprecht ihr jetzt, ihr Möche, während ihr hier beieinander sitzt?" „Von dem und dem," antworteten sie. „Nicht nur jetzt, ihr Mönche, sondern auch früher schon war die Königin ein Weib, dem der Gatte über alles ging," sagte der Meister und erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals war der Bōdhisatta der Sohn des Königs Brahmadatta, Sotthisēna mit Namen. Als er herangewachsen war, übertrug ihm der König das Amt eines Vizekönigs. Seine Hauptgemahlin hieß Sambulā. Sie war von außerordentlicher Schönheit; von ihrem Körper ging ein Glanz aus, so daß sie wie die Flamme einer Lampe erschien, die am windstillen Orte brennt. Nach einiger Zeit befiel den Körper des Sotthisēna der Aussatz; die Ärzte vermochten ihn nicht zu heilen. Als der Aussatz aufgebrochen und der Prinz ekelerregend geworden war, da ging er in sich und dachte: „Was soll ich mit der Herrschaft anfangen? Ich will einsam im Walde sterben." Er ließ es also dem Könige ankündigen, ließ den Harem im Stich und zog hinaus. Obgleich er auf viele Weise versuchte, Sambulā zurückzuhalten, ließ sie sich nicht zurückhalten, sondern sagte: „Ich werde dich im Walde pflegen, mein Gatte," und zog mit ihm hinaus. Nachdem er in den Wald gekommen war, machte er eine Laubhütte in einer Gegend, die Schatten und Wasser bot und in der Früchte von allerlei Art leicht zu erlangen waren, und blieb dort wohnen. Die Königstochter pflegte ihn. Und wie machte sie das? Früh morgens stand sie auf und fegte die Einsiedelei, stellte Wasser zum Trinken hin, reichte ihm Zweige zum Reinigen der Zähne und Waschwasser, und wenn er sich das Gesicht gewaschen hatte, stampfte sie verschiedenartige Heilkräuter und bestrich damit seine Wunden. Dann gab sie ihm allerlei süße Früchte zu essen, ließ ihn sich den Mund

spülen, und nachdem er sich die Hände gewaschen hatte, verabschiedete sie sich mit den Worten: „Nimm dich wohl in acht, Herr!" nahm Korb, Spaten und Haken und ging in den Wald, um allerlei Früchte zu sammeln. Wenn sie dann Früchte geholt hatte, stapelte sie sie in der Nähe auf, holte Wasser in einem Kruge und wusch den Sotthisēna mit verschiedenen Pulvern und Tonarten. Dann reichte sie ihm wieder allerlei süße Früchte und bot ihm zum Schlusse der Mahlzeit duftendes Wasser an. Dann aß sie selber von den Früchten, bereitete ihm aus Brettern ein Lager, und wenn er sich darauf niedergelegt hatte, wusch sie ihm die Füße und behandelte ihm Kopf, Rücken und Füße und legte sich dann zur Seite seines Lagers nieder. Auf diese Weise pflegte sie ihren Gatten.

Als sie eines Tages beschäftigt war, allerlei Früchte aus dem Walde zu holen, erblickte sie eine Berggrotte. Sie nahm den Korb vom Kopfe, trat an den Rand der Grotte und beschloß hinabzusteigen, um zu baden. Nachdem sie ihren Körper mit Gelbwurz abgerieben und gebadet hatte, stieg sie mit schön gewaschenem Körper heraus, kleidete sich in ihr Bastgewand und blieb am Rande der Grotte stehen. Durch den Glanz ihres Körpers wurde aber der ganze Wald von Licht erfüllt. In diesem Augenblick erblickte sie ein Dānawa, der umherschweifte, um sich Nahrung zu suchen. Sein Herz wurde von Liebe ergriffen, und er sprach die beiden Verse:

„Wer bist du in der Höhle dort
Von Angst erfüllt am öden Ort?
In Schönheit schimmerst du fürwahr.
Wie fest erscheint der Schenkel Paar!
Und deinen Leib, mich deucht, umspannt
Ein Mann dir leicht mit einer Hand.
Nun gib mir Antwort schlecht und recht:
Wie ist dein Name, dein Geschlecht?

Wie lieblich strahlt durch dich der Wald,
Des Leun und Tigers Aufenthalt!
Wer bist du, oder welchem Mann

Gehörst du, schlanke Schöne, an?
Willkommen mir! Ich grüße dich
Als Freund. Ein Dānawa bin ich."

Als sie seine Rede gehört hatte, sprach sie drei Verse:

„Ein Königssohn im Kāsiland,
Als Sotthisēna wohlbekannt,
Der ist mein Gatte, Dānawa.
Ich selber heiße Sambulā.
Willkommen mir! Ich grüße dich
Als Freundin. Sambulā bin ich.

Als Siecher lebt im Wald dahin
Der Sprosse der Wideherin.
Er hat in seiner Krankheit Pein
Als Pflegerin nur mich allein.

Bald Wildkorn, Honig, bald ein Rest
Von Fleisch, wie ihn das Raubtier läßt, —
Er ißt, was ich ihm trag' ins Haus.
Mich dünkt, er schaut schon danach aus."

Nun folgen Verse, die die Rede und Gegenrede des Dānawa und der Sambulā enthalten.

„Was willst du, schöne Sambulā,
Im Walde diesen Prinzen da
Noch pflegen, diesen kranken Mann?
Nimm mich als Schutz und Gatten an!"

„Vergrämt, verkümmert wie ich bin,
Schwand meine Schönheit längst dahin.
Herr, wähl' ein andres Weib, nicht mich!
Denn Schönre gibt es sicherlich."

„Auf meinen Berg lad' ich dich ein.
Vierhundert Frauen nenn' ich mein.
Du sollst an ihrer Spitze stehn,
Mit allen Freuden reich versehn.

Was immer nur dein Herz begehrt,
Wird reichlich dir bei mir gewährt.
Komm, die du strahlst wie eitel Gold,
Und sei im Liebesspiel mir hold!

Behagt dir aber nicht der Plan,
Als Königin mich zu umfahn,
Verspeis' ich dich in aller Ruh.
Mich dünkt, zum Frühstück reichtest du."

Der Menschenfresser mit dem Zopf
Aus sieben Strähnen um den Kopf,
Aus dessen Munde furchtbar dräun
Der Zähne weißgebleckte Reihn —
Er packt' am Arme Sambulā.
Kein Retter war im Walde nah.

Als sie der grause Dämon fing,
Sein Blick voll Blutgier an ihr hing,
Da litt sie, ob vom Feind bedroht,
Doch nur des Gatten wegen Not.

„Nicht das ist's, was mich so beschwert,
Daß mich der Rakkhasa verzehrt.
Daß jetzt des edlen Gatten Herz
Sich von mir wendet, macht mir Schmerz.

Es gibt keine Götter, sie sind wohl verreist!
Ach, es gibt keine Hüter der Welt!
Denn wilde Gewalttat verübt man hier dreist,
Und kein Wehrer ist ihnen bestellt."

Da zitterte durch die Macht ihrer Tugend Sakkas Palast, und sein mit einer weißen Wolldecke versehener Steinsitz zeigte Zeichen von Hitze. Als Sakka nach einigem Nachdenken die Ursache erkannt hatte, nahm er seinen Donnerkeil und kam eilig herbei und sprach, über dem Dānawa stehend, den folgenden Vers:

„Die Krone der Frauen im Kranze der Ehren
Ist diese, so sanft und so mild
Und dennoch wie Feuer so wild.
Denn wirst du, o Dämon, dies Mädchen verzehren,
Zerspringt dir wohl, eh du's geglaubt,
In sieben Stücke dein Haupt.
Drum töte nicht, lasse sie fahren,
Die dem Gatten die Treue will wahren!"

Als der Dānawa das gehört hatte, ließ er Sambulā frei. Sakka, besorgt, daß er so etwas wieder tun könnte, band den Dānawa mit einer Zauberkette und ließ ihn, damit er nicht wiederkäme, erst in der dritten Bergmulde frei. Dann ermahnte er die Königstochter, im Eifer nicht nachzulassen, und ging wieder an seinen Wohnort. Auch die Königstochter erreichte, als die Sonne untergegangen war, im Mondschein die Einsiedelei.

Um diese Sache klar zu machen, sprach der Meister acht Verse:

„Der Menschenfresser ließ sie frei.
Sie eilte zur Einsiedelei.
So eilt ein Falke wohl zum Horst,
Den er gebaut im Bergesforst.

Gar angstvoll spähte Sambulā,
Doch niemand war zum Schutze da
Im Wald. Da jammert' in den Wind
Verwirrt das edle Königskind:

‚Den Büßern und Brahmanen Preis,
Den frommen Isis gleicherweis!
Der Prinz ist fern. Seid ihr denn gut
Und nehmt mich auf in eure Hut!

Den Leun sei Preis, den Tigern hier
Und allem andern Waldgetier!
Der Prinz ist fern. Seid ihr denn gut
Und nehmt mich auf in eure Hut!

Preis Kraut und Gras, und was als Halt
Den Baum umschlingt, und Berg und Wald!
Der Prinz ist fern. Seid ihr denn gut
Und nehmt mich auf in eure Hut!

Preis dir, du lotusblaue Nacht
Mit deiner Sterne Strahlenpracht!
Der Prinz ist fern. Sei du denn gut
Und nimm mich auf in deine Hut!

Preis Gangā dir, der Ströme Schoß,
Bhagīratha's hochheilger Sproß!
Der Prinz ist fern. Sei du denn gut
Und nimm mich auf in deine Hut!

Preis dir, du ragend Felsengrat,
Der Berge König, Himawat!
Der Prinz ist fern. Sei du denn gut
Und nimm mich auf in deine Hut!"

Als Sotthisēna sie so jammern sah, dachte er: „Die jammert da über die Maßen, aber ich weiß nicht, was sie fühlt. Wenn sie es aus Liebe zu mir täte, würde ihr auch das Herz brechen. Ich werde sie einmal auf die Probe stellen." Und er ging hin und setzte sich an der Tür der Laubhütte nieder. Wehklagend kam auch sie an die Tür der Laubhütte, fiel ihm zu Füßen und sagte: „Wohin warst du gegangen, Herr?" „Meine Liebe," erwiderte er, „an andern Tagen pflegst du nicht zu dieser Zeit zu kommen. Heut kommst du sehr spät am Abend." Und fragend sprach er den Vers:

„Vieledle Königstochter, lang,
Sehr lange dauerte dein Gang.
Mit welchem Manne trafst du dich?
Wen hast du lieber denn als mich?"

„Mein Gatte," antwortete sie, „als ich mit allerlei Früchten daherkam, erblickte ich einen Dānawa; der entbrannte in Liebe zu mir. Er ergriff mich bei der Hand und sagte: ‚Wenn du

nicht nach meinen Worten tust, werde ich dich fressen.' Ich aber klagte zu der Zeit so, indem ich nur deinetwegen Schmerz empfand," und darauf sprach sie den Vers:

„Das ist es, was ich schon gestand,
Als mich gepackt des Feindes Hand:
Nicht das ist's, was mich so beschwert,
Daß mich der Rakkhasa verzehrt;
Daß jetzt des edlen Gatten Herz
Sich von mir wendet, macht mir Schmerz."

Darauf erzählte sie ihm, was sich sonst noch ereignet hatte: „Als mich aber der Dānawa gepackt hatte, Herr, und ich außerstande war, mich selbst zu befreien, da brauchte ich Worte, die Götter aufzureizen. Da kam Sakka, den Donnerkeil in der Hand, herbei und drohte, in der Luft stehend, dem Dānawa und befahl ihm mich loszulassen, und dann band er ihn mit einer Zauberkette und schleuderte ihn in die dritte Bergmulde, und dann ging er fort. So rettete mir Sakka das Leben." Als Sotthisēna dies gehört hatte, sagte er: „Es mag sein, meine Liebe, doch bei den Weibern ist Wahrheit schwer zu finden; auf dem Himalaja leben viele Waldläufer, Büßer, Widschdschādharas und ähnliche Gesellen. Wer wird dir glauben?" Und er sprach den Vers:

„Die Weiber sind voll Lug und Trug,
die Wahrheit gibt es nicht für sie.
Des Fisches Spur im Wasser gleicht
ihr Wesen. Du erkennst es nie."

Als sie seine Rede vernommen hatte, sprach sie: „Mein Gatte, ich werde dich, der du meiner Rede nicht glaubst, durch die Kraft meines Eides heilen." Und sie füllte einen Topf mit Wasser, und indem sie eine Wahrheitsbetätigung ausführte, goß sie ihm das Wasser auf den Kopf, wobei sie den Vers sprach:

„So helfe mir der heilge Eid
— er wird mir helfen allezeit —:

Kein andrer Mann, ich schwör's dir zu,
Ist mir so lieb und traut wie du.
Ist aber wahr dies Wort, so sei
Du jetzt von deinem Siechtum frei!"

Kaum hatte sie unter Ausführung der Wahrheitsbetätigung das Wasser ausgegossen, als Sotthisēna's Aussatz verschwand wie Kupferrost, den man mit Säure abwäscht. Ein paar Tage blieben sie noch dort, dann verließen sie den Wald, zogen nach Benares und begaben sich in den Park. Als der König ihre Ankunft erfahren hatte, ging er in den Park und richtete dort sofort den Schirm für Sotthisēna auf, Sambulā aber ließ er zu seiner Hauptgemahlin weihen. Dann bereitete er ihnen den Einzug in die Stadt. Er selbst aber wurde ein Einsiedler nach der Weise der Isis und nahm seine Wohnung im Parke, er speiste aber immer im Königspalaste.

Sotthisēna aber räumte der Sambulā nur die Stellung der Hauptgemahlin ein; irgendwelche Ehrung wurde ihr indessen nicht zuteil. Sie war gar nicht für ihn vorhanden, er vergnügte sich nur mit anderen Frauen. Aus Eifersucht wurde Sambulā mager und bleich und bleicher, und die Adern traten auf ihrem Körper hervor. Eines Tages begab sie sich, um ihren Kummer zu verscheuchen, zu ihrem Schwiegervater, dem Büßer, als er zum Essen gekommen war. Als er sein Mahl beendet hatte, begrüßte sie ihn ehrerbietig und setzte sich zu ihm. Als er sie in ihrem matten Zustand erblickte, sprach er den Vers:

„An siebenhundert edle Elefanten
bewachen uns gerüstet Tag und Nacht,
Dazu noch sechzehnhundert Bogenschützen.
Wo ist der Feind denn, der dir Sorgen macht?"

Als sie seine Rede vernommen hatte, sagte sie: „Herr, dein Sohn ist gegen mich nicht mehr wie früher", und sie sprach die fünf Verse:

„Schlankgliedrige Mädchen, die Haut wie Saflor,
Schmuckstrahlend und girrend wie Hangsas so süß,

Umschmeicheln mit Lachen und Liedern sein Ohr,
Daß die einstige Liebe zu mir ihn verließ.

Geschmückt, mit den goldenen Reifen im Haar,
So schön, daß man Feen zu schauen vermeint,
Untadligen Wuchses, berückt ihn die Schar
Der Töchter des Adels, in Lieb' ihm vereint.

Ach, da ich im Wald ihn mit Beeren genährt,
Ach Vater, ach, kehrte die Zeit doch zurück!
Nicht wär' ich verstoßen, ich wäre geehrt.
Das wäre mir lieber als all dies mein Glück.

Wär' Essen und Trinken ihr reichlich gewährt,
Und blitzt' ihr Geschmeid' auch so blink und so blank,
Die Frau, die der Liebe des Gatten entbehrt,
Sie stürbe weit besser den Tod durch den Strang.

Die Frau, die von Armut und Elend bedrückt,
Die Matte zum Lager, in Not sich verzehrt,
Ist reicher, durch Liebe des Gatten beglückt,
Als die, die im Reichtum der Liebe entbehrt."

Als sie so dem Büßer den Grund ihres Dahinschwindens erzählt hatte, ließ der Büßer den König kommen und sprach: „Lieber Sotthisēna, als du, von der Krankheit des Aussatzes befallen, in den Wald zogest, da zog dein Weib mit dir und pflegte dich und brachte durch die Kraft ihres Eides deine Krankheit zum Schwinden und machte es dir so möglich, den Thron zu besteigen. Und das ist dasselbe Weib, von dem du jetzt nicht einmal weißt, wo sie steht oder sitzt. Ungehörig ist dein Benehmen! Undankbarkeit ist eine Sünde." Und indem er den Sohn ermahnte, sprach er den Vers:

„Die Gattin, die treu ihrem Gatten, ist rar,
Und selten hält Treue dem Weibe der Mann.
Doch dein Weib hat Tugend und Treue fürwahr.
Nimm, Fürst, denn als Muster die Sambulā an!"

Als er den Sohn so ermahnt hatte, stand er auf und ging fort. Als der Vater fortgegangen war, ließ der König die Sambulā kommen und sagte: „Meine Liebe, alle die Zeit über hab ich dir unrecht getan. Verzeihe mir! Von jetzt ab übergebe ich dir allein die ganze Herrschaft", und er sprach den Schlußvers:

„Eh du, trotz des Glanzes, den Reichtum dir gab,
Aus Eifersucht wählest den bitteren Tod,
Werd' ich und die Schar dieser Mädchen fortab,
O Liebste, gehorchen nur deinem Gebot."

Von da ab lebten die beiden in Eintracht zusammen, und nachdem sie Almosen gespendet und andre verdienstliche Werke getan hatten, fuhren sie dahin nach ihren Werken. Der Büßer aber wurde, nachdem er die verschiedenen übernatürlichen Kräfte, die durch Versenkung erworben werden, erlangt hatte, ein Bewohner der Brahmawelt.

Als der Meister diese Unterweisung erteilt hatte, sagte er: „Nicht nur jetzt, ihr Mönche, sondern auch früher schon war Mallikā ein Weib, dem der Gatte über alles ging." Und dann verknüpfte er das Dschātaka: „Damals war Sambulā die Mallikā, Sotthisēna war der König von Kōsala, der Vater, der Büßer wurde, aber war ich."

35. Der tugendhafte Magha

Einstmals regierte zu Rādschagaha im Magadhareiche der Magadhakönig. Ebenso wie der jetzige Sakka in einem früheren Dasein im Dorfe Matschala im Magadhareiche wiedergeboren wurde, so wurde damals der Bōdhisatta in demselben Dorfe Matschala als Sohn einer vornehmen Familie wiedergeboren. Am Tage seiner Namensgebung gab man ihm den Namen Jung-Magha. Als er herangewachsen war, wurde er unter dem Namen der junge Herr Magha bekannt.

Darauf verheirateten ihn seine Eltern mit einem vornehmen Mädchen aus der gleichen Kaste. Gesegnet mit Söhnen und Töchtern, war er ein Spender von Gaben und pflegte die fünf Gebote zu halten.

Es waren aber in diesem Dorfe dreißig Familien, und an einem bestimmten Tage pflegten die dreißig Familienhäupter mitten im Dorfe stehend die Dorfangelegenheiten zu verhandeln. Der Bōdhisatta scharrte da, wo er sich hingestellt hatte, mit den Füßen den Staub fort und stand dann auf dem schön hergerichteten Platze. Da kam ein anderer und stellte sich auf jenen Platz. Der Bōdhisatta richtete sich einen andern Platz zum Stehen her, auch da stellte sich ein anderer hin. So richtete der Bōdhisatta nacheinander eines jeden Platz schön her. Später ließ er an demselben Orte eine offene Halle errichten; dann ließ er auch die Halle wieder wegreißen und ein Haus zur allgemeinen Benutzung erbauen. Er brachte dort Sitzbänke an und stellte einen großen Krug Wasser auf. In der Folgezeit wurden auch die andern dreißig vom gleichen Streben wie der Bōdhisatta erfüllt. Der Bōdhisatta bewog sie, die fünf Gebote zu halten, und pflegte seitdem in Gemeinschaft mit ihnen verdienstliche Werke zu verrichten. Auch sie verrichteten in Gemeinschaft mit ihm verdienstliche Werke. Frühmorgens standen sie auf, nahmen Messer, Äxte und Stangen zur Hand und hoben mit den Stangen an der Kreuzung der vier Landstraßen und anderswo die Steine heraus und rollten sie zur Seite. Sie hieben die Bäume um, die die Achsen der Wagen behinderten, machten unebene Stellen eben, bauten einen Damm, gruben Teiche, errichteten ein Haus zur allgemeinen Benutzung, spendeten Almosen und hielten die Gebote. So hielten weiter auch alle andern Dorfbewohner unter dem Einflusse der Ermahnung des Bōdhisatta die Gebote. Da dachte ihr Dorfschulze: „Früher, als diese Leute Branntwein tranken und Mord und Todschlag und ähnliche Verbrechen begingen, hatte ich durch den Topfpfennig und andere Abgaben und die Strafgelder Einnahmen, jetzt aber hat sich der junge Herr Magha vorgenommen, sie zu veranlassen, die Gebote zu halten, und erlaubt

ihnen nicht mehr, Morde und ähnliche Verbrechen zu begehen." „Jetzt will ich sie aber lehren, die fünf Gebote zu halten", sagte er, und zornig ging er zum König und sprach: „Herr, es sind viele Räuber da, die beständig die Dörfer plündern und andere Untaten begehen." Als der König seine Rede vernommen hatte, sagte er: „Geh, bring sie her!" Der ging hin, fesselte sie alle, brachte sie herbei und meldete dem König: „Die Räuber sind herbeigebracht, Herr." Ohne ihre Sache untersucht zu haben, befahl der König, sie von einem Elefanten zertreten zu lassen. Darauf hieß man sie alle im Hof des Palastes sich niederlegen und brachte den Elefanten herbei. Der Bôdhisatta aber ermahnte sie: „Seid eingedenk der Gebote und entwickelt ein ebensolches Wohlwollen gegen den Verleumder und den König und den Elefanten wie gegen eure eigene Person." So taten sie. Dann führte man, um sie zu zertreten, einen Elefanten herbei. Der sträubte sich aber, obwohl sie sich alle Mühe gaben, ihn heranzuführen. Unter lautem Gebrüll lief er davon. Sie führten einen Elefanten nach dem andern herbei. Die liefen alle ebenso davon. „Sie müssen irgendein Schutzkraut haben", dachte der König und befahl, sie zu durchsuchen. Die Leute, die sie durchsuchten, fanden aber nichts und meldeten: „Sie haben nichts, Herr." — „Dann werden sie wohl irgendeinen Zauberspruch hersagen; fragt sie, ob sie einen Zauberspruch zum Hersagen haben!" Die Diener des Königs fragten sie danach. „Ja, wir haben einen", antwortete der Bôdhisatta. „Sie sagen, sie hätten einen", berichteten die Diener des Königs. Da ließ sie der König alle zu sich rufen und sprach: „Sagt mir den Zauberspruch, den ihr wißt!" „Herr," antwortete der Bôdhisatta, „einen anderen Zauberspruch besitzen wir nicht, als daß wir alle dreißig nichts Lebendes töten, nichts nehmen, was uns nicht gegeben ist, nicht unzüchtig leben, nicht lügnerische Rede führen und nicht berauschende Getränke trinken, sondern Wohlwollen entwickeln, Almosen geben, den Weg eben machen, Teiche graben oder ein Haus zur allgemeinen Benutzung bauen. Das ist unser Zauberspruch, unser Schutzgebet und unser Heil." Gnädig gestimmt schenkte

ihnen der König die ganze Habe des Verleumders und ihn selbst als ihren Sklaven und schenkte ihnen obendrein noch den Elefanten und das Dorf. Seitdem taten sie nach Herzenslust verdienstliche Werke. „Wir wollen an der Kreuzung der Landstraßen ein großes Haus zur allgemeinen Benutzung bauen", sagten sie und ließen einen Zimmermann kommen und das Haus in Angriff nehmen. Da sie aber die Lust am Weibe abgetan hatten, so gewährten sie den Weibern keinen Anteil am verdienstlichen Werke des Hausbaues.

Zur selben Zeit lebten aber im Hause des Bōdhisatta vier Frauen: Sudhammā, Tschittā, Nandā und Sudschātā. Eine von ihnen, Sudhammā, ging heimlich zu dem Zimmermann. „Bruder, mache, daß mir der Hauptanteil an diesem Hause zufällt", sagte sie und steckte ihm Geld zu. Der war einverstanden. Er ließ einen Baumstamm für die Hausspitze trocknen, hieb ihn zu und bohrte ein Loch hinein, und als er die Spitze fertiggestellt hatte, deckte er sie mit einem Tuche zu und stellte sie beiseite. Als er nun das Haus fertiggestellt hatte und es an der Zeit war, die Spitze aufzusetzen, sagte er: „O weh, ihr Herren, eins haben wir vergessen zu machen!" — „Was denn?" — „Wir müssen eine Spitze haben." — „Gut, dann wollen wir eine holen." — „Man kann sie nicht aus einem frisch gefällten Stamme machen, man muß eine Spitze nehmen, die schon vorher geschnitten und behauen und durchlocht ist und gelagert hat." — „Was machen wir denn jetzt?" — „Man muß nachsehen, ob jemand in seinem Hause eine fertige, verkäufliche Spitze lagern hat." Als sie danach suchten, fanden sie die Spitze im Hause der Sudhammā. Für Geld bekamen sie sie aber nicht. „Wenn ihr mir an dem Hause einen Anteil gewährt, werde ich sie schenken", sagte sie. „Wir gewähren den Weibern keinen Anteil daran", erwiderten sie. Da sagte der Zimmermann zu ihnen: „Ihr Herren, was redet ihr da? Außer der Brahmawelt ist keine andere Stätte den Weibern verschlossen. Nehmt doch die Spitze! Auf die Weise wird unser Werk vollendet werden." „Sei es denn", sagten die, nahmen die Spitze und vollendeten das Haus. Dann brachten sie dort

Sitzbänke an, stellten Krüge mit Wasser auf und hielten auch stets Reiswasser und gekochten Reis bereit. Rund um das Haus führten sie eine Mauer auf, brachten ein Tor darin an, streuten innerhalb der Mauer Sand und pflanzten außerhalb der Mauer eine Reihe Fächerpalmen. Tschittā ließ an diesem Orte einen Park anlegen; und es gibt keinen Blütenbaum und keinen Obstbaum, der dort nicht zu finden gewesen wäre. Nandā ließ an demselben Orte einen entzückenden Teich anlegen, der mit Lotussen von allen fünf Farben bedeckt war. Sudschātā aber tat nichts.

Der Bōdhisatta aber erfüllte die sieben Pflichtgebote, die da sind: die Mutter pflegen, den Vater pflegen, die Ältesten der Familie ehren, die Wahrheit sprechen, nicht unfreundliche Rede führen, nicht verleumderische Rede führen, die Mißgunst unterdrücken. Er gelangte in den preisenswerten Zustand, von dem es heißt:

„Wer seine alten Eltern pflegt,
die Häupter der Familie ehrt,
Wer von Verleumdung fern sich hält,
mit allen freundlich stets verkehrt,
Wer wahres Wort im Munde führt,
den Zorn bemeistert und den Neid —
Die dreiunddreißig Götter selbst
bezeugen dessen Heiligkeit,"

und am Ende seines Lebens wurde er als der Götterkönig Sakka in der Welt der dreiunddreißig Götter wiedergeboren. Auch seine Genossen wurden ebendort wiedergeboren.

Zu der Zeit lebten in der Welt der dreiunddreißig Götter die Asuras. „Was nützt mir eine Herrschaft, die ich mit einem anderen teilen muß", dachte der Götterkönig Sakka und gab den Asuras von dem Göttertrank zu trinken, und als sie betrunken waren, ließ er sie an den Füßen packen und den Absturz des Sinēru hinabwerfen. Sie gelangten in die Asurawelt. Die Asurawelt ist nämlich an der untersten Stufe des Sinēru und ebenso groß wie die Welt der dreiunddreißig Götter.

Dort wächst ein Baum, der ein Weltalter dauert, der Wunderpātalībaum genannt, wie der Korallenbaum bei den Göttern wächst. An dem blühenden Wunderpātalībaume merkten die Asuras: „Dies ist nicht unsere Götterwelt, denn in der Götterwelt blüht der Korallenbaum." „Der alte Sakka hat uns betrunken gemacht, uns auf das große Meer geschleudert und unsere Götterstadt in Besitz genommen," sagten sie, „wir wollen mit ihm kämpfen und unsere Götterstadt wiedererobern." Und so erhoben sie sich und kletterten den Sinēru hinauf wie Ameisen an einer Säule. Als Sakka hörte, daß die Asuras sich erhoben hätten, zog er ihnen auf das Meer entgegen. Er wurde aber im Kampfe von ihnen besiegt und begann auf seinem hundertundfünfzig Meilen langen Wagen Wēdschajanta über das Südmeer dahinzufliehen. Als nun sein Wagen über das Meer dahinstürmte, prallte er auf den Simbalīwald. Da, wo er fuhr, stürzten die Simbalībäume, wie Palmbäume abgeschnitten, einer nach dem anderen ins Meer. Die jungen Supannas trieben auf dem Meere umher und stießen ein lautes Geschrei aus. Da fragte Sakka den Mātali: „Lieber Mātali, was ist das für ein überaus klägliches Geschrei, das da ertönt?" — „Herr, da der Simbalīwald im Sturm Eures Wagens zerschmettert niederbricht, schreien die jungen Supannas in Todesangst wie aus einem Munde." — „Lieber Mātali," sagte das große Wesen, „um unsertwillen sollen diese nicht leiden. Wir wollen um der Herrschaft willen nicht Leben zerstören, wir wollen vielmehr dieser Vögel wegen unser Leben den Asuras opfern. Wende den Wagen!" Und er sprach den Vers:

„Halt Mātali! Du darfst nicht mit der Deichsel
die Nester in den Simbalīs berühren.
Den Asuras geb' eher ich mein Leben,
als daß die Vögel hier ihr Nest verlieren."

Als der Wagenlenker Mātali seine Rede vernommen hatte, wendete er den Wagen und fuhr auf einem anderen Wege der Götterwelt zu. Als aber die Asuras ihn wenden sahen, dachten sie: „Sicherlich kommen auch die Sakkas aus den anderen

Welten. Der Wagen wird umgekehrt sein, weil er Verstärkung erhalten hat", und in Todesangst flohen sie davon, bis sie in die Asurawelt kamen. Auch Sakka begab sich in die Götterstadt und stellte sich mitten in die Stadt, umgeben von Götterscharen aus den beiden Götterwelten. In dem Augenblick spaltete sich die Erde und emporstieg der Palast Wēdschajanta, tausend Meilen hoch. Weil er emporgestiegen war, als Sakkas Sieg entschieden war, nannte man ihn Wēdschajanta, das heißt der Siegespalast. Dann stellte Sakka, damit die Asuras nicht wiederkommen könnten, an fünf Orten eine Wache auf. In bezug darauf heißt es:

„Zwischen den zwei festen Städten,
Die dem Feinde zu betreten
Nie vergönnt ist, hält die Wacht
Fünfgeteilte Heeresmacht:
Schlangen erst, dann Schalenhalter,
Drittens dann die Wasserwalter,
Dann die ewig Rauschergötzten,
Die vier Großen als die letzten."

Während aber der Götterkönig Sakka, nachdem er an diesen fünf Orten eine Wache aufgestellt hatte, die himmlische Herrlichkeit genoß, starb Sudhammā und wurde als seine Gemahlin wiedergeboren. Zum Lohne dafür, daß sie die Hausspitze geschenkt hatte, erstand für sie die fünfhundert Meilen hohe Götterhalle aus Juwelen, Sudhammā geheißen, in der Sakka, der Götterkönig, auf einem eine Meile großen goldenen Throne unter einem himmlischen weißen Schirme zu sitzen pflegte, Sorge tragend für Götter und Menschen. Auch Tschittā starb und wurde als seine Gemahlin wiedergeboren, und zum Lohne dafür, daß sie einen Park angelegt hatte, erstand für sie ein Park, der Tschittalatā- oder Wunderlianenhain geheißen. Auch Nandā starb und wurde als Sakkas Gemahlin wiedergeboren. Zum Lohne für den Teich erstand für sie ein Teich, Nandā geheißen. Sudschātā aber wurde, da sie keine verdienstliche Tat getan hatte, in einer Schlucht in einem Walde als Kranich

wiedergeboren. „Sudschātā zeigt sich nicht. Wo mag sie nur wiedergeboren sein?" erwog Sakka, und als er sie entdeckt hatte, ging er dorthin, holte sie in die Götterwelt und zeigte ihr die herrliche Götterstadt, die Götterhalle Sudhammā, den Tschittalatāhain und den Teich Nandā. „Jene sind als meine Gemahlinnen wiedergeboren worden, da sie Verdienstliches getan hatten, du aber hast nichts Verdienstliches getan, darum bist du in der Tierwelt wiedergeboren worden", sagte er und ermahnte sie, von nun ab die Gebote zu halten, und brachte sie zur Annahme der fünf Gebote. Dann brachte er sie zurück und entließ sie. Von da ab hielt auch sie die Gebote. Sakka aber dachte nach Verlauf einiger Tage: „Ob sie wohl die Gebote halten kann?" ging hin und legte sich in Fischgestalt auf dem Rücken vor ihr nieder. Sie dachte, es sei ein toter Fisch und packte ihn beim Kopfe. Der Fisch bewegte den Schwanz. Da dachte sie: „Ich glaube, er lebt", und ließ ihn los. „Gut, gut," sagte Sakka, „du wirst imstande sein, die Gebote zu halten", und ging fort.

Als Sudschātā aus diesem Dasein abgeschieden war, wurde sie zu Benares im Hause eines Töpfers wiedergeboren. „Wo ist sie nun wiedergeboren?" dachte Sakka, und als er erkannt hatte, wo sie wiedergeboren sei, füllte er einen Wagen mit goldenen Gurken, setzte sich in der Gestalt eines alten Mannes mitten in den Ort und rief: „Kauft Gurken! Kauft Gurken!" Die Leute kamen herbei und sagten: „Gib her, mein Lieber!" — „Ich gebe sie denen, die die Gebote halten. Haltet ihr die Gebote?" — „Wir wissen nicht, was du mit den Geboten meinst. Verkaufe sie uns gegen Geld!" — „Ich brauche kein Geld. Ich gebe sie nur denen, die die Gebote halten." — „Das ist ein Trottel!" sagten die Leute und gingen fort. Als Sudschātā von der Geschichte gehört hatte, dachte sie: „Es wird für mich hergebracht sein", und ging hin und sagte: „Gib sie mir, mein Lieber!" — „Hältst du die Gebote, meine Tochter?" — „Ja, ich halte sie." — „Deinetwegen habe ich dies hergebracht", sagte er, stellte es mitsamt dem Wagen vor die Tür des Hauses und ging fort.

Nachdem Sudschâtâ ihr lebelang die Gebote gehalten hatte, wurde sie nach ihrem Abscheiden aus dieser Geburt als Tochter des Asurafürsten Wêpatschittija wiedergeboren, und zum Lohne dafür, daß sie die Gebote gehalten hatte, wurde ihr Schönheit zuteil. Als sie herangewachsen war, ließ ihr Vater die Asuras zusammenkommen und verkündete: „Meine Tochter soll sich nach ihrem eigenen Herzen einen Gatten wählen." Sakka hielt Umschau, wo sie nun wiedergeboren sei, und als er erkannt hatte, wo sie wiedergeboren sei, nahm er die Gestalt eines Asura an und ging dorthin. „Wenn Sudschâtâ einen Gatten nach ihrem Herzen wählt, wird sie mich wählen", dachte er. Da schmückten sie die Sudschâtâ, führten sie in die Versammlungshalle und sagten: „Wähle dir einen Gatten nach deinem Herzen!" Sie schaute sich um, und als sie Sakka erblickte, wählte sie infolge ihrer Liebe zu ihm in der früheren Geburt ihn zum Gatten. Er nahm sie mit sich in die Götterstadt und stellte sie an die Spitze seiner fünfundzwanzig Millionen Haremsfrauen, und nachdem er sein Leben zu Ende gelebt hatte, fuhr er dahin nach seinen Werken.

36. Die vier Patschtschêkabuddhas

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bôdhisatta in einem Dorfe vor dem Tore der Stadt Benares in einer Töpferfamilie wiedergeboren. Als er herangewachsen war, gründete er eine Familie, bekam einen Sohn und eine Tochter und ernährte Weib und Kind mit seinem Töpfergewerbe.

Damals war im Kalingareiche in der Stadt Dantapura ein König, namens Karakandu. Als der sich einmal mit großem Gefolge in den Park begab, erblickte er am Parktore einen Mangobaum, der mit einer Last von süßen Früchten beladen war. Er streckte gleich vom Rücken seines Elefanten seine Hand aus und brach sich einen Zweig voller Früchte ab. Dann begab

er sich in den Park, ließ sich auf den königlichen Steinsitz nieder, schmauste Mangos und gab auch den Leuten davon, bei denen es sich so gehörte, daß sie etwas abbekamen. Seit aber der König von den Früchten gepflückt hatte, dachten auch die übrigen, sie müßten sich davon pflücken, und alle Minister, Brahmanen und Haushalter schüttelten sich Mangos ab und aßen sie. Später kamen immer mehr, stiegen auf den Baum, schlugen mit Knütteln darauf los, brachen ihm die Zweige kurz und klein und ließen nicht einmal die unreifen Früchte übrig; alles aßen sie auf. Nachdem der König sich den Tag über im Parke vergnügt hatte, kehrte er zur Abendzeit, auf dem Rücken seines geschmückten Elefanten sitzend, zurück. Da erblickte er jenen Baum. Er stieg vom Elefanten herab, trat unter den Baum, betrachtete ihn und dachte: „Am Morgen stand dieser Baum prangend, mit einer Last von Früchten beladen da, daß man sich nicht satt daran sehen konnte. Jetzt steht er nicht mehr prangend da, seine Früchte sind abgepflückt, seine Zweige sind kurz und klein geschlagen." Und er schaute nach der andern Seite und sah einen anderen Mangobaum, der hatte keine Früchte. Da dachte er: „Jener Baum steht prangend da wie der kahle Edelsteinberg, weil er keine Früchte trägt. Dieser aber ist, weil er Früchte trug, ins Verderben geraten. Auch dies Leben im Hause gleicht dem fruchttragenden Baume, das Einsiedlerleben gleicht dem fruchtlosen Baume. Wer Schätze hat, dem droht Gefahr, wer keine hat, dem droht keine Gefahr. Auch ich muß wie der fruchtlose Baum werden." So machte er den fruchttragenden Baum zur Grundlage seiner Betrachtung, und während er noch unter dem Baume stand, begriff er die drei Eigenschaften aller Dinge, entwickelte das geistige Schauen und brachte in sich das Wissen, das mit der Erleuchtung eines Patschtschēkabuddha verbunden ist, hervor. „Zerstört ist jetzt für mich die armselige Hütte des Mutterschoßes, zerrissen das Band der Wiedergeburt in den drei Daseinsformen, gereinigt die Düngerstätte des Kreislaufes der Geburten, ausgetrocknet das Meer der Tränen, niedergerissen der Wall der Knochen. Für mich gibt es keine Wiedergeburt mehr." In solche Be-

trachtungen versunken stand er da, noch angetan mit all seinem Schmucke. Da sagten die Minister zu ihm: „Allzulange steht Ihr da, großer König." — „Wir sind kein König mehr, wir sind ein Patschtschēkabuddha." — „Patschtschēkabuddhas sehen nicht aus wie Ihr, Herr." — „Wie sehen sie denn aus?" — „Mit geschorenem Haar und Bart, in gelbe Gewänder gehüllt, gelöst von Familie und Anhang, wohnen sie im Himalaja in der Berghöhle Nandamūla, der sturmzerrissenen Wolke und der von Rāhu befreiten Mondscheibe gleichend. So sehen die Patschtschēkabuddhas aus, Herr." In dem Augenblicke hob der König die Hand auf und berührte sein Haupt, und sofort verschwanden die Abzeichen des weltlichen Lebens, und die Abzeichen des Asketen wurden sichtbar. An seinem Körper hingen die Gegenstände, mit denen ein Asket ausgerüstet ist, wie sie in dem Verse aufgezählt werden:

„Dem Mönche, der die Pflichten mit Bedacht
Erfüllen will, gehören diese acht:
Almosenschale, dreifaches Gewand,
Schermesser, Seiher, Nadel, Gürtelband."

Und in der Luft stehend hielt er eine ermahnende Ansprache an die Menge und begab sich dann auf dem Pfade des Windes in die Höhle Nandamūla im nördlichen Himalaja.

Ein anderer König war im Gandhārareiche in der Stadt Takkasilā. Der hieß Naggadschi. Der sah einmal, als er oben in seinem Palaste auf seinem prächtigen Diwan saß, in einiger Entfernung eine Frau sitzen, die einen wohlriechenden Stoff stampfte. An jedem Handgelenk trug sie einen Edelsteinreif. Der König saß da, in ihre Betrachtung versunken, und dachte: „Diese Edelsteinreifen stoßen nicht zusammen und klirren nicht, weil jeder für sich ist." Da nahm die Frau den Reif von der rechten Hand und steckte ihn auf die linke, kehrte mit der rechten Hand den wohlriechenden Stoff auf einen Haufen zusammen und begann ihn zu stampfen. Als der Reif an der linken Hand den anderen berührte, gab er beim Zusammenstoß einen klirrenden Ton von sich. Als der König bemerkte, wie die

beiden Reifen aneinander stießen und klirrten, dachte er: „Solange dieser Reif für sich war, gab es keinen Zusammenstoß; erst als er zu dem anderen kam, stieß er zusammen und gab einen Ton von sich. Ebenso ist es auch mit den Wesen hier auf Erden. Solange sie für sich bleiben, stoßen sie nicht zusammen und lärmen nicht; wenn aber erst zwei oder drei zusammengekommen sind, so stoßen sie aneinander und fangen Streit an. Ich aber beherrsche die Bewohner der beiden Reiche Kaschmir und Gandhāra; auch mir ziemt es, dem einzelnen Reifen gleich zu werden und, anstatt andere zu beherrschen, in Selbstbeherrschung zu leben." So machte er den zusammenstoßenden Reif zur Grundlage seiner Betrachtung, und während er noch dasaß, begriff er die drei Eigenschaften aller Dinge, entwickelte das geistige Schauen und brachte in sich das Wissen, das mit der Erleuchtung eines Patschtschēkabuddha verbunden ist, hervor. Das Weitere ist genau so wie vorher.

Im Widēhareiche in der Stadt Mithilā war ein König, namens Nimi. Der stand einmal, nachdem er gefrühstückt hatte, von der Schar seiner Minister umgeben da und schaute durch das geöffnete Erkerfenster in die Straße hinein. Nun hatte ein Falke ein Stück Fleisch aus einem Schlächterladen geraubt und war damit in die Luft geflogen. Da kamen von allen Seiten Geier und andere Vögel herbei, umringten ihn, hackten mit den Schnäbeln auf ihn ein, schlugen ihn mit den Flügeln und zerkratzten ihn mit den Fängen, um ihm das Fleisch zu entreißen. Da er nicht ums Leben kommen wollte, ließ er das Fleisch fahren; ein anderer packte es; die Vögel ließen von jenem ab, verfolgten den neuen, und als auch der das Fleisch fahren ließ, packte es ein anderer, und auch den richteten sie in derselben Weise zu. Als der König diese Vögel gesehen hatte, dachte er: „Jedem, der sich das Stück Fleisch aneignete, dem brachte es Unglück. Jedem, der es fahren ließ, brachte es Glück. So bringt es auch jedem Unglück, wenn er sich die fünf Sinnesfreuden hier zu eigen macht, und wenn er es nicht tut, so bringt es ihm Glück, denn diese Sinnesfreuden sind vielen gemeinsam. Nun aber habe ich sechzehntausend Frauen. Es ziemt sich

für mich, dem Falken gleich, der das Stück Fleisch fahren ließ, die fünf Sinnesfreuden fahren zu lassen und glücklich zu werden." Und während er noch in solche Betrachtungen vertieft dastand, begriff er die drei Eigenschaften aller Dinge, entwickelte das geistige Schauen und brachte in sich das Wissen, das mit der Erleuchtung eines Patschtschēkabuddha verbunden ist, hervor. Das Weitere ist genau so wie vorher.

Im nördlichen Pantschālareiche in der Stadt Kampilla war ein König, namens Dummukha. Der stand einmal, nachdem er gefrühstückt hatte, angetan mit allem Schmucke und umgeben von seinen Ministern da und sah durch das geöffnete Erkerfenster in den Palasthof hinab. In dem Augenblicke öffnete man die Tür des Kuhstalls. Die Stiere kamen aus dem Stalle heraus und folgten in Brunst einer Kuh. Unter ihnen war ein großer Stier mit spitzen Hörnern. Als der einen andern Stier kommen sah, stieß er ihn voll Eifersucht mit dem spitzen Horn in die Weichen. Infolge des Stoßes traten dem anderen die Eingeweide heraus, und er fand auf der Stelle den Tod. Als der König das gesehen hatte, dachte er: „Die Wesen hier auf Erden, von den Tieren an, erfahren um der sinnlichen Lust willen Leid. Durch sinnliche Lust fand dieser Stier den Tod. Auch andere Wesen werden durch die sinnlichen Begierden geschüttelt. Es ziemt sich für mich, die Begierden, die diese Wesen hier schütteln, aufzugeben." Und während er noch dastand, begriff er die drei Eigenschaften aller Dinge, entwickelte das geistige Schauen und brachte in sich das Wissen, das mit der Erleuchtung eines Patschtschēkabuddha verbunden ist, hervor. Das Weitere ist genau so wie vorher.

Eines Tages merkten diese vier Patschtschēkabuddhas, daß es Zeit sei, den Bettelgang anzutreten. Sie verließen die Nandamūla-Höhle, und nachdem sie am Anōtatta-See Holz von der Betelpflanze zum Reinigen der Zähne gekaut und ihre Körperpflege erledigt hatten, betraten sie die Manōsilā-Ebene. Dort legten sie ihr Untergewand an, nahmen Almosenschale und Obergewand, erhoben sich durch ihre übernatürliche Macht in die Luft und gingen auf den fünffarbigen Wolken wandelnd

dahin. Nicht weit von einem Dorfe vor den Toren der Stadt Benares ließen sie sich nieder. An einem lieblichen Orte legten sie das Obergewand an, nahmen die Almosenschale zur Hand und gingen in das Dorf am Tore hinein. Auf ihrem Bettelgange kamen sie an die Tür des Hauses des Bödhisatta. Als der Bödhisatta sie erblickt hatte, forderte er sie hocherfreut auf, in sein Haus einzutreten, lud sie ein, auf dem für sie bereiteten Sitze Platz zu nehmen, reichte das Schenkungswasser, bewirtete sie mit vorzüglichen festen und breiartigen Speisen und setzte sich ihnen zur Seite nieder. Dann wandte er sich ehrerbietig an den Ältesten der Schar und sagte zu ihm: „Ehrwürdiger, hell strahlet Euer Einsiedlerwandel, Eure Züge zeigen heitre Ruhe, glänzend ist die Farbe Eurer Haut. Was war das für ein Gegenstand der Betrachtung, dessen Anblick Euch dazu führte, ein Einsiedler zu werden, der sein Leben durch Almosen fristet?" Und wie dem Ältesten der Schar, so nahte er sich auch den übrigen und richtete dieselbe Frage an sie. Da erzählten ihm die vier, einer nach dem andern, die Geschichte, wie sie sich aus der Welt zurückgezogen hatten, in dieser Weise: „In dem und dem Reiche, in der und der Stadt war ich der König so und so usw." Und der Reihenfolge nach sprach jeder einen Vers:

„Ich sah den Mangobaum im Walde mächtig ragen,
Als er von Früchten schwer im grünen Laube stand.
Der Früchte wegen sah ich diesen Baum zerschlagen.
Weil ich das schaute, zieh ich bettelnd durch das Land."

„Es tönte kaum am Arm der Frau das Paar von Ringen,
Aus Steinen glatt gewirkt von eines Künstlers Hand.
Als es zusammenstieß, begann es erst zu klingen.
Weil ich das schaute, zieh ich bettelnd durch das Land."

„Ein Vogel trug ein Aas. Das sahen die Genossen.
Des Fraßes wegen war da bald der Streit entbrannt.
Von allen Seiten kam es auf ihn zugeschossen.
Weil ich das schaute, zieh ich bettelnd durch das Land."



Medaillon am Steinzaun des Stūpa von Bharaut:
Die Gazelle, der Specht und die Schildkröte (Nr. 59)

„Ich sah den Stier, wie er in Kraft und Schönheit prangte,
Mit schwankem Buckel stolz in seiner Herde stand,
Wie er um Liebeslust dann jähen Tod erlangte.
Weil ich das schaute, zieh' ich bettelnd durch das Land."

Nach jedem Vers lobte der Bōdhisatta den Patschtschēkabuddha, der ihn gesprochen hatte, mit den Worten: „Recht so, Ehrwürdiger, das war eine passende Grundlage der Betrachtung für Euch." Als er aber die frommen Geschichten, die ihm die vier vorgetragen hatten, gehört hatte, verlor er die Lust am Leben im Hause, und als die Patschtschēkabuddhas fortgegangen waren und er nach dem Frühstück behaglich dasaß, wandte er sich an seine Frau: „Meine Liebe, diese vier Patschtschēkabuddhas haben ihre Herrschaft aufgegeben und sind Einsiedler geworden. Ohne Besitz, ohne Hinderung leben sie im Glücke ihres Einsiedlertums. Ich aber arbeite um Lohn, das Leben zu fristen. Was soll mir das Leben im Hause? Bleib du im Hause und zieh unsere Kinder auf!" Und er sprach die beiden Verse:

„Karakandu von Kalinga, Naggadschi, der in Gandhāra thronte,
König Nimi von Widēha, Dummukha, der in Pantschāla wohnte,
Alle vier verließen sie ihr Reich,
Zogen aus dem Hause fort, den Bettlern gleich.

Sie kamen hier zusammen. Feuerbränden
Vergleichbar, wie die Götter strahlten sie.
Auch ich will jetzt von aller Lust mich wenden,
Ein einsam Leben führen, Bhaggawī."

Als sie seine Rede vernommen hatte, sagte sie: „Auch mir steht der Sinn nicht mehr nach dem Hause, Herr, seit ich die frommen Geschichten der Patschtschēkabuddhas gehört habe." Und sie sprach diesen Vers:

„Die Stunde kam. Ich harre keiner andern.
Wer weiß, ob später mir ein Mahner nah?

Auch ich will einsam wie der Vogel wandern.
Der Menschenhand entrann, o Bhaggawa."

Als der Bōdhisatta ihre Rede vernommen hatte, schwieg er. Sie aber hinterging den Bōdhisatta, da sie vor ihm Einsiedlerin werden wollte. Sie nahm einen Wasserkrug und sagte: „Herr, ich will zur Schöpfstelle gehen. Sieh du nach den Kindern!" und indem sie tat, als ob sie dorthin ging, machte sie sich davon und begab sich zu den Büßern in der Nähe der Stadt und schloß sich ihnen an. Als der Bōdhisatta merkte, daß sie nicht wiederkam, zog er die Kinder selbst auf. Später, als diese etwas herangewachsen waren und imstande waren zu unterscheiden, was heilsam oder schädlich für sie sei, beschloß er, sie auf die Probe zu stellen. Wenn er den Reis kochte, kochte er ihn an einem Tage etwas hart, am andern etwas weich, an einem Tage gerade richtig, am anderen zu weich, an einem Tage unsalzen, am anderen versalzen. „Vater," sagten die Kinder, „heut ist der Reis hart", oder „heut ist er zu weich", „heut ist er gerade richtig", „heut ist er unsalzen", „heut ist er versalzen." „Allerdings, liebe Kinder", sagte der Bōdhisatta und dachte: „Diese Kinder da wissen jetzt, was roh oder gekocht, salzig oder unsalzen ist. Sie werden jetzt auf eigenen Füßen stehen können. Mir ziemt es nun, Einsiedler zu werden." Er stellte nun die Kinder den verwandten Familien vor, wurde ein Einsiedler nach der Weise der Isis und lebte in der Nähe der Stadt.

Eines Tages aber erblickte ihn die Nonne, als sie, um zu betteln, in Benares umherwanderte, begrüßte ihn ehrerbietig und sagte: „Herr, ich glaube, du hast deine Kinder umkommen lassen." „Ich lasse keine Kinder umkommen," antwortete das große Wesen, „ich bin erst Einsiedler geworden, als sie unterscheiden konnten, was heilsam oder schädlich für sie sei. Genieße nur dein Einsiedlerleben und kümmere dich nicht um sie!" Und er sprach den Schlußvers:

„Ob roh die Speise, ob sie gar geworden,
Ob salz, ob unsalz, konnten wohl sie sehn.

Wie ich das schaute, trat ich in den Orden.
Geh deines Wegs, ich will den meinen gehn!"

Als er die Nonne so ermahnt hatte, ließ er sie gehen. Sie nahm die Ermahnung an, verabschiedete sich ehrerbietig von dem großen Wesen und ging ihrer Wege. Außer an diesem einen Tage, so erzählt man, sahen sie einander nicht wieder. Der Bōdhisatta aber entwickelte die übernatürlichen Kräfte, die durch Versenkung erworben werden, und gelangte in die Brahmawelt.

37. Das Kurugesetz

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf einen Mönch, der eine Wildgans tötete. Zwei Freunde aus Sāwatthī waren Mönche geworden. Auch als sie in den Orden aufgenommen waren und die Weihen empfangen hatten, lebten sie noch weiter beieinander. Eines Tages waren sie zur Atschirawatī gegangen und hatten ein Bad genommen und standen nun im freundlichen Geplauder auf einer Sandbank und sonnten sich. In diesem Augenblicke flogen zwei Wildgänse durch die Luft. Da nahm der eine junge Mönch einen Kiesel und sagte: „Ich will der jungen Gans da das Auge auswerfen." „Das kannst du nicht", sagte der andere. — „Ich kann noch mehr. Ich will nicht das Auge auf dieser Seite treffen, sondern das Auge auf der andern Seite." — „Das kannst du erst recht nicht." — „Dann paß einmal auf", sagte der erste, nahm einen dreieckigen Kiesel und warf ihn hinter der Gans her. Als die Gans den Ton des Kiesels hörte, drehte sie sich nach ihm um. Da nahm er einen andern runden Kiesel und traf damit die Gans in das andere Auge, so daß der Stein aus dem ihm ursprünglich zugewendeten Auge wieder herausdrang. Die Gans schrie auf, überschlug sich und fiel gerade zu Füßen der beiden nieder.

Als die umstehenden Mönche das gesehen hatten, kamen sie herzu und sagten: „Bruder, du bist ein Mönch in der Lehre des

Buddha geworden; etwas Unziemliches hast du getan, indem du die Sünde der Tötung eines lebenden Wesens begangen hast." Und sie nahmen ihn mit sich und brachten ihn vor den Tathāgata. „Ist es wahr, daß du die Sünde der Tötung eines lebenden Wesens begangen hast?" fragte der Meister. „Es ist wahr, Ehrwürdiger," antwortete er. „O Mönch," sagte der Meister, „warum hast du das getan, nachdem du ein Mönch in solcher Seligkeit wirkenden Lehre des Buddha geworden bist? Weise der Vorzeit haben, als noch kein Buddha erstanden war, obwohl sie inmitten des Hauses ein Leben der Unreinheit führten, auch bei geringfügigen Anlässen Bedenken empfunden. Du aber hast keine Bedenken empfunden, obwohl du in solcher Lehre ein Mönch geworden bist. Muß sich nicht der Mönch in Werken, Worten und Gedanken im Zaume halten?" Und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Dhanandschaja im Kurureiche in der Stadt Indapatta regierte, empfing der Bōdhisatta ein neues Leben im Schoße von dessen Hauptgemahlin. Als er im Laufe der Zeit zu Verstand gekommen war, studierte er in Takkasilā die Künste und wurde dann von seinem Vater zum Vizekönig gemacht. Später, als der Vater gestorben war, gelangte er zur Regierung und beobachtete das Kurugesetz, ohne gegen die zehn Königspflichten zu verstoßen. Unter dem Kurugesetz versteht man die fünf Gebote; die hielt der Bōdhisatta vollkommen rein. Und wie der Bōdhisatta, so hielten sie auch seine Mutter, seine Hauptgemahlin, sein jüngerer Bruder, der Vizekönig, der Brahmane, der des Königs Hauspriester war, der Minister, der die Felder vermaß, der Wagenlenker, der Großkaufmann, der Beamte, der das Korn zu messen hatte, der Torwächter und die Hetäre, die die Zierde der Stadt war.

König, Mutter, Hauptgemahlin, Vizekönig, Hauskaplan,
Feldvermesser, Kutscher, Kaufmann, Kornverwalter,
Wächtersmann
Und Hetäre; elfe hängen dem Gesetz der Kurus an.

Alle diese hielten die fünf Gebote vollkommen rein.

Der König ließ an den vier Stadttoren und in der Mitte der Stadt und am Tore seines Palastes sechs Almosenhallen errichten, und indem er täglich die Summe von sechshunderttausend Kahāpanas ausgab, spendete er so reichlich, daß er ganz Indien vom Pfluge befreite. Sein Drang zum Spenden und seine Freude am Spenden steckte aber ganz Indien an.

Zu dieser Zeit regierte im Kalingareiche in der Stadt Dantapura der Kalingakönig. In seinem Reiche fiel kein Regen, und da es nicht regnete, brach im ganzen Reiche Hungersnot aus, und bei dem Mangel an Nahrung kamen Seuchen über die Menschen. So entstanden die drei Plagen, die Plage der Dürre, die Plage der Hungersnot und die Plage der Seuche. Die Leute zogen mit ihren Kindern an der Hand umher und setzten sich vor die Türen, um Almosen zu erpressen. Die Bewohner des ganzen Reiches taten sich zusammen und zogen nach Dantapura und machten vor dem Tore des königlichen Palastes ein lautes Geschrei. Der König, der am Fenster stand, hörte das Getöse und fragte: „Weshalb schreien diese Leute so?" — „Großer König, im ganzen Reiche sind die drei Plagen entstanden: es fällt kein Regen, die Saaten sind zugrunde gegangen, Hungersnot ist ausgebrochen. Die Leute, die nichts zu essen haben und von Seuchen heimgesucht sind, ziehen mit ihren Kindern an der Hand umher und setzen sich vor die Türen, um Almosen zu erpressen. Mache, daß Regen fällt, großer König!" — „Was taten die Könige der Vorzeit, wenn es nicht regnete?" — „Die Könige der Vorzeit, großer König, spendeten, wenn es nicht regnete, Almosen, hielten die Fasten, nahmen das Gelübde auf sich, die Gebote zu halten, zogen sich in ihr königliches Schlafgemach zurück und legten sich eine Woche lang auf eine Streu von Dabbhagras; dann regnete es." Der König war damit einverstanden und tat demgemäß. Aber trotzdem fiel kein Regen. Der König fragte die Minister: „Ich tat, was ich tun sollte, aber es fällt kein Regen. Was sollen wir tun?" — „Großer König, der Kurukönig Dhanandschaja in der Stadt Indapatta hat einen Staatselefanten, der Andschanawasabha heißt, weil er schwarz ist wie Augen-

salbe. Den wollen wir holen, dann wird Regen fallen." — „Jener König hat Heer und Troß und ist schwer zu besiegen. Wie wird es möglich sein, seinen Elefanten zu holen?" — „Großer König, zu kämpfen brauchen wir nicht mit ihm. Der König hängt am Schenken, er hat seine Freude am Schenken. Wenn er darum gebeten würde, würde er sich auch sein Haupt in all seinem Schmucke abschlagen und seine klaren Augen ausreißen und sie dahingeben, und auch sein ganzes Reich würde er verschenken. Wegen des Elefanten braucht man gar keine Worte zu machen. Sicherlich wird er ihn schenken, wenn er darum gebeten wird." — „Wer aber ist imstande, ihn darum zu bitten?" — „Die Brahmanen, großer König."

Der König ließ aus einem Brahmanendorfe acht Brahmanen kommen, und nachdem er ihnen gastlichen Empfang und Ehren erwiesen hatte, schickte er sie fort, um den Elefanten zu erbitten. Sie nahmen Reisegeld und zogen Reisekleider an, und indem sie sich überall nur eine Nacht aufhielten, legten sie schnell ihren Weg zurück. Schon nach wenigen Tagen waren sie am Stadttore in der Almosenhalle, und nachdem sie dort gespeist und ihren Körper erfrischt hatten, erkundigten sie sich, wann der König in die Almosenhalle kommen würde. „An drei Tagen jedes Halbmonats pflegt er zu kommen," sagten die Leute, „am vierzehnten, am fünfzehnten und am achten. Morgen aber ist Vollmond, daher wird er auch morgen kommen."

Am folgenden Tage gingen die Brahmanen früh morgens hin und stellten sich am östlichen Tore auf. Auch der Bōdhisatta begab sich am frühen Morgen, gebadet und gesalbt und angetan mit all seinem Schmucke, auf dem Rücken seines reich aufgezäumten Elefanten mit großem Gefolge zu der Almosenhalle am östlichen Tore. Hier stieg er ab, reichte sieben oder acht Leuten Speise mit eigener Hand und sagte: „Auf diese Weise sollt ihr geben!" Dann bestieg er wieder seinen Elefanten und begab sich zum südlichen Tore. Die Brahmanen, die am östlichen Tore keine Gelegenheit gefunden hatten sich zu nähern, weil die Wachen zu stark waren, begaben sich eben=

falls zu dem südlichen Tore und warteten, bis der König herankam, und als der König auf einem erhöhten Punkt unweit des Tores angelangt war, erhoben sie die Hände und riefen ihm Heil. Der König hielt den Elefanten mit seinem Diamanthaken an, ritt zu ihnen hin und fragte: „Nun, Brahmanen, was wünscht ihr?" Indem die Brahmanen die Vorzüge des Bōdhisatta priesen, sprachen sie den ersten Vers:

„Dein Glaube, deine Tugend, o König, ward uns bekannt.
Der Augensalbe gleichet an Farbe dein Elefant.
Wir wollen um ihn tauschen dein Lob im Kalingaland."

Nach diesen Worten beruhigte sie der Bōdhisatta: „Wenn ihr, Brahmanen, für diesen Elefanten euer Geld verbraucht habt, so macht euch deshalb keine Sorgen! Wie er da geschmückt dasteht, will ich euch den Elefanten schenken." Und er sprach die beiden anderen Verse:

„Ob er um Speis und Trank dir dienet,
ob nicht — weis nimmer einen fort,
Der voll Verlangen sich dir nahet!
Das ist der alten Meister Wort.

Daß ein König ihn beschreite,
wert ist dieser Elefant.
Dieses stolze Tier, Brahmanen,
geb ich jetzt in eure Hand.
Nehmt ihn hin samt dem Gehänge,
samt dem Netz aus lautrem Gold,
Das ihn deckt, samt seinem Lenker!
Zieht damit, wohin ihr wollt!"

So versprach das große Wesen, noch auf dem Rücken des Elefanten sitzend, die Schenkung. Dann stieg er vom Rücken des Elefanten herab, untersuchte ihn genau, indem er ihn dreimal nach rechtshin umwandelte, und sagte: „Wenn an ihm eine Stelle ist, die noch nicht geschmückt ist, so will ich sie

schmücken, ehe ich ihn verschenke." Und als er keine sah, legte er den Rüssel des Elefanten in die Hände der Brahmanen und übergab ihn, indem er mit Blumenduft parfümiertes Wasser aus goldener Kanne ausgoß. Die Brahmanen nahmen den Elefanten mit allem Zubehör entgegen und zogen, auf dem Rücken des Elefanten sitzend, nach der Stadt Dantapura und übergaben dem König den Elefanten. Aber obgleich der Elefant gekommen war, fiel doch kein Regen. Da fragte der König abermals: „Woher kommt das nur?" „Der Kurukönig Dhanandschaja hält das Kurugesetz," antworteten sie ihm, „daher fällt in seinem Reiche alle halbe Monat oder alle zehn Tage Regen, und das ist die Macht der Tugend des Königs. Was bedeuten dagegen aber die Tugenden dieses Tieres, wenn sie auch vorhanden sind?" Als er das gehört hatte, entsandte er Brahmanen und Minister und sagte: „So bringt denn den Elefanten, so wie er geschmückt dasteht, mit allem Zubehör zurück und gebt ihn dem König und bringt mir das Kurugesetz, das jener hält, auf eine goldene Tafel geschrieben." Die gingen hin, gaben dem König den Elefanten zurück und sagten: „Herr, trotzdem dieser Elefant gekommen war, fällt in unserem Reiche kein Regen. Ihr haltet, wie wir hören, das sogenannte Kurugesetz. Auch unser König hat den Wunsch, es zu halten, und schickte uns mit dem Befehl, es auf diese goldene Tafel niederzuschreiben und es ihm zu bringen. Gebt uns das Kurugesetz!" — „Es ist wahr, meine Lieben, ich hielt dieses Kurugesetz, jetzt aber habe ich Bedenken deswegen. Dieses Kurugesetz erfüllt mein Herz nicht mehr mit Befriedigung. Darum vermag ich es euch nicht zu geben."

Warum aber erfüllte das Gebot den König nicht mehr mit Befriedigung? Damals, so heißt es, pflegten die Könige alle drei Jahre im Kattikamonat das sogenannte Kattikafest zu begehen. Wenn die Könige dieses Fest feierten, legten sie, angetan mit allem Schmucke, Götterkleidung an und schossen, in der Nähe eines Jakkha namens Tschittarädscha stehend, nach allen vier Himmelsrichtungen bunte Pfeile, die mit Blumen geschmückt waren, ab. Auch dieser König hatte, als er das Fest

feierte, am Ufer eines gewissen Teiches in der Nähe des Tschittarädscha stehend, nach allen vier Himmelsrichtungen die bunten Pfeile abgeschossen. Während man aber drei von den Pfeilen, die nach den übrigen Himmelsrichtungen geflogen waren, gefunden hatte, hatte man den Pfeil, der auf die Wasserfläche geschossen war, nicht entdecken können. „Der Pfeil, den ich abgeschossen habe, hat vielleicht den Körper eines Fisches getroffen," dachte der König und hatte Bedenken, ob er nicht das Gebot durch die Sünde der Vernichtung eines Lebewesens gebrochen habe. Darum erfüllte ihn das Gebot nicht mehr mit Befriedigung. Das erzählte er ihnen und fügte hinzu: „Meine Lieben, ich habe Bedenken wegen des Kurugesetzes. Meine Mutter aber hält es vollkommen. Laßt es euch von ihr geben!" — „Großer König, Ihr hattet nicht die Absicht, ein lebendes Wesen zu töten. Fehlt aber die Absicht, so kann man nicht von Vernichtung eines Lebewesens sprechen. Gebt uns das Kurugesetz, das Ihr haltet!" — „So schreibt denn," sagte der König und ließ auf die goldene Tafel schreiben: „Du sollst kein lebendes Wesen töten. Du sollst nicht nehmen, was dir nicht gegeben ist. Du sollst nicht unkeusch leben. Du sollst keine Lügen sprechen. Du sollst nicht berauschende Getränke trinken." Als er aber dies hatte aufschreiben lassen, sagte er: „Trotz alledem, es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Laßt es euch von meiner Mutter geben!"

Die Gesandten verabschiedeten sich ehrerbietig von dem König und begaben sich zu ihr und sagten: „Herrin, man sagt, ihr haltet das Kurugesetz. Gebt es uns!" — „Es ist wahr, meine Lieben, ich hielt das Kurugesetz. Aber jetzt sind mir Bedenken deswegen gekommen. Jenes Gesetz erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung, daher kann ich es euch nicht geben." Sie hatte, so heißt es, zwei Söhne, der ältere war der König, der jüngere der Vizekönig. Nun hatte ein gewisser König dem Bōdhisatta ausgezeichnetes Sandelholz geschickt, das war hunderttausend Kahāpanas wert, und einen goldenen Kranz, der war tausend Kahāpanas wert. Der König schickte alles der Mutter, um sie zu ehren. Die aber dachte: „Ich salbe mich nicht

mit Sandel und trage auch keine Kränze, ich will es meinen Schwiegertöchtern schenken." Nun kam ihr aber folgender Gedanke: „Meine ältere Schwiegertochter ist eine reiche Dame, sie nimmt den Platz einer Hauptgemahlin ein. Ihr will ich den goldenen Kranz schenken. Der jüngeren Schwiegertochter aber geht es kümmerlich. Ihr will ich das ausgezeichnete Sandelholz schenken." Sie schenkte also den goldenen Kranz der Gemahlin des Königs, der Gattin des Vizekönigs aber das ausgezeichnete Sandelholz. Als sie es aber geschenkt hatte, kam ihr das Bedenken: „Ich halte das Kurugesetz; für mich darf nicht maßgebend sein, ob es meinen Schwiegertöchtern gut oder schlecht geht. Mir ziemt es einzig und allein, die ältere zu ehren. Habe ich nicht dadurch, daß ich es nicht tat, das Gebot gebrochen?" Darum sprach sie so. Die Gesandten aber sagten zu ihr: „Was einem selbst gehört, kann man nach Belieben verschenken. Wenn Ihr schon wegen solcher Kleinigkeit Bedenken empfindet, werdet Ihr da wohl eine andere, wirkliche Sünde begehen können? Durch so etwas wird das Gebot nicht gebrochen. Gebt uns das Kurugesetz!" Und sie empfingen es auch von ihr und schrieben es auf die goldene Tafel. „Trotz alledem, meine Lieben," sagte sie zu ihnen, „es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Meine Schwiegertochter aber hält es vollkommen. Laßt es euch von ihr geben!"

So begaben sie sich zur Hauptgemahlin des Königs und baten sie in genau derselben Weise wie vorher um das Kurugesetz. Und sie antwortete genau in derselben Weise wie vorher und fügte hinzu: „Jetzt erfüllt mich das Gebot nicht mehr mit Befriedigung. Daher kann ich es euch nicht geben." Sie hatte, so heißt es, eines Tages, am Erkerfenster stehend, den Vizekönig erblickt, der, als der König einen feierlichen Umzug um die Stadt machte, hinter ihm auf dem Elefanten saß. Da war ein Verlangen in ihr aufgestiegen und sie hatte gedacht: „Wenn ich mit ihm Freundschaft schlösse und sein Bruder dann stürbe und er dann König würde, würde er mich zur Frau nehmen." Da kamen ihr aber Bedenken: „Ich, die ich das Kurugesetz halte, habe, obwohl ich einen Gatten habe, doch in Liebe mein

Auge auf einen anderen Mann geworfen. Ich habe offenbar das Gebot gebrochen." Darum sprach sie so. Die Gesandten aber sagten zu ihr: „Durch das bloße Auftauchen eines Gedankens entsteht noch nicht das, was man Ehebruch nennen kann, Herrin. Wenn Ihr schon wegen solcher Kleinigkeit Bedenken empfindet, wie könnt Ihr da eine wirkliche Übertretung begehen? Durch etwas so Unbedeutendes wird das Gebot nicht gebrochen. Gebt uns das Kurugesetz!" Und sie empfingen es auch von ihr und schrieben es auf die goldene Tafel. „Trotz alledem, meine Lieben," sagte sie zu ihnen, „es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Der Vizekönig aber hält es vollkommen. Laßt es euch von ihm geben!"

So begaben sie sich zum Vizekönig und baten ihn in genau derselben Weise wie vorher um das Kurugesetz. Der aber pflegte, wenn er sich abends zur Aufwartung bei dem Könige begab und mit dem Wagen den Hof des Palastes erreicht hatte, Zügel und Stachelstock in das Joch zu stecken, falls er beim König speisen und daselbst schlafen wollte. Auf dies Zeichen hin gingen die Leute fort und kamen am anderen Tage in der Frühe wieder und standen seine Abfahrt erwartend da. Auch der Wagenlenker verwahrte den Wagen und hielt am anderen Tage in der Frühe mit dem Wagen vor dem Tore des Palastes. Wenn der Vizekönig aber sofort wieder abfahren wollte, pflegte er Zügel und Stachelstock auf den Wagen zu legen, ehe er sich zur Aufwartung bei dem Könige begab. Die Leute blieben auf dies Zeichen hin am Tore des Palastes stehen, weil sie sich sagten, daß er gleich wieder herauskommen würde.

Eines Tages hatte er es wieder so gemacht und war in den Palast gegangen. Kaum aber war er eingetreten, so fing es an zu regnen. Der König wollte ihn wegen des Regens nicht fortlassen. Der Vizekönig speiste bei ihm und schlief dort, die vielen Leute aber blieben die ganze Nacht stehen, weil sie dachten, er würde gleich wieder herauskommen, und wurden durchnäßt. Als der Vizekönig am anderen Tage herauskam und die vielen Leute durchnäßt dastehen sah, kam ihm das Bedenken: „Ich, der ich das Kurugesetz halte, habe so vielen Leuten Unannehm-

lichkeiten bereitet. Ich habe offenbar das Gebot gebrochen." Daher sagte er zu den Gesandten: „Es ist wahr, ich halte das Kurugesetz. Jetzt aber habe ich Bedenken, daher kann ich es euch nicht geben." Und er erzählte die Sache. Die Gesandten aber sagten zu ihm: „Herr, Ihr hattet nicht die Absicht, diesen Leuten Unannehmlichkeiten zu bereiten. Unbeabsichtigtes Tun rechnet nicht. Wenn Ihr schon wegen solcher Kleinigkeit Bedenken empfindet, wie kann Euch da eine wirkliche Übertretung passieren?" Und sie empfingen auch von ihm das Gebot und schrieben es auf die goldene Tafel. „Trotz alledem," sagte er zu ihnen, „es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Der Hauspriester aber hält es vollkommen. Laßt es euch von ihm geben!"

So begaben sie sich zu dem Hauspriester und baten ihn darum. Der war eines Tages zum König gegangen, um ihm seine Aufwartung zu machen, und hatte unterwegs einen Wagen gesehen, der wie die junge Sonne leuchtete; den hatte ein anderer König dem Könige geschickt. Als er auf seine Frage, wem dieser Wagen gehöre, vernommen hatte, daß er für den König gebracht sei, dachte er: „Ich bin ein alter Mann. Wenn mir der König diesen Wagen schenkte, könnte ich bequem in ihm fahren." Dann begab er sich zur Aufwartung zu dem Könige, und als er ihm Heil gewünscht hatte und vor ihm stand, führte man dem König den Wagen vor. Als der König ihn gesehen hatte, sagte er: „Dies ist ein außerordentlich schöner Wagen; gebt ihn dem Lehrer!" Der Hauspriester wollte ihn aber nicht; er wollte ihn nicht, obwohl er ihm immer wieder angeboten wurde. Und was war der Grund? Es kam ihm, wie es heißt, folgender Gedanke: „Ich, der ich doch das Kurugesetz halte, habe nach dem Eigentum eines anderen Begehren getragen. Ich habe offenbar das Gebot gebrochen." Er erzählte diese Sache und fügte hinzu: „Meine Lieben, ich habe Bedenken wegen des Kurugesetzes; jenes Gesetz erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung, daher kann ich es euch nicht geben." Die Gesandten aber sagten zu ihm: „Durch das bloße Aufsteigen des Begehrens wird das Gebot nicht gebrochen,

Ehrwürdiger. Wenn Ihr schon wegen solcher Kleinigkeit Bedenken empfindet, wie werdet Ihr da eine wirkliche Übertretung begehen?" Und sie empfingen das Gebot auch von ihm und schrieben es auf die goldene Tafel. „Trotz alledem," sagte er zu ihnen, „es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Der Beamte aber, der die Felder zu vermessen hat, hält es vollkommen. Laßt es euch von ihm geben!"

So begaben sie sich auch zu diesem und baten ihn darum. Der hatte eines Tages, als er auf dem Lande ein Feld vermaß, einen Strick an einen Stock gebunden und das eine Ende dem Eigentümer des Feldes zu halten gegeben; das andere hielt er selbst. Der Stock, an dem das Ende des Strickes, das er selbst hielt, angebunden war, traf gerade mitten in das Loch einer Krabbe. Da dachte er: „Wenn ich den Stock in das Loch stecke, wird die Krabbe in dem Loch umkommen; wenn ich ihn aber weiter vorstecke, wird das Eigentum des Königs geschmälert werden; wenn ich ihn weiter nach mir zu stecke, wird das Eigentum des Gutsbesitzers geschmälert werden. Was ist da zu tun?" Da kam ihm der Gedanke: „Es kann keine Krabbe in dem Loch sein. Wenn eine darin wäre, würde sie sich zeigen. Ich will den Stock doch gerade hier einstecken." Und er steckte den Stock in das Loch. „Kiri" machte die Krabbe. Da kam ihm der Gedanke: „Der Stock wird den Rücken der Krabbe durchbohrt haben, die Krabbe wird ums Leben gekommen sein. Und ich halte doch das Kurugesetz. Ich habe es offenbar gebrochen." Er erzählte diese Sache und fügte hinzu: „Aus diesem Grunde habe ich Bedenken wegen des Kurugesetzes, daher kann ich es euch nicht geben." Die Gesandten aber sagten zu ihm: „Ihr hattet nicht die Absicht, die Krabbe zu töten. Unbeabsichtigtes Tun rechnet nicht. Wenn Ihr schon wegen solcher Kleinigkeit Bedenken empfindet, wie werdet Ihr da eine wirkliche Übertretung begehen?" Und sie empfingen auch von ihm das Gebot und schrieben es auf die goldene Tafel. „Trotz alledem," sagte er zu ihnen, „es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Der Wagenlenker aber hält es vollkommen. Laßt es euch von ihm geben!"

So begaben sie sich auch zu diesem und baten ihn darum. Der hatte eines Tages den König auf dem Wagen in den Park gefahren. Der König hatte sich den Tag über dort vergnügt, und als es Abend geworden war, verließ er den Park und bestieg seinen Wagen. Er hatte aber die Stadt noch nicht erreicht, — es war zur Zeit des Sonnenuntergangs — als eine Wolke aufstieg. Der Wagenlenker fürchtete, der König könnte naß werden, und gab den Sindhurossen ein Zeichen mit dem Stachelstock. Die Sindhurosse setzten sich in Galopp. Seit der Zeit galoppierten sie immer, wenn sie an diese Stelle kamen, ob es nun nach dem Parke ging oder von dort zurück. Und was war der Grund? Sie dachten, wie es heißt, so: „An dieser Stelle muß es eine Gefahr geben, darum hat uns damals der Wagenlenker das Zeichen mit dem Stachelstock gegeben." Dem Wagenlenker aber kam der Gedanke: „Mag der König naß werden oder nicht, das ist nicht meine Schuld. Ich aber habe den gut dressierten Sindhurossen zur Unzeit das Zeichen mit dem Stachelstock gegeben, darum galoppieren sie nun fortgesetzt und leiden so meinetwegen. Und ich halte doch das Kurugesetz. Ich habe es offenbar gebrochen." Er erzählte diese Sache und fügte hinzu: „Aus diesem Grunde habe ich Bedenken wegen des Kurugesetzes. Daher kann ich es euch nicht geben." Die Gesandten aber sagten zu ihm: „Ihr hattet nicht die Absicht, den Sindhurossen Leiden zu bereiten. Unbeabsichtigtes Tun rechnet nicht. Wenn Ihr schon wegen solcher Kleinigkeit Bedenken empfindet, wie werdet Ihr da eine wirkliche Übertretung begehen?" Und sie empfingen das Gebot von ihm und schrieben es auf die goldene Tafel. „Trotz alledem," sagte er zu ihnen, „es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Der Großkaufmann aber hält es vollkommen. Laßt es euch von ihm geben!"

So begaben sie sich auch zu diesem und baten ihn darum. Der war eines Tages auf sein Reisfeld gegangen, wo die Blütenköpfchen eben aus ihrer Hülle herausgekommen waren, und als er es betrachtet hatte und zurückging, dachte er: „Ich will doch einen Reiskranz binden lassen", und so ließ er eine Hand-

voll von den Blütenköpfchen holen und an einem Pfosten aufhängen. Da kam ihm folgender Gedanke: „Von diesem Felde muß ich dem Könige eine Abgabe entrichten, und noch ehe ich die Abgabe entrichtet habe, habe ich eine Handvoll Blütenköpfchen von dem Felde holen lassen. Und ich halte doch das Kurugesetz. Ich habe es offenbar gebrochen." Er erzählte diese Sache und fügte hinzu: „Aus diesem Grunde habe ich Bedenken wegen des Kurugesetzes. Daher kann ich es euch nicht geben." Die Gesandten aber sagten zu ihm: „Ihr hattet nicht die Absicht zu stehlen, und ohne diese kann nicht vom Nehmen einer Sache, die nicht gegeben ist, die Rede sein. Wenn Ihr schon wegen solcher Kleinigkeit Bedenken empfindet, wie werdet Ihr da wirklich das Eigentum eines anderen nehmen?" Und sie empfingen das Gebot auch von ihm und schrieben es auf die goldene Tafel. „Trotz alledem," sagte er zu ihnen, „es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Der Beamte aber, der die Kornspeicher verwaltet, hält es vollkommen. Laßt es euch von ihm geben!"

So begaben sie sich auch zu diesem und baten ihn darum. Der hatte sich eines Tages, so heißt es, vor die Tür des Vorratshauses gesetzt und Reis für die Abgabe an den König abmessen lassen. Dabei hatte er Reiskörner von dem noch nicht abgemessenen Haufen genommen und sie als Merkzeichen hingelegt. In dem Augenblick fing es an zu regnen. Der Beamte zählte die Merkzeichen zusammen: „Soviel beträgt der abgemessene Reis," sagte er und raffte die Reiskörner, die als Merkzeichen gedient hatten, zusammen, warf sie auf den abgemessenen Haufen und ging eilig fort. Am Torzimmer blieb er stehen und dachte: „Habe ich nun die als Merkzeichen dienenden Reiskörner auf den abgemessenen Haufen geworfen oder auf den nicht abgemessenen?" Da kam ihm folgender Gedanke: „Wenn ich sie auf den abgemessenen Haufen geworfen habe, habe ich das Eigentum des Königs zu unrecht vergrößert und das Eigentum der Bauern geschmälert. Und ich halte doch das Kurugesetz. Ich habe es offenbar gebrochen." Er erzählte diese Sache und fügte hinzu: „Aus diesem Grunde

habe ich Bedenken wegen des Kurugesetzes. Daher kann ich es euch nicht geben." Die Gesandten aber sagten zu ihm: „Ihr hattet nicht die Absicht zu stehlen. Ohne diese kann nicht vom Nehmen einer Sache, die nicht gegeben ist, die Rede sein. Wenn Ihr schon wegen solcher Kleinigkeit Bedenken empfindet, wie werdet Ihr da wirklich das Eigentum eines anderen nehmen?" Und sie empfingen auch von ihm das Gebot und schrieben es auf die goldene Tafel. „Trotz alledem," sagte er zu ihnen, „es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Der Torwächter aber hält es vollkommen. Laßt es euch von ihm geben."

So begaben sie sich auch zu diesem und baten ihn darum. Der hatte eines Tages zur Zeit, als das Stadttor geschlossen werden sollte, dreimal laut gerufen. Nun war aber ein armer Mann mit seiner jüngeren Schwester, um Holz und Laub zu sammeln, in den Wald gegangen, und als er heimkehrte, hörte er den Ruf des Wächters und kam eilig mit der Schwester herbeigelaufen. „Du weißt wohl nicht, daß es einen König in der Stadt gibt," fuhr der Wächter ihn an, „du weißt wohl nicht, daß das Tor dieser Stadt zur rechten Zeit geschlossen wird? Da treibst du dich mit deiner Frau im Walde herum und vergnügst dich da in Liebe mit ihr!" „Herr," antwortete der andere, „sie ist nicht mein Weib, sie ist meine Schwester." Da kam dem Torwächter der Gedanke: „Ach, Unrecht habe ich getan, daß ich seine Schwester sein Weib nannte! Und ich halte doch das Kurugesetz. Ich habe es offenbar gebrochen." Er erzählte diese Sache und fügte hinzu: „Aus diesem Grunde habe ich Bedenken wegen des Kurugesetzes. Daher kann ich es euch nicht geben." Die Gesandten aber sagten zu ihm: „Ihr habt so geredet, weil ihr dachtet, es wäre so. Hierin habt Ihr das Gebot nicht gebrochen. Wenn Ihr schon wegen solcher Kleinigkeit Bedenken empfindet, wie werdet Ihr da das, was man eine bewußte Lüge nennt, sprechen." Und sie empfingen auch von ihm die Gebote und schrieben sie auf die goldene Tafel. „Trotz alledem," sagte er zu ihnen, „es erfüllt mich nicht mehr mit Befriedigung. Die Hetäre aber hält es vollkommen. Laßt es euch von ihr geben!"

So begaben sie sich auch zu dieser und baten sie darum. Auch diese verweigerte es in genau derselben Weise wie vorher. Und was war der Grund? Sakka, der Herr der Götter, war, so heißt es, in der Gestalt eines jungen Brahmanen zu ihr gekommen mit der Absicht, ihre Tugend auf die Probe zu stellen. Er hatte ihr tausend Kahāpanas gegeben und gesagt, er würde wiederkommen, und war darauf in die Götterwelt gegangen und war in drei Jahren nicht zurückgekehrt. Sie aber nahm aus Furcht, die für sie geltenden Gebote zu brechen, drei Jahre lang auch nicht einmal Betel aus der Hand eines anderen Mannes. Allmählich aber geriet sie in Not. Da dachte sie: „Da hat mir ein Mann tausend Kahāpanas gegeben und ist fortgegangen und drei Jahre lang nicht wiedergekommen, und nun bin ich in Not geraten. Ich kann so nicht weiterleben. Ich muß es einem hohen Gerichtshof mitteilen und von jetzt ab wieder Bezahlung annehmen." So ging sie aufs Gericht und sagte: „Herr, drei Jahre sind verflossen, seit der Mann, der mich bezahlte, fortgegangen ist. Ich weiß auch nicht, ob er tot ist. Ich kann so nicht weiterleben. Was soll ich machen, Herr?" — „Was du tun sollst, wenn er drei Jahre lang nicht wiederkommt? Du sollst von jetzt ab wieder Bezahlung annehmen." Als sie den Urteilsspruch erlangt hatte und gerade aus dem Gericht heraustrat, bot ihr ein Mann einen Beutel mit tausend Kahāpanas. Als sie aber die Hände ausstreckte, um ihn zu nehmen, da zeigte sich ihr Sakka. Kaum hatte sie ihn erblickt, als sie die Hand zurückzog und sagte: „Der Mann, der mir vor drei Jahren tausend Kahāpanas gegeben hat, ist zurückgekommen. Ich bedarf deiner Kahāpanas nicht." Da nahm Sakka seine eigentliche Gestalt an und stand da in der Luft, leuchtend wie die junge Sonne. Die ganze Stadt lief zusammen, und inmitten der Volksmenge hielt Sakka eine erbauliche Ansprache: „Um sie zu prüfen, gab ich dieser Frau vor drei Jahren tausend Kahāpanas. Haltet das Gebot, indem ihr Halter des Gebotes werdet gleich wie sie!" Und er füllte ihre Wohnung mit den sieben kostbaren Dingen, ermahnte sie, auch in Zukunft achtsam zu sein, und kehrte wieder in die Götterwelt zurück. Das

war der Grund, weshalb sie sich weigerte. „Ehe ich den empfangenen Lohn verdient hatte," sagte sie, „habe ich die Hand nach dem Lohne ausgestreckt, den mir ein anderer reichte. Aus diesem Grunde erfüllt mich das Gebot nicht mehr mit Befriedigung. Daher kann ich es euch nicht geben." Die Gesandten aber sagten zu ihr: „Durch bloßes Ausstrecken der Hand ist das Gebot nicht gebrochen. Solches Halten des Gebotes ist doch höchste Reinheit." Und sie empfingen das Gebot auch von ihr und schrieben es auf die goldene Tafel.

Nachdem die Gesandten das Gebot, wie es von diesen elfen gehalten wurde, auf die goldene Tafel geschrieben hatten, kehrten sie nach Dantapura zurück, übergaben dem König von Kalinga die goldene Tafel und erzählten ihm, was sich begeben hatte. Nach diesem Kurugesetz lebend, erfüllte der König die fünf Gebote. Da regnete es wieder im ganzen Kalingareiche. Die drei Plagen verschwanden, und das Reich erfreute sich des Friedens und der Fülle der Nahrung. Der Bōdhisatta aber spendete Almosen und tat andere verdienstliche Werke, solange er lebte, und ging schließlich mit seiner Umgebung in den Himmel ein.

Als der Meister diese Unterweisung erteilt und die Wahrheiten verkündet hatte, verknüpfte er das Dschātaka: (Als die Verkündigung der Wahrheiten beendet war, erreichten einige den Grad der in den Strom Gelangten, andere den der noch einmal Wiederkehrenden, andere den der nicht mehr Wiederkehrenden, andere den der Arahats). In der Verknüpfung des Dschātaka aber heißt es:

„Uppalawannā war die Dirne,
und Punna war der Pförtner da,
Katschtschāna war der Feldvermesser,
der Kornverwalter Kōlita.

Der Kaufmann war da Sāriputta,
da Anuruddha Kutscher war,
Ehrwürden Kassapa Brahmane,
da Nanda Vizekönig war.

Die Fürstin war Rāhulas Mutter,
und Mājā war die Mutter da,
Der Bōdhisatta Kurukönig.
So merkt euch dieses Dschātaka!"

38. Die beiden tugendhaften Könige

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, empfing der Bōdhisatta ein neues Leben im Schoße von dessen Hauptgemahlin. Da er sorgfältige Pflege erhalten hatte, während er im Mutterleibe weilte, kam er glücklich zur Welt. Am Tage seiner Namensgebung aber gab man ihm den Namen Prinz Brahmadatta. Als er im Laufe der Zeit herangewachsen und sechzehn Jahr alt geworden war, ging er nach Takkasilā und erlangte die Meisterschaft in allen Künsten. Nach dem Tode seines Vaters gelangte er zur Herrschaft und regierte mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit. Ohne der Willkür und anderen schlechten Neigungen Raum zu geben, sprach er das Recht. Da er selbst so in Gerechtigkeit regierte, entschieden auch die Minister die Rechtsstreitigkeiten mit Gerechtigkeit. Da die Rechtsstreitigkeiten mit Gerechtigkeit entschieden wurden, gab es keine Leute, die falsche Klagen anhängig machten. Weil es diese nicht mehr gab, hörte im Hofe des Königs der Lärm wegen der Prozesse auf. Wenn die Minister den Tag über an der Gerichtsstätte gesessen hatten, gingen sie fort, ohne daß sie einen gesehen hätten, der gekommen wäre, ein Urteil zu fordern. Die Gerichtsstätte war überflüssig geworden. Da dachte der Bōdhisatta: „Da ich mit Gerechtigkeit regiere, kommt niemand, um ein Urteil zu fordern. Der Lärm hat aufgehört, die Gerichtsstätte ist überflüssig geworden. Jetzt muß ich nachforschen, ob ich noch eine Untugend besitze, und wenn ich erkannt habe, welche Untugend ich besitze, werde ich sie aufgeben und nur den Tugenden leben." Von da ab forschte er, ob es einen gäbe, der ihm eine Untugend nachweisen könnte. Unter den Leuten im Pa-

laste fand er aber keinen, der ihm irgendeine Untugend nachweisen konnte; er hörte nur immer seine Tugenden herzählen. „Vielleicht ist es die Furcht vor mir, die diese Leute abhält, mir eine Untugend zu nennen, und sie veranlaßt, nur von meiner Tugend zu reden," dachte er und forschte bei seinen Leuten nach, die außerhalb des Palastes wohnten. Und als er auch dort keinen fand, forschte er in der Stadt nach, und dann forschte er außerhalb der Stadt, in den Vorstädten an den vier Toren nach. Als er auch dort niemanden fand, der ihm eine Untugend nachweisen konnte, sondern nur seine Tugenden herzählen hörte, übertrug er, mit der Absicht, auf dem Lande nachzuforschen, die Regierung den Ministern, bestieg seinen Wagen und verließ in Verkleidung, nur von dem Wagenlenker begleitet, die Stadt. Als er nun bei seinen Nachforschungen auf dem Lande bis in das Grenzgebiet gekommen war und niemanden gefunden hatte, der ihm eine Untugend nachweisen konnte, sondern nur seine Tugenden hatte herzählen hören, kehrte er auf der Landstraße von der Grenze nach der Stadt zurück.

Zu derselben Zeit aber forschte auch ein König von Kōsala, Mallika mit Namen, der mit Gerechtigkeit regierte, nach seinen Untugenden, und da er unter den Leuten im Hause und unter den anderen niemanden fand, der ihm eine Untugend nachweisen konnte, sondern nur seine Tugenden herzählen hörte, so war er bei seinen Nachforschungen auf dem Lande in dieselbe Gegend gekommen. Auf einem Karrenweg, der durch einen Engpaß führte, kamen sich die beiden entgegen. Es war kein Raum da, daß ein Wagen hätte ausweichen können. Da sagte der Wagenlenker des Königs Mallika zu dem Wagenlenker des Königs von Benares: „Weich mit deinem Wagen aus!" Der andere aber sagte: „He Wagenlenker! Weich du mit deinem Wagen aus! Auf diesem Wagen sitzt der Herr des Reiches von Benares, der große König Brahmadatta." Der andere entgegnete: „He Wagenlenker! Auf diesem Wagen sitzt der Herr des Reiches von Kōsala, der große König Mallika. Weich du mit deinem Wagen aus und mach Platz für den Wagen unsres

Königs!" Da überlegte der Wagenlenker des Königs von Benares: „Dies ist offenbar auch ein König. Was ist da nun zu machen?" und fand schließlich den folgenden Ausweg. Er beschloß nach dem Alter zu fragen und vorzuschlagen, daß der Wagenlenker des Jüngeren mit seinem Wagen ausweichen und dem Wagen des Älteren Platz machen solle. Er fragte also den anderen Wagenlenker nach dem Alter des Königs von Kōsala, erfuhr aber auf seine Frage, daß die beiden im gleichen Alter standen. Und als er dann weiter nach allem fragte, nach der Größe des Reiches, der Macht, dem Reichtume, dem Ruhme, der Kaste, dem Geschlechte, der Familie und dem Range, da erfuhr er, daß beide Herren eines Reiches waren, das dreihundert Meilen groß war, und daß beide an Macht, Reichtum, Ruhm, Kaste, Geschlecht, Familie und Rang einander gleich waren. Da dachte der Wagenlenker: „Ich werde dem Tugendhafteren Platz machen," und fragte: „Welcher Art ist die Tugendbetätigung eures Königs?" Um zu erklären, welcher Art die Tugendbetätigung seines Königs sei, sprach der andere den ersten Vers, indem er die Untugend seines Königs als Tugend darstellte:

„Den Guten zwinget Mallika
durch Güte. Bös dem bösen Mann,
Und starr dem Starren, wendet er
beim Sanften selber Sanftmut an.
So handelt dieser König hier;
so gib denn, Lenker, frei die Bahn!"

Darauf sagte der Wagenlenker des Königs von Benares zu ihm: „Hör einmal, hast du nun die Tugenden deines Königs aufgezählt?" Und als der es bejaht hatte, sagte er: „Wenn dies Tugenden sind, wie sind denn da die Untugenden?" „Nun, mögen das immerhin Untugenden sein," entgegnete der andere, „welcher Art sind denn aber die Tugenden eures Königs?" „So höre denn", sagte der Erste und sprach den zweiten Vers:

„Durch Sanftmut zwinget er den Zorn,
durch Güte stets den bösen Mann.
Dem Geiz'gen reichlich spendend, greift
er Lug und Trug durch Wahrheit an.
So handelt dieser König hier;
so gib denn, Lenker, frei die Bahn!"

Als er so gesprochen hatte, stiegen sowohl König Mallika als auch sein Wagenlenker vom Wagen, schirrten die Pferde ab, zogen den Wagen beiseite und gaben den Weg für den König von Benares frei. Darauf erteilte der König von Benares dem König Mallika noch allerlei Ermahnungen, wie er sich verhalten sollte, und kehrte dann nach Benares zurück, spendete Almosen und tat andere verdienstliche Werke und ging am Ende seines Lebens in den Himmel ein. Der König Mallika beherzigte seine Ermahnungen, und nachdem er auf dem Lande nachgeforscht hatte und niemanden gefunden hatte, der ihm eine Untugend nachweisen konnte, kehrte er in seine Stadt zurück, spendete Almosen und tat andere verdienstliche Werke und ging am Ende seines Lebens in den Himmel ein.

39. Sawitthaka und sein Sohn

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, mit Bezug auf einen Laienbruder, der seinen Vater ernährte. Der war, so wird erzählt, in einer armen Familie wiedergeboren. Als die Mutter gestorben war, übernahm er die Pflege des Vaters. Er stand früh auf, besorgte Zweige zum Reinigen der Zähne und Wasser zum Waschen des Gesichts und ähnliche Dinge, dann arbeitete er für Lohn oder auf dem Felde, und je nach dem Gelde, das er verdient hatte, erstand er Reiswasser oder Reis oder andere Speise. Einmal sagte nun der Vater zu ihm: „Mein Sohn, du verrichtest ganz allein alle Arbeit in und außer dem Hause. Ich will dich mit einem

Mädchen aus guter Familie verheiraten, die wird dir die Hausarbeit verrichten." — „Vater, wenn Frauen ins Haus kommen, werden sie weder mir noch Euch das Herz froh machen. Denkt doch nicht an so etwas! Ich werde Euch Euer Leben lang pflegen, und nach Euerm Tode werde ich sehen, was zu tun ist." Sein Vater aber verheiratete ihn gegen seinen Willen mit einem Mädchen; die sorgte für ihren Schwiegervater und für ihren Mann und war bescheiden in ihrem Auftreten. Der Mann, der zufrieden mit ihr war, weil sie seinen Vater versorgte, brachte allerlei gute Dinge herbei, soviel er nur erlangen konnte, und gab sie ihr, und sie gab sie dann ihrem Schwiegervater weiter. Nach einiger Zeit aber dachte sie: „Mein Mann gibt alles, was er erlangt, nicht seinem Vater, sondern mir; er hat offenbar die Liebe zu seinem Vater verloren. Ich muß etwas ausfindig machen, wie ich diesen Alten meinem Manne zuwider mache, so daß er ihn aus dem Hause wirft." Von da ab tat sie allerlei Dinge, die den Zorn des Alten erregten: sie machte ihm das Wasser entweder zu kalt oder zu heiß, den Reis entweder zu salzig oder unsalzen, entweder zu hart oder zu weich. Wenn er dann zornig wurde, so schalt sie: „Wer kann diesen alten Mann bedienen?" und entfachte so Streit. Auch beschmutzte sie alle möglichen Orte mit Speichel und anderen ekelerregenden Dingen und reizte dann ihren Mann auf, indem sie sagte: „Sieh, das hat der Vater getan! Und wenn man ihm sagt: ‚tu doch so etwas nicht!' so gerät er in Zorn. Behalt entweder deinen Vater hier im Hause oder mich!" Er aber sagte zu ihr: „Meine Liebe, du bist jung, du kannst überall leben, aber mein Vater ist alt. Wenn du ihn nicht ertragen kannst, so geh aus diesem Hause fort!" Da geriet sie in Angst und dachte: „Von nun ab will ich so etwas nicht wieder tun," und sie fiel ihrem Schwiegervater zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und begann ihn wieder auf die frühere Weise zu pflegen.

Als die Frau sich wieder wie früher benahm, begab sich der Laienbruder wieder zu dem Meister, um die Predigt zu hören, während er an den vorhergehenden Tagen wegen der Plage

mit seiner Frau nicht hingegangen war. Der Meister aber fragte ihn: „Warum, Laienbruder, bist du sieben oder acht Tage nicht zum Hören der Predigt gekommen?“ Er erzählte ihm die Sache. „Jetzt hast du allerdings den Vater auf ihre Rede hin nicht hinausgeworfen,“ sagte der Meister, „einstmals aber hast du auf ihre Rede hin den Vater auf die Leichenstätte gebracht und wolltest ihn in eine Grube eingraben. Ich aber, der ich zur Zeit, wo er sterben sollte, erst sieben Jahre alt war, erklärte dir den Wert der Eltern und hielt dich dadurch vom Vatermorde zurück. Damals sorgtest du, nachdem du meine Rede vernommen hattest, zeitlebens für deinen Vater und erwarbst dir dadurch die Aussicht auf den Himmel. Die Ermahnung, die ich dir gegeben habe, hat dich auch nicht verlassen, als du in ein anderes Dasein übergingst. Aus diesem Grunde hast du jetzt den Vater nicht auf ihre Rede hin hinausgeworfen.“ Und darauf erzählte er ihm auf seine Bitte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, war in einem gewissen Dorfe von Kāsi in einer Familie ein einziger Sohn. Der hieß Sawitthaka. Er sorgte für seine Eltern und später, als die Mutter gestorben war, ernährte er den Vater. So ist alles in derselben Weise zu erzählen wie in der Geschichte aus der Gegenwart. In folgendem aber verläuft die Geschichte anders. Als damals die Frau gesagt hatte: „Sieh, das hat der Vater getan! Und wenn man ihm sagt: ‚tu doch so etwas nicht‘, so gerät er in Zorn,“ fuhr sie fort: „Herr, dein Vater ist heftig und grob und macht beständig Streit. Vom Alter gebrochen, durch Krankheit heimgesucht, wird er bald sterben. Ich kann nicht mit ihm zusammen in einem Hause wohnen. In einigen Tagen wird er ja doch von selbst sterben. Bring ihn auf die Stätte, wo man die Leichen, ohne sie zu verbrennen, hinzuwerfen pflegt, grab eine Grube und wirf ihn da hinein! Dann spalte ihm mit dem Spaten den Schädel, und wenn du ihn umgebracht hast, bedecke ihn mit Erde und komm zurück!“ Als sie immer wieder so zu ihm redete, sagte er: „Meine Liebe, das

Töten eines Menschen ist eine bedenkliche Sache. Wie kann ich ihn töten?" — „Ich werde dir sagen, wie man's machen kann." — „Gut, dann sag's einmal!" — „Herr, geh bei Tagesanbruch dahin, wo der Vater schläft, und sage laut, so daß alle es hören: ‚Vater, in dem und dem Dorf wohnt ein Schuldner von dir. Wenn ich hingehe, bezahlt er mich nicht, und nach deinem Tode wird er überhaupt nicht bezahlen. Darum wollen wir uns morgen auf den Wagen setzen und in der Frühe hinfahren.' Zu der angegebenen Zeit steh dann auf und schirre den Wagen an, setze ihn darauf und bring ihn auf die Leichenstätte! Dann grab ihn in die Grube ein und mache ein Geschrei, er sei von Räubern auf die Seite geschafft, wasche dein Haupt und kehre zurück!" „So läßt es sich machen", stimmte Sawitthaka ihrer Rede zu und machte den Wagen reisefertig.

Er hatte aber einen Sohn von sieben Jahren, der war klug und weise. Der hatte die Rede der Mutter gehört. „Meine Mutter," dachte er, „ist schlecht. Sie treibt meinen Vater zum Vatermord. Ich werde es nicht zulassen, daß er einen Vatermord begeht." Damit ging er leise hin und legte sich bei seinem Großvater nieder.

Zu der Zeit, die die Frau bestimmt hatte, schirrte nun Sawitthaka den Wagen an. „Komm, Vater, wir wollen sehen, wie es mit der Schuld steht", sagte er und ließ ihn auf dem Wagen Platz nehmen. Der Knabe war aber schon vorher auf den Wagen gestiegen. Da Sawitthaka ihn nicht zurückhalten konnte, nahm er ihn mit auf die Leichenstätte. Vater und Sohn ließ er mitsamt dem Wagen abseits stehen, er selbst stieg ab, nahm Spaten und Korb und begann an einem abgelegenen Orte eine viereckige Grube zu graben. Da stieg auch der Knabe ab, ging zu ihm hin und fing, als ob er von nichts wüßte, eine Unterhaltung an, indem er den ersten Vers sprach:

„Nicht Ālupas gibt's hier und nicht Bataten,
Bilālīs nicht und nicht Kalambaknollen.
Im Wald allein, was gräbst du mit dem Spaten
Ein Loch im Leichenfeld? Was magst du wollen?"

Darauf sprach sein Vater den zweiten Vers:

„Dein Großvater ist schwach, mein Sohn; an allen
Gebrechen leidet er in bittrer Pein.
Sein Leben kann mir länger nicht gefallen.
Drum scharr' ich heut ihn in die Grube ein."

Als der Knabe das gehört hatte, sprach er den folgenden Halbvers:

„Den bösen Plan willst du zur Tat verdichten.
Gar hart und grausam dünkt sie mich zu sein."

Nachdem er aber so gesprochen hatte, nahm er den Spaten aus der Hand des Vaters und fing an, nicht weit davon eine zweite Grube zu graben. Der Vater aber ging zu ihm hin und fragte ihn: „Warum gräbst du eine Grube, mein Sohn?" Er teilte es ihm mit, indem er den dritten Vers vollendete:

„Den gleichen Dienst werd' ich auch dir verrichten,
Bricht einst das Alter über dich herein.
Getreu erfüllend unsres Hauses Pflichten
Scharr' ich auch dich dann in die Grube ein."

Darauf sprach der Vater den vierten Vers:

„Das Wort, das ich von dir vernommen habe,
Weißt du wohl auch, wie schneidend weh es tut?
Hart bist du gegen mich und lieblos, Knabe,
Und bist ja doch mein eigen Fleisch und Blut!"

Als er so gesprochen hatte, sprach der weise Knabe drei Verse, einen Vers zur Antwort und zwei Verse als begeisterten Ausspruch:

„Nicht hart bin ich, nicht lieblos bin ich, Vater;
Nein, Lieb' erzeig ich dir und höchste Huld,
Wenn ich der Pflicht gemäß als treuer Rater
Dich zu bewahren suche vor der Schuld.

Dem Bösen, der, Sawittha, schnöder Weise
Die Eltern, die ihn treu gepflegt, verletzt,
Dem ist am Ende seiner Erdenreise
Die Hölle sicherlich als Ziel gesetzt.

Doch wer die Eltern pflegt auf alle Weise,
Mit Speis und Trank, Sawittha, reichlich letzt,
Dem ist am Ende seiner Erdenreise
Der Himmel sicherlich als Ziel gesetzt."

Als der Vater aber diese Auseinandersetzung seines Sohnes über das Rechte vernommen hatte, sprach er den achten Vers:

„Nicht hart bist du, nicht lieblos bist du, Knabe;
Nein, Lieb' erzeigst du mir und höchste Huld.
Die grause Tat, die ich geplanet habe,
Die Mutter riet sie. Ihr gebührt die Schuld!"

Als der Sohn das gehört hatte, sagte er: „Vater, wenn die Frauen nicht bestraft werden, wenn sie sich etwas haben zuschulden kommen lassen, so begehen sie immer wieder Sünde. Damit meine Mutter so etwas nicht wieder tut, muß man sie demütigen." Und damit sprach er den neunten Vers:

„Die Niedrige, die du zum Weib genommen,
Die meine Mutter ist, die mich gebar,
Zum Haus hinaus mit ihr! Was kann sie frommen?
Sie bringt nur neues Leid dir und Gefahr."

Als Sawitthaka die Rede des weisen Sohnes gehört hatte, da wurde er froh. „Wir wollen gehen, meine Lieben," sagte er, setzte sich mit seinem Sohne und seinem Vater auf den Wagen und fuhr ab.

Das böse Weib aber dachte hocherfreut: „Der Unhold ist aus unserm Hause fort." Nachdem sie mit frischem Kuhdung gefegt und Milchreis gekocht hatte, schaute sie auf dem Wege, wo ihr Mann und ihr Sohn kommen mußten, aus. Als sie sie mit dem Alten kommen sah, da dachte sie voll Grimm: „Da war der Unhold nun fort und da bringt er ihn wieder!" und

sie schimpfte: „Heh da, du Nichtsnutz! Da war der Unhold nun fort, und da bringst du ihn wieder!“ Ohne ein Wort zu sagen, schirrte Sawitthaka den Wagen ab; dann aber fuhr er sie an: „Was sagst du, du schlechtes Weib?“, gab ihr eine tüchtige Tracht Prügel und warf sie kopfüber hinaus, indem er ihr nachrief: „Von heut ab laß dich nicht wieder in diesem Hause sehen!“ Darauf ließ er den Vater und den Sohn baden, badete sich selbst und dann ließen sich die drei den Milchreis schmecken.

Das böse Weib aber blieb ein paar Tage in einem andern Hause. Da sagte der Sohn zum Vater: „Vater, meine Mutter ist durch dies alles noch nicht klug geworden. Um meine Mutter klein zu kriegen, laß verlauten: ‚In dem und dem Dorfe lebt die Tochter meines mütterlichen Oheims; die wird für meinen Vater, meinen Sohn und mich selbst sorgen. Ich will sie zur Frau nehmen.‘ Und dann nimm Kränze und Wohlgerüche und dergleichen Dinge und fahr auf einem Wagen fort, streife auf dem Felde umher und komm erst am Abend zurück!“ Der tat so. Die Frauen im Nachbarhause berichteten der Frau: „Dein Mann ist, wie wir hören, in das und das Dorf gegangen, um sich eine andere Frau zu holen.“ Da dachte sie: „Jetzt ist es um mich geschehen. Es bietet sich mir keine Gelegenheit wieder,“ und in ihrer Herzensangst beschloß sie den Sohn zu bitten. Leise stahl sie sich zu ihrem Sohne, fiel ihm zu Füßen und sagte: „Außer dir gibt es keinen Menschen, der mir helfen könnte. Von jetzt ab will ich deines Vaters und deines Großvaters warten, wie man eines prächtig geschmückten Heiligtums wartet. Verschaffe mir den Eintritt in dieses Haus wieder!“ „Gut, Mutter,“ antwortete er, „ich werde es tun, wenn Ihr nie wieder etwas Derartiges begeht. Nehmt Euch wohl in acht!“ Und er sprach, als der Vater zurückkam, den zehnten Vers:

„Die Niedrige, die du zum Weib genommen,
Die meine Mutter ist, die mich gebar,
Die Böse, mag sie denn jetzt wiederkommen,
Ein Elefant, gezähmt, der Tücke bar.“

Nachdem er so zu dem Vater gesprochen hatte, ging er hin und holte die Mutter herbei. Sie bat ihren Mann und ihren Schwiegervater um Verzeihung und war seitdem gezähmt und sorgte in treuer Pflichterfüllung für ihren Mann und ihren Schwiegervater und ihren Sohn. Und die beiden, der Ermahnung des Sohnes folgend, spendeten Almosen und taten andere verdienstliche Werke und erwarben so die Aussicht auf den Himmel.

Als der Meister diese Unterweisung erteilt und die Wahrheiten verkündet hatte, verknüpfte er das Dschātaka: (Am Ende der Wahrheiten erlangte der Mann, der seinen Vater ernährte, den Genuß des Grades der in den Strom Gelangten). „Damals waren der Vater und der Sohn und die Schwiegertochter dieselben wie jetzt, der weise Knabe aber war ich."

40. König Assaka und der Mistkäfer

Einstmals regierte im Reiche von Kāsi in einer Stadt namens Pōtali ein König, der hieß Assaka. Seine Hauptgemahlin hieß Ubbarī, die war lieb und hold und anmutig und schön. Ihre Schönheit übertraf die der Menschen, wenn sie auch die der Götter nicht erreichte. Die starb. Der Schmerz über ihren Tod überwältigte den König, er war unglücklich und tief betrübt. Er ließ ihre Leiche in einen Sarg tun, sie in Öl und Salben legen und unter sein Bett stellen, und ohne Nahrung zu sich zu nehmen, weinend und klagend lag er da. Die Eltern und die übrigen Verwandten, die Freunde und die Minister, die Brahmanen und die Haushalter, sie alle sprachen ihm zu: „Traure nicht, großer König, vergänglich sind die Gestaltungen." Es gelang ihnen aber nicht, ihn mit solchen und ähnlichen Reden zur Vernunft zu bringen.

Während er so trauerte, waren sieben Tage vergangen. Zu der Zeit hielt sich der Bōdhisatta, der damals ein Büßer im Be-

sitz der fünf übernatürlichen Kräfte und der acht Stufen der Versenkung war, in der Gegend des Himalaja auf. Als er mit gesteigerter Sehkraft mit seinem göttlichen Auge Indien überschaute, da sah er den König, wie er so klagte, und beschloß ihm zu helfen. Mit Hilfe seiner übernatürlichen Zauberkraft erhob er sich in die Luft, ließ sich im Park des Königs herab und setzte sich auf die Steinbank, die der König bei festlichen Gelegenheiten zu benutzen pflegte, nieder, einer goldenen Statue vergleichbar.

Es war aber ein junger Brahmane aus der Stadt Pōtali in den Park gegangen. Als der den Bōdhisatta erblickte, begrüßte er ihn ehrerbietig und setzte sich nieder. Der Bōdhisatta hieß ihn freundlich willkommen und fragte: „Herrscht der König in Gerechtigkeit, junger Mann?" — „Ja, Ehrwürdiger, der König herrscht in Gerechtigkeit. Seine Frau ist ihm aber gestorben. Er hat ihre Leiche in einen Sarg legen lassen und liegt nun jammernd da. Heut ist es schon der siebente Tag. Warum befreit Ihr nicht den König von solchem Leid? Ist es wohl recht, daß der König so leidet, wenn es so fromme Leute gibt wie Ihr?" — „Ich kenne den König nicht, junger Mann. Wenn er aber zu mir kommen und mich befragen sollte, so werde ich ihm den Ort, wo sein Weib wiedergeboren ist, zeigen und werde sie veranlassen, in Gegenwart des Königs zu sprechen." — „So bleibt denn an dieser Stelle sitzen, Ehrwürdiger, bis ich den König herführe", sagte der junge Brahmane, und als der Bōdhisatta es ihm versprochen hatte, ging er zum Könige, teilte ihm die Sache mit und sagte ihm, er müsse zu diesem Manne, der das göttliche Auge besäße, gehen. „Ich werde Ubbarī zu sehen bekommen", dachte der König, bestieg frohen Herzens seinen Wagen und begab sich dorthin. Nachdem er den Bōdhisatta ehrerbietig begrüßt hatte, setzte er sich ihm zur Seite nieder und fragte: „Ist es denn wirklich wahr, daß Ihr den Ort kennt, wo die Königin wiedergeboren ist?" — „Allerdings, großer König." — „Wo ist sie wiedergeboren?" — „Weil sie in ihre Schönheit vernarrt war, wurde sie träge, großer König, und tat keine guten Werke, und darum ist sie

hier in diesem Parke als Mistkäfer wiedergeboren worden." — „Das glaube ich nicht!" — „So werde ich sie dir zeigen und sie zum Reden bringen." — „Gut, bring sie zum Reden!" — „Einen Klumpen Mist rollend, sollen die beiden Käfer vor dem König erscheinen," befahl der Bōdhisatta und bewirkte durch seine übernatürliche Macht ihr Kommen. Sie stellten sich an dem befohlenen Orte ein. Der Bōdhisatta zeigte auf den einen Käfer, indem er sagte: „Dies, großer König, ist deine Königin Ubbarī. Nachdem sie dich verlassen hat, folgt sie einem Mistkäfer. Betrachte sie dir!" — „Ehrwürdiger, ich glaube es nicht, daß Ubbarī als Mistkäfer wiedergeboren ist." — „So werde ich sie reden lassen, großer König." — „Laß sie reden, Ehrwürdiger!" Da ließ der Bōdhisatta sie durch seine übernatürliche Macht reden. „Ubbarī!" sagte er. „Was wünscht Ihr, Ehrwürdiger?" antwortete sie mit menschlicher Stimme. „Was warst du in deinem früheren Dasein?" — „Ehrwürdiger, ich war die Hauptgemahlin des Königs Assaka und hieß Ubbarī." — „Wen liebst du aber jetzt, den König Assaka oder den Mistkäfer?" — „Ehrwürdiger, das war meine frühere Geburt. Damals wandelte ich mit jenem in diesem Parke, mich der Genüsse freuend, die Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl bieten. Was ist er mir aber jetzt, seit ich jenes Dasein auch in der Erinnerung abgeschlossen habe? Jetzt könnte ich den König Assaka ermorden und mit dem Blute seiner Kehle die Füße meines Gatten, des Mistkäfers, beschmieren." So sagte sie und sprach dann inmitten der Versammlung mit menschlicher Stimme die folgenden Verse:

„Mit König Assaka erging
ich einstmals mich auf diesem Feld.
Ich hing an ihm, er hing an mir,
in Lieb' und Ehe mir gesellt.

Doch neues Glück und Leid bewirkt,
daß man das alte ganz vergißt.
Mehr als den König Assaka
lieb' ich den Käfer drum im Mist."

Als König Assaka dies gehört hatte, wurde er von Reue erfüllt und befahl auf der Stelle, den Leichnam fortzuschaffen. Dann wusch er sich das Haupt, verabschiedete sich ehrerbietig von dem Bōdhisatta, zog in die Stadt ein, nahm sich eine andere Hauptgemahlin und regierte in Gerechtigkeit. Der Bōdhisatta aber kehrte, nachdem er den König durch seine Belehrung von seinem Schmerz befreit hatte, in den Himalaja zurück.

41. Wie Sudschāta den Vater tröstet

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta im Hause eines Gutsbesitzers wiedergeboren. Man nannte ihn den jungen Sudschāta. Als er herangewachsen war, starb sein Großvater. Der Vater aber gab sich seit der Zeit, daß sein Vater gestorben war, ganz dem Kummer hin. Er holte die Knochen von der Verbrennungsstätte und legte sie in einem Stūpa aus Erde nieder, den er im Parke errichtete. So oft er dort hinging, verehrte er den Stūpa mit Blumen und umkreiste ihn wehklagend. Er badete sich nicht mehr, er salbte sich nicht, er aß nicht, er besorgte seine Arbeit nicht. Als der Bōdhisatta dies sah, dachte er: „Seit der Großvater gestorben ist, gibt sich mein Vater beständig dem Kummer hin. Kein anderer als ich kann ihn aber wieder zur Vernunft bringen. Ich weiß ein Mittel, durch das ich ihn vom Kummer befreien werde." Als er außerhalb der Stadt einen toten Ochsen gesehen hatte, holte er Gras und Wasser, stellte es vor ihn hin und sagte fortwährend: „Friß doch, friß! Trink doch, trink!" Alle, die vorüberkamen und ihn sahen, sagten: „Freund Sudschāta, bist du toll, daß du einem toten Ochsen Gras und Wasser reichst?" Er erwiderte nichts. Da gingen sie zu seinem Vater und sagten: „Dein Sohn ist toll geworden, er reicht einem toten Ochsen Gras und Wasser." Als der Gutsbesitzer das hörte, vergaß er den Kummer um den Vater und wurde

von Kummer um den Sohn erfüllt. Eilig ging er hin und sagte: „Du bist doch verständig, lieber Sudschāta. Warum reichst du denn einem toten Ochsen Gras und Wasser?“ Und er sprach die beiden Verse:

„Was schneidest du denn grünes Gras
so eifrig ohne Rast und Ruh,
Und redest ständig ‚Friß doch, friß!‘
dem alten toten Ochsen zu?

Nicht Speis und Trank bewirken, daß
ein toter Ochse aufersteht.
All dein Gejammer ist umsonst.
du bist ja wirklich wie verdreht.“

Darauf sprach der Bōdhisatta zwei Verse:

„Noch ist vorhanden Kopf und Schwanz,
noch sind die Füße ja zu sehn,
Die Ohren auch. Ich meine doch,
der tote Ochs könnt' auferstehn.

Von Großpapa ist nichts zu sehn,
nicht Kopf, noch Hand, noch Fuß besteht,
Und doch weinst du an seinem Grab.
Wer ist denn nun von uns verdreht?“

Als der Vater des Bōdhisatta das hörte, dachte er: „Mein Sohn ist klug. Er weiß, was man für diese und jene Welt zu tun hat. Um mich zur Vernunft zu bringen, hat er dies getan.“ „Lieber, kluger Sudschāta,“ sagte er, „ich habe erkannt, daß alle Gestaltungen unbeständig sind. Von nun an werde ich nicht mehr trauern. So muß ein Sohn beschaffen sein, der den Vater von Kummer befreit.“ Und den Sohn preisend, sprach er:

„Gleichwie ein Feuer, fettgenährt,
flammt' ich in Pein. Da kamest du
Und gossest Wasser in die Glut,
und aller Schmerz erlosch im Nu.

Du rissest mir den Stachel aus,
der tief sich mir gebohrt ins Herz;
Dem durch des Vaters Tod vor Gram
Gebeugten nahmst du seinen Schmerz.

Von Gram und Stachel fühl' ich nichts,
nichts, was der Seele Frieden stört.
Ich traure nicht, ich weine nicht,
seitdem ich dich, mein Sohn, gehört.

So handeln Weise. Mitleidsvoll
befreien sie von Schmerz und Gram,
Gleichwie Sudschātas weises Wort
dem Vater seinen Kummer nahm."

42. Der Bote des Magens

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, war der Bōdhisatta sein Sohn. Als er herangewachsen war, studierte er die Künste zu Takkasilā und kam nach des Vaters Tode zur Herrschaft. Er war sehr wählerisch im Essen und Trinken, daher nannte man ihn König Leckermaul. Er pflegte, wie man erzählt, in solcher Aufmachung zu tafeln, daß ihm eine einzige Schüssel Speise auf hunderttausend Kahāpanas zu stehen kam. Wenn er aber speiste, so pflegte er das nicht innerhalb des Hauses zu tun, sondern da er das Volk zu veranlassen wünschte, sich durch den Anblick seines Tafelns ein Verdienst zu erwerben, so ließ er vor dem Tore des Palastes einen edelsteinbedeckten Pavillon errichten und ihn zur Zeit, wenn er Tafel hielt, schmücken, und dann ließ er sich auf dem goldenen königlichen Diwan, über dem ein weißer Sonnenschirm aufgespannt war, nieder und speiste, von adeligen Mädchen umgeben, aus goldener Schüssel, die Hunderttausende wert war, Speisen von hundertfältigem Wohlgeschmack.

Nun hatte einmal ein genußsüchtiger Mensch seinem Tafeln zugesehen, und die Lust, von diesem Mahle zu essen, war dabei in ihm wach geworden. Er konnte seine Begierde nicht bezähmen, und schließlich fiel ihm ein Mittel ein, wie er dazu kommen könnte. Er band sich sein Gewand fest um den Leib, streckte die Arme empor und lief mit dem lauten Rufe: „Halloh, ich bin ein Bote, ein Bote!" auf den König zu. — Es war aber zu jener Zeit in jenem Lande der Brauch, daß man einen, der rief, er sei ein Bote, nicht zurückhielt. — Daher teilte sich die Volksmenge und machte ihm Platz. Eilig lief er herbei, ergriff einen Bissen von der Schüssel des Königs und steckte ihn in den Mund. Da zog der Schwertträger das Schwert, um ihm den Kopf abzuschlagen. Doch der König hielt ihn zurück: „Schlag nicht!" sagte er, und zu dem Manne gewendet fügte er hinzu: „Fürchte dich nicht, iß nur!" Der wusch sich die Hände und setzte sich nieder, und am Ende der Mahlzeit ließ ihm der König Wasser, wie er es selbst trank, und Betel reichen und fragte ihn: „Nun, Mann, du sagst, du seist ein Bote. Wessen Bote bist du denn?" „Großer König," antwortete er, „ich bin ein Bote der Gier, ein Bote des Magens. Die Gier hat mich geheißen zu gehen und mich als ihren Boten geschickt." Und er sprach die beiden ersten Verse:

„Für den sie in die Ferne gehn,
Und selbst beim Feinde bettelnd stehn,
Der Magen war's, der mich bestellt
Zum Boten. Zürne mir nicht, Held!

Der immerdar in seine Macht
Die Menschen zwingt bei Tag und Nacht,
Der Magen war's, der mich bestellt
Zum Boten. Zürne mir nicht, Held!"

Als der König die Rede des Mannes vernommen hatte, war er mit ihm zufrieden und sagte: „Es ist wahr, die Wesen hier sind Boten des Magens. Aus Gier wandern sie umher, und die Gier treibt diese Wesen umher. Ach, wie hübsch hat dieser Mann das gesagt!" Und er sprach den dritten Vers:

„Ich will als Gabe dir, Brahmane, senden
Ein Tausend roter Kühe samt dem Stier.
Wie sollt ein Bote nicht dem andern spenden?
Denn, ach, des Magens Bote sind auch wir.“

So sprach er und fügte hinzu: „Dieser große Mann hat mir etwas verkündet, was zuvor noch nicht gehört, gedacht oder getan worden ist“, und erfreuten Herzens überhäufte er ihn mit vielen Ehren.

43. Der Wert eines Bruders

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf eine gewisse Frau vom Lande. Einstmals pflügten nämlich im Kōsalareiche drei Leute am Rande eines gewissen Waldes. Zur selben Zeit hatten Räuber Leute im Innern des Waldes ausgeplündert und hatten sich dann davongemacht. Die Leute, die nach den Räubern suchten, ohne sie zu finden, kamen an jenen Ort und sagten: „Ihr habt die Räubereien im Walde verübt und tut nun, als ob ihr Landleute wäret,“ und sie banden die vermeintlichen Räuber, schleppten sie fort und brachten sie vor den König von Kōsala. Da kam eine Frau und umkreiste immer wieder den Palast des Königs, indem sie klagend rief: „Gebt mir ein Gewand, gebt mir ein Gewand!“ Der König hörte ihr Geschrei und befahl, ihr ein Gewand zu geben. Man brachte ihr ein Kleid. Als sie es erblickte, sagte sie: „Das ist nicht das Gewand, um das ich gebeten habe.“ Die Leute gingen hin und berichteten dem Könige: „Das ist nicht das Gewand, von dem sie redet; sie meint ihren Gatten, wenn sie von einem Gewande spricht.“ Da ließ der König sie kommen und fragte sie: „Meinst du mit dem Gewand, um das du bittest, deinen Gatten?“ — „Ja, Herr, denn der Gatte ist das Gewand für die Frau. Wenn der Gatte fehlt, ist die Frau nackt, und wäre sie auch in ein Kleid

gekleidet, das Tausende wert ist." Zum Beweise dieses Satzes ist aber der Spruch anzuführen:

Wasserlos ist nackt der Fluß,
  herrscherlos ist nackt das Reich,
Ohne Mann ist nackt die Frau,
  hätte sie zehn Brüder gleich.

Der König, gnädig gegen sie gestimmt, fragte weiter, in welchem Verhältnis die drei Leute zu ihr stünden. „Einer ist mein Gatte, Herr," antwortete sie, „einer mein Bruder, einer mein Sohn." „Du gefällst mir! Einen von den dreien will ich dir schenken. Welchen willst du haben?" fragte der König. „Herr," antwortete sie, „solange ich lebe, kann ich jemanden zum Gatten wiederbekommen, und auch einen Sohn kann ich wiederbekommen, aber da meine Eltern tot sind, ist ein Bruder kaum wiederzubekommen. Schenke mir den Bruder, Herr!" Der König, dem das gefiel, ließ sie alle drei frei. So wurden durch die eine Frau drei Leute aus ihrer Not gerettet.

Diese Sache wurde in der Mönchsgemeinde bekannt. Eines Tages nun saßen die Mönche in der Lehrhalle beieinander und sprachen darüber, was jene Frau Gutes getan habe. „Brüder," sagten sie, „durch eine Frau sind drei Menschen aus ihrer Not gerettet worden." Da kam der Meister hinzu und fragte: „Wovon sprecht ihr jetzt, ihr Mönche, während ihr hier beieinander sitzt?" „Von dem und dem", antworteten sie. „Nicht nur jetzt hat jene Frau, ihr Mönche, die drei Leute aus ihrer Not gerettet, auch schon früher hat sie sie gerettet," sagte der Meister und erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, pflügten drei Leute am Rande eines Waldes — und so geht die Geschichte weiter genau so wie vorher. Damals aber antwortete die Frau auf die Frage des Königs, welchen von den drei Leuten sie wünsche: „Könnt Ihr mir nicht alle drei schenken, Herr?" — „Nein, das kann ich nicht." — „Wenn Ihr mir nicht alle drei schenken könnt, so schenkt mir den Bruder!" — „Nimm

doch den Sohn oder den Gatten! Was willst du mit dem Bruder?" erwiderte der König. „Jene, Herr, kann man leicht wiederbekommen, einen Bruder aber kann man kaum wiederbekommen," entgegnete sie und sprach den folgenden Vers:

„Im Schoße ruht mir, Herr, ein Sohn,
die Straße bringt mir einen Mann,
Doch find' ich nicht den Ort, woher
ich einen Bruder nehmen kann."

Da dachte der König erfreuten Herzens: „Diese Frau spricht die Wahrheit", ließ alle drei aus dem Gefängnis herausführen und schenkte sie ihr, und sie ging mit den dreien davon."

Als der Meister diese Unterweisung über das rechte Verhalten erteilt hatte, um den Mönchen zu zeigen, daß nicht nur jetzt, sondern auch schon früher jene Frau diese drei Leute aus ihrer Not gerettet habe, stellte er die Verbindung her und verknüpfte das Dschātaka: „Die vier von damals waren die vier von heute, der König aber zu der Zeit war ich."

44. Die von Mäusen gefressene Pflugschar

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta in einer Ministerfamilie wiedergeboren, und als er herangewachsen war, wurde er Oberrichter. Damals lebten zwei Kaufleute, von denen der eine auf dem Dorfe, der andere in der Stadt wohnte. Die waren miteinander befreundet. Der Dorfbewohner gab dem Stadtbewohner fünfhundert Pflugscharen in Verwahrung. Der verkaufte die Pflugscharen, steckte den Erlös ein und streute an der Stelle, wo die Pflugscharen gelegen hatten, Mäusedreck. Nach einiger Zeit kam der Dorfbewohner und sagte: „Gib mir doch eine Pflugschar!" „Deine Pflugscharen sind von den Mäusen gefressen", sagte der betrügerische Kaufmann und zeigte auf den Mäuse-

dreck. „Mag sein, daß sie gefressen sind", sagte der andere, „wenn die Mäuse sie gefressen haben, was soll man da machen?" Damit ging er fort, um zu baden, und nahm den Sohn des betrügerischen Kaufmanns mit sich. Er brachte ihn aber in das Haus eines Freundes. „Laßt ihn nirgendwohin gehen", sagte er und hieß den Jungen im Schlafzimmer bleiben. Nachdem er dann selbst gebadet hatte, kehrte er in das Haus des betrügerischen Kaufmannes zurück. „Wo ist mein Sohn?" fragte der. „Lieber Freund, ich hatte deinem Sohn gesagt, er solle am Ufer stehenbleiben, und war selbst im Wasser untergetaucht. Da kam ein Falke, umklammerte deinen Sohn mit seinen Krallen und flog mit ihm in die Luft. Ich klatschte in die Hände und schrie, aber so viel Mühe ich mir auch gab, ich konnte ihn nicht befreien." — „Du lügst, ein Falke kann unmöglich Kinder forttragen!" — „Das mag wohl sein, lieber Freund, aber auch wenn es nicht in der Ordnung ist, was kann ich dabei machen? Es war nun mal ein Falke, der deinen Sohn entführt hat." Da bedrohte der andere ihn: „Warte nur, du räuberischer Schurke, du Mörder, jetzt geh ich hin und laß dich vors Gericht schleppen!" Und schon rannte er fort. „Es ist mir ganz recht, wenn du das tust", sagte der andere und ging mit ihm zum Gerichtshof.

Der betrügerische Kaufmann sprach zum Bōdhisatta: „Herr, dieser Mann ist mit meinem Sohn zum Baden gegangen, und als ich ihn dann fragte, wo mein Sohn wäre, antwortete er, ein Falke habe ihn geraubt. Entscheidet meine Sache!" — „Hör mal, ist das wahr?" fragte der Bōdhisatta den anderen. „Ja Herr, ich habe ihn mitgenommen, und es ist wahr, Herr, daß ihn ein Falke geraubt hat." — „Wie können denn aber in aller Welt Falken Kinder rauben?" — „Herr, auch ich will eine Frage an Euch stellen. Falken können nicht Kinder packen und mit ihnen durch die Luft fliegen. Können aber Mäuse eiserne Pflugscharen fressen?" — „Was soll das heißen?" — „Herr, ich hatte im Hause dieses Mannes fünfhundert Pflugscharen in Verwahrung gegeben. Dieser Mann behauptet nun, meine Pflugscharen seien von Mäusen gefressen und zeigt mir

den Dreck der Mäuse, die meine Pflugscharen gefressen haben sollen. Herr, wenn Mäuse Pflugscharen fressen, dann können wohl auch Falken Kinder rauben. Wenn sie sie aber nicht fressen, dann werden auch wohl die Falken den Jungen nicht geraubt haben. Dieser aber behauptet, meine Pflugscharen seien von den Mäusen gefressen. Findet heraus, ob sie gefressen sind oder nicht, und entscheidet meine Sache!" Da merkte der Bōdhisatta, daß der Mann wohl beabsichtigt habe, den Betrüger durch einen Gegenbetrug zu schlagen. „Das hast du dir gut ausgedacht!" sagte er und sprach die folgenden Verse:

„Ein guter Plan, Trug gegen Trug zu wagen,
Die Lüge mit der Lüge zu parieren!
Warum, wenn Mäuse eine Pflugschar nagen,
Kann nicht ein Falke auch ein Kind entführen?

Ein Schelm zwingt auch wohl einen Schelmen nieder,
Und ein Betrüger wird durch Trug betrogen.
Du, dem der Sohn fehlt, gib die Pflugschar wieder
Und nimm dafür den Sohn, der dir entzogen."

So bekam der, der den Sohn verloren hatte, seinen Sohn wieder und der, der die Pflugscharen verloren hatte, seine Pflugschar zurück, und beide fuhren dahin nach ihren Werken.

45. Die Wirkung des Niesens

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf einen Brahmanen, der der Schwertzeichendeuter bei dem König von Kōsala war. Dieser pflegte, wie berichtet wird, wenn die Schmiede dem Könige Schwerter brachten, die Schwertzeichen nach Beriechung des Schwertes anzugeben. Wenn die Leute ihm etwas zusteckten, so pflegte er zu ihnen zu sagen, das Schwert sei mit guten

Zeichen versehen; wenn sie ihm aber nichts zusteckten, so tadelte er ihr Schwert und sagte, es habe keine guten Zeichen.

Nun hatte einmal ein Schmied ein Schwert verfertigt und trug es zum Könige. In die Scheide aber hatte er feingestoßenen Pfeffer gestreut. Der König ließ den Brahmanen kommen und befahl ihm, das Schwert zu prüfen. Der Brahmane zog das Schwert aus der Scheide und beroch es. Da drang ihm der feingestoßene Pfeffer in die Nase und reizte ihn zum Niesen. Beim Niesen aber schlug ihm die Nase gegen die Schneide des Schwertes und wurde aufgeschlitzt.

In der Mönchsgemeinde war es aber bekannt geworden, daß ihm die Nase aufgeschlitzt worden war. Eines Tages nun begannen die Mönche in der Lehrhalle ein Gespräch: „Brüder, sie sagen, der Schwertzeichendeuter des Königs hat sich beim Deuten der Schwertzeichen die Nase aufgeschlitzt." Da kam der Meister herzu und fragte: „Wovon sprecht ihr jetzt, ihr Mönche, während ihr hier beieinander sitzt?" „Von dem und dem", antworteten sie. „Nicht nur jetzt, ihr Mönche," sagte der Meister, „wurde dem Brahmanen, als er das Schwert beroch, die Nase aufgeschlitzt, auch früher schon ist es ihm gerade so ergangen." Und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, hatte er einen Brahmanen als Schwertzeichendeuter. Alles geschah gerade so wie in der Geschichte aus der Gegenwart. Der König aber schickte ihm Ärzte, ließ ihm die Nasenspitze wieder in Ordnung bringen und ihm eine Übernase aus Lack machen. Dann nahm er ihn wieder in seine Dienste.

Der König von Benares hatte aber keinen Sohn, er hatte nur eine Tochter und einen Neffen, den Sohn seiner Schwester. Er zog sie beide in seinem Hause auf, und da sie zusammen aufgezogen wurden, verliebten sie sich ineinander. Der König aber ließ die Minister kommen und sagte: „Mein Neffe soll der Herr dieses Reiches sein, ihm will ich meine Tochter geben und ihn zum Könige weihen." Dann aber überlegte er wieder: „Mein Neffe ist sowieso mein Verwandter. Ich werde ihm

eine andere Prinzessin zur Frau geben und ihn zum Könige weihen, und meine Tochter an einen anderen König verheiraten. Auf diese Weise wird unsere Verwandtschaft zahlreich werden, und wir werden über zwei Könige Herr sein." Nachdem er sich mit seinen Ministern beraten hatte und zu dem Schlusse gekommen war, daß man die beiden trennen müsse, ließ er den Neffen in dem einen und die Tochter in einem anderen Palaste wohnen.

Als die beiden aber das Alter von sechzehn Jahren erreicht hatten, da waren sie in heftiger Liebe zueinander entbrannt. „Auf welche Weise kann ich nur die Tochter meines Oheims aus dem Königspalaste herausbekommen?" dachte der Prinz und schließlich fiel ihm ein Mittel ein. Er ließ eine große Wahrsagerin kommen, gab ihr einen Beutel mit tausend Kahāpanas und auf ihre Frage, was sie dafür tun sollte, sagte er: „Mutter, wenn du etwas unternimmst, schlägt es nicht fehl. Erfinde irgend etwas, um zu bewirken, daß mein Oheim die Prinzessin aus dem Innern des Palastes herausläßt!" — „Gut, Herr, ich werde zum Könige gehen und folgendermaßen sprechen: ‚Herr, über der Prinzessin schwebt ein Unheil. Nachdem es so lange Zeit hat verstreichen lassen, wird es nicht länger warten. Ich will an dem und dem Tage die Prinzessin in einen Wagen setzen, will viele Bewaffnete mitnehmen und mit großem Gefolge auf die Leichenstätte fahren. Auf der runden Terrasse werde ich einen Toten unter ein Bett legen lassen und auf das Bett die Prinzessin legen und sie mit hundert und acht Krügen voll Duftwasser baden und so das Unheil hinwegschwemmen.' Nachdem ich so gesprochen habe, werde ich die Prinzessin auf die Leichenstätte bringen, du aber begib dich an dem Tage, wo wir dorthin fahren, schon vor uns zu Wagen, von deinen eigenen bewaffneten Leuten umgeben, nach der Leichenstätte. Nimm aber ein wenig gestoßenen Pfeffer mit! Den Wagen laß dann an einer bestimmten Stelle vor dem Tore der Leichenstätte halten und schicke deine Bewaffneten in den Wald an der Leichenstätte! Du selbst aber begib dich zu der runden Terrasse auf der Leichenstätte und lege dich zusammengekrümmt wie

ein Toter nieder! Ich werde dann dorthin kommen, das Bett über dich stellen, die Prinzessin vom Wagen heben und darauflegen. In dem Augenblick mußt du dir den gestoßenen Pfeffer in die Nase streuen und zwei- oder dreimal niesen. Sobald du niesest, werden wir die Prinzessin im Stiche lassen und davonlaufen. Dann komm herbei, laß die Prinzessin ihr Haupt baden und bade auch selbst dein Haupt und geh mit ihr in deinen eigenen Palast!" „Gut, das ist ein vortrefflicher Plan", stimmte der Prinz zu.

Die Wahrsagerin ging nun hin und trug die Sache dem Könige vor, und der war damit einverstanden. Die Prinzessin aber weihte sie in den geheimen Plan ein, und auch die war damit einverstanden. An dem für den Auszug bestimmten Tage gab sie dem Prinzen einen Wink und begab sich dann mit großem Gefolge auf die Leichenstätte. Zu der Wache sagte sie, um ihr bange zu machen: „Wenn ich die Prinzessin auf das Bett gelegt habe, wird der Tote unter dem Bette niesen, und wenn er geniest hat, wird er unter dem Bett hervorkriechen, und wen er zuerst erblickt, den wird er packen. Nehmt euch in acht!"

Der Prinz war schon vorher hingegangen und hatte sich, wie angegeben, dort niedergelegt. Die große Wahrsagerin hob die Prinzessin vom Wagen, ging mit ihr dahin, wo die runde Terrasse war, indem sie ihr zuredete, sich nicht zu fürchten, und legte sie auf das Bett nieder. In demselben Augenblick nieste der Prinz, der sich den gestoßenen Pfeffer in die Nase gestreut hatte. Kaum hatte er geniest, so ließ die große Wahrsagerin die Prinzessin im Stich und lief als erste von allen unter lautem Geheule davon. Als sie die Flucht ergriffen hatte, ließ sich niemand mehr halten; alle warfen die mannigfachen Waffen, die sie trugen, fort und liefen davon. Der Prinz tat alles wie verabredet und begab sich dann mit der Prinzessin in seinen eigenen Palast. Die Wahrsagerin aber ging zum König und berichtete ihm die Sache. Da gab der König seine Einwilligung. „Eigentlich habe ich sie ja gerade für ihn aufgezogen," sagte er, „nun ist es gekommen, wie wenn man Butter auf den Milchreis gießt." Später übertrug er seinem

Neffen die Herrschaft und machte seine Tochter zur Hauptkönigin, und der Prinz lebte mit ihr in Eintracht zusammen und führte die Herrschaft in Gerechtigkeit.

Der Schwertzeichendeuter aber stand in seinen Diensten. Eines Tages nun hatte er sich zum Dienst bei dem Könige begeben und mußte in der Sonne stehen, während er seine Aufwartung machte. Da schmolz der Lack, und die Übernase fiel zur Erde. Das Haupt vor Scham gesenkt, stand er da. Da sprach der König lachend zu ihm: „Grämt Euch nicht, Meister! Für den einen ist das Niesen etwas Gutes, für den anderen etwas Schlechtes. Euch wurde die Nase beim Niesen aufgeschlitzt, wir aber bekamen die Tochter des Oheims und mit ihr die Herrschaft." Und er sprach den folgenden Vers:

„Was böse für den einen ist,
ist für den andern grade recht.
Das zeigt: Nichts ist ausschließlich gut,
nichts in der Welt ausschließlich schlecht."

So erklärte er mit diesem Verse die Sache, und nachdem er Almosen gespendet und andere verdienstliche Werke getan hatte, fuhr er dahin nach seinen Taten.

Nachdem der Meister durch diese Unterweisung klargemacht hatte, daß das, was die Welt für gut oder schlecht erachtet, nur relativ sei, verknüpfte er das Dschātaka: „Der Schwertzeichendeuter von damals war der Schwertzeichendeuter von heute, der Neffe, der König wurde, aber war ich."

46. Die hochmütige Sudschātā

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, war der Bōdhisatta sein Minister, der ihn in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten beriet. Eines Tages stand aber der König an dem geöffneten großen Fenster und blickte in den Palasthof hinab. In diesem Augenblicke ging die schöne Tochter eines

Grünkramhändlers, die in der Blüte ihrer Jugend stand, einen Korb mit Brustbeeren auf dem Kopfe, durch den Palasthof und rief: „Kauft Brustbeeren! Kauft Brustbeeren!" Als der König ihren Ruf vernahm, verliebte er sich in sie, und als er erfahren hatte, daß sie noch keinen Mann hätte, ließ er sie kommen und setzte sie zu seiner Hauptgemahlin ein und erwies ihr große Ehren. Sie war dem König lieb und wert.

Eines Tages nun saß der König da und speiste Brustbeeren aus goldener Schüssel. Die Königin Sudschātā, die zusah, wie der König die Brustbeeren aß, fragte ihn: „Großer König, was eßt Ihr denn da?" indem sie den ersten Vers sprach:

„Was sind denn das für Eierchen
in dieser Messingschüssel hier?
Die roten, hübschen Dinger, Herr,
wie heißen sie? Ach, sagt es mir!"

Da wurde der König zornig und sagte: „Du Tochter eines Grünkramhändlers, die du mit Brustbeerenfrüchten handeltest, kennst du nicht mehr die Brustbeeren, die deinem eigenen Geschlechte gehören?" Und er sprach zwei Verse:

„Die einst du pflücktest, Königin,
mit hoch emporgereckter Hand,
Mit bloßem Kopf, im schlechten Kleid,
Brustbeeren sind's, dir wohlbekannt.

Sie leidet Pein, sie freut sich nicht;
der Reichtum schafft ihr nicht Genuß.
Bringt sie nur wieder an den Ort,
wo sie die Beeren pflücken muß!"

„Außer mir wird niemand imstande sein, diese beiden wieder zu versöhnen," dachte da der Bōdhisatta, „ich werde den König beruhigen, daß er sein Weib nicht hinauswirft." Und er sprach den vierten Vers:

„So geht es, großer König, nun,
kommt eine Frau zu Macht und Geld.

Verzeihe der Sudschātā, Herr!
Zürn' ihr nicht länger, großer Held!"

Durch seine Rede bestimmt, sah der König der Königin ihren Fehler nach und setzte sie wieder in ihre frühere Würde ein. Von da ab lebten die beiden in Eintracht beisammen.

47. Die falschen Schmeichler

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, war der Bōdhisatta der Sohn eines Großkaufmanns. In der Stadt war ein Teich, in dem Lotusse blühten. Der Wächter des Teiches war ein Mann, dem die Nase abgeschnitten war. Eines Tages war nun in Benares ein Fest ausgerufen worden, und drei Kaufmannssöhne wollten das Fest feiern und sich dafür mit einem Kranze schmücken. „Wir wollen den Mann mit der abgeschnittenen Nase mit einer falschen Schmeichelei um Kränze bitten", sagten sie und begaben sich zu der Zeit, wo der Mann die Lotusse zu pflücken pflegte, nach dem Teiche und blieben in einiger Entfernung stehen. Einer von ihnen wandte sich an ihn und sprach den ersten Vers:

„Das Haar, der Bart, sie wachsen wieder,
wenn sie auch noch so oft geschnitten.
So wachs' auch dir die Nase wieder!
Darf ich um einen Lotus bitten?"

Der Mann aber wurde böse und schenkte ihm keinen Lotus. Da sprach der Zweite zu ihm den zweiten Vers:

„Es wächst, aufs Feld gesät, von neuem
das Korn, das man im Herbst geschnitten.
So wachs' auch dir die Nase wieder!
Darf ich um einen Lotus bitten?"

Der Mann aber wurde böse und schenkte ihm keinen Lotus. Da sprach der Dritte zu ihm den dritten Vers:

„Die beiden schwatzen dies und jenes;
nach Lotussen steht ihr Begehr.
Doch, was sie dir auch sagen mögen,
die Nase wächst dir nimmermehr.
Nun höre, Freund, auch meine Bitte:
Gib ein paar Lotusblumen her!"

Als der Wächter des Lotusteiches das gehört hatte, sagte er: „Diese beiden haben gelogen, du aber hast die Wahrheit gesagt. Du hast die Lotusse verdient!" Und er nahm einen großen Strauß Lotusse und schenkte sie ihm und kehrte zu seinem Lotusteich zurück.

48. König Pingala

Einstmals war zu Benares ein König, der große Pingala genannt; der regierte wider Recht und Gesetz. Parteilichkeit und die anderen schlechten Triebe veranlaßten ihn, böse Taten zu begehen. Hart, grausam und gewalttätig preßte er durch Eintreiben von Strafgeldern, Abgaben und Dschangha-Pfennigen das Volk aus wie Zuckerrohr in einer Zuckerpresse. Anderen gegenüber hatte er auch nicht eine Spur von Mitgefühl. Im Hause war er unfreundlich und unangenehm gegen seine Frauen, seine Söhne und Töchter, gegen die Minister, Brahmanen, Bürger und andere Leute. Er war wie Staub, der einem ins Auge geflogen ist, wie Sand in einem Reiskloß, wie ein Dorn, den man sich in den Hacken getreten hat.

Damals wurde der Bôdhisatta als Sohn des großen Pingala wiedergeboren. Nachdem der große Pingala lange Zeit hindurch regiert hatte, starb er. Und als er nun gestorben war, da waren alle Bewohner von Benares froh und zufrieden und lachten laut. Mit tausend Fuhren Holz verbrannten sie den großen Pingala und löschten die Feuerstätte mit vielen tausend Krügen Wasser, und dann weihten sie den Bôdhisatta zum Könige. Froh und zufrieden, daß sie einen gerechten

König bekommen hätten, ließen sie in der Stadt unter Trommelschlag ein Fest ansagen, schmückten die Stadt, in der Fahnen und Banner aufgerichtet waren, und erbauten an jedem Tore eine Halle. In den geschmückten Hallen, in denen der Boden mit ausgestreuten gerösteten Körnern und Blumen geziert war, setzten sie sich nieder und aßen und tranken. Auf dem geschmückten Söller aber saß der Bödhisatta auf einem prachtvollen Diwan, über dem ein weißer Sonnenschirm aufgespannt war, seine Herrlichkeit genießend, und die Minister und die Brahmanen, die Bürger und die Bewohner des Reiches und die Türhüter und anderen Diener standen um den König herum.

Einer von den Türhütern aber, der in der Nähe stand, weinte unter Seufzen und Schluchzen. Der Bödhisatta erblickte ihn und sagte zu ihm: „Lieber Türhüter, alle sind jetzt, wo mein Vater gestorben ist, froh und zufrieden und geben sich der Festesfreude hin. Du aber stehst in Tränen da. War denn etwa mein Vater gegen dich gut und freundlich?" Und so fragend sprach er den ersten Vers:

„Mißhandelt ward von Pingala wohl jeder, wer es sei,
Und jetzt, da er gestorben ist, fühlt alle Welt sich frei.
Sein Auge sprühte Wut. War er denn freundlich gegen dich?
Was ist dir, Pförtner, warum weinst du jetzt so jämmerlich?"

Als der seine Rede vernommen hatte, sagte er: „Ich weine nicht aus Schmerz darüber, daß der große Pingala gestorben ist. Meinem Kopf ist wohl geworden, denn wenn König Pingala aus dem Palaste herabstieg oder wenn er wieder hinaufstieg, pflegte er mir jedesmal acht Faustschläge auf den Kopf zu versetzen, als wenn er mit einem Schmiedehammer zuschlüge. Wenn er nun in die andere Welt gelangt ist, so wird er den Höllenwächtern des Jama Faustschläge auf den Kopf versetzen, wie er sie meinem Kopfe zu versetzen pflegte. ‚Der behandelt uns ja schauderhaft', werden die sagen und werden ihn wieder herbringen und loslassen, und dann könnte es sich wohl ereignen, daß er mir wieder Faustschläge auf den Kopf



Relief am Steinzaun des Stūpa von Bharaut:
Die Affen als Parkwächter (Nr. 66)

versetzt. Das macht mir Angst, so daß ich weine." Und um diese Sache zu erklären, sprach er den zweiten Vers:

„Sein Auge sprühte Wut, nie war er freundlich gegen mich.
Die Aussicht, daß er wiederkommt, die dünkt mich fürchterlich.
Gewiß mißhandelt er den Tod, kommt er im Jenseits an,
Daß der ihn wieder herbringt, weil er's nicht ertragen kann."

Da sagte der Bödhisatta: „Dieser König ist mit tausend Fuhren Holz verbrannt, und die Stätte, wo er verbrannt ist, ist mit hundert Krügen Wasser begossen und ringsum gesäubert worden, und für gewöhnlich kehren Leute, die in die andere Welt gegangen sind, nicht wieder, außer durch Wiedergeburt, und dann nicht mit demselben Körper. Habe keine Angst!" Indem er ihn so tröstete, sprach er den folgenden Vers:

„Wohl tausend Wagen fuhren Holz zum Brand für ihn zu Hauf,
Und als man ihn verbrannt, da goß man hundert Krüge drauf.
Die Stätte ward dann säuberlich geebnet kreuz und quer.
Nein, lieber Freund, sei unbesorgt! Der kommt nicht wieder her."

Seitdem war der Türhüter getröstet. Der Bödhisatta aber regierte in Gerechtigkeit, spendete Almosen und tat andere verdienstliche Werke und fuhr dahin nach seinen Taten.

49. Eifer nützt bei Einfalt nichts

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bödhisatta im Kāsireiche in einer gewissen Brahmanenfamilie wiedergeboren. Als er herangewachsen war, studierte er zu Takkasilā die Künste. Als er wieder nach Hause gekommen war und merkte, daß es seinen Eltern schlecht ging, beschloß er, seine heruntergekommene Familie wieder in die Höhe zu bringen. Er verabschiedete sich von seinen Eltern und ging nach Benares und nahm bei dem Könige Dienste. Er wurde dem König lieb und wert.

Sein Vater aber hatte nur zwei Ochsen, mit denen er das Feld bestellte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Von denen starb der eine. Da begab er sich zum Bōdhisatta und sagte: „Mein Sohn, der eine Ochse ist mir gestorben. Die Feldarbeit läßt sich nicht mehr schaffen. Bitte den König um einen Ochsen!" — „Vater, ich bin erst vor kurzem beim König gewesen. Ihn jetzt schon wieder um einen Ochsen zu bitten, wäre nicht passend. Bitte du ihn!" — „Mein Sohn, du weißt nicht, wie furchtbar schüchtern ich bin. Ich kann nämlich, wenn zwei oder drei Leute dabei sind, kein Wort herausbringen. Wenn ich zum Könige gehe, um ihn um einen Ochsen zu bitten, dann habe ich ihm sicher auch noch den anderen geschenkt, wenn ich nach Hause komme." — „Das mag nun sein, wie es will, Vater, ich kann den König unmöglich bitten. Aber ich will dir etwas einüben." — „Gut, so übe mir denn etwas ein!" Da nahm der Bōdhisatta den Vater mit sich auf die Leichenstätte, wo Stauden von Bīranagras wuchsen. Er band hier und da Grasbüschel zusammen und gab ihnen Namen. „Dies ist der König," sagte er, „dies ist der Vizekönig, dies ist der Heerführer." Als er sie dem Vater der Reihe nach gezeigt hatte, sagte er: „Vater, wenn du zum Könige gekommen bist, sagst du erst ‚Sieg dem großen Könige!' und dann bittest du mit dem folgenden Verse um den Ochsen." Und er lehrte ihn den Vers:

„Zwei Ochsen hatt' ich, und mein Feld
Hab' ich mit ihnen wohl bestellt.
Der eine ging mir ein dabei.
Herr König, schenkt mir Nummer zwei."

Ein Jahr lang dauerte es, bis der Brahmane diesen Vers auswendig gelernt hatte, dann sagte er zu dem Bōdhisatta: „Lieber Sōmadatta, ich kann den Vers auswendig. Ich kann ihn jetzt vor jedem, wer es auch sei, aufsagen. Führe mich zum Könige!" „Gut, Vater," sagte der, ließ dem Vater ein angemessenes Geschenk mitnehmen und führte ihn zum Könige. „Sieg dem großen Könige!" sagte der Brahmane und überreichte das Geschenk. „Gehört dieser Brahmane zu dir, Sōma-

datta?" fragte der König. „Er ist mein Vater, großer König." — „Was ist der Grund seines Kommens?" In dem Augenblick sagte der Brahmane, um die Ochsen zu erbitten, seinen Vers her:

„Zwei Ochsen hatt' ich, und mein Feld
Hab' ich mit ihnen wohl bestellt.
Der eine ging mir ein dabei.
Herr König, nehmt mir Nummer zwei."

Der König merkte, daß der Brahmane sich versprochen hatte, und sagte lächelnd: „In eurem Hause scheint es ja viele Ochsen zu geben, Sōmadatta." — „Dann wirst du sie uns wohl geschenkt haben, großer König." Die Antwort des Bōdhisatta gefiel dem Könige. Er schenkte dem Brahmanen sechzehn Ochsen mit prächtig verziertem Geschirr und das Dorf, wo er wohnte, als Brahmanengabe und sandte den Brahmanen unter großen Ehren nach Hause. Der Brahmane bestieg einen Wagen, der mit ganz weißen Sindhurossen bespannt war, und fuhr mit großem Geleite zum Dorfe zurück. Als nun der Bōdhisatta neben seinem Vater auf dem Wagen sitzend dahinfuhr, sagte er: „Vater, ich habe dich doch ein volles Jahr üben lassen. Als es nun aber so weit war, hast du dem König deinen Ochsen geschenkt." Und er sprach den ersten Vers:

„Voll Eifer übtest du ununterbrochen
Ein volles Jahr auf grasbestandnem Land,
Und hast dich doch bei Hofe prompt versprochen.
Der Eifer hilft nicht, fehlt es an Verstand."

Als der Brahmane seine Rede vernommen hatte, sprach er den zweiten Vers:

„Wer bittet, Sōmadatta, dem
bleibt eins von beiden nicht erspart.
Er kriegt was, oder er kriegt nichts.
Das ist nun mal des Bittens Art."

50. Der Brahmane und der Schafbock

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf einen Bettelmönch von der Art, die man Fellgewandträger nennt. Sein Unter- und sein Obergewand bestand nämlich aus Fell. Der verließ eines Tages das Kloster der Bettelmönche und kam auf seiner Bettelrunde in Sāwatthī zu dem Kampfplatz der Schafböcke. Ein Schafbock erblickte ihn und ging rückwärts, mit der Absicht ihn zu stoßen. Der Bettelmönch wich nicht aus, weil er glaubte, er wolle ihm seine Ehrfurcht bezeugen. Der Schafbock kam eilig herbei, stieß ihn gegen den Schenkel und brachte ihn zu Fall.

Die Geschichte von seiner vermeintlichen Begrüßung wurde in der Mönchsversammlung bekannt. Die Mönche in der Lehrhalle begannen eine Unterhaltung: „Brüder, der Bettelmönch im Fellgewand ist zu Schaden gekommen, weil er irrtümlich glaubte, er wäre begrüßt worden." Da kam der Meister herzu und fragte: „Wovon sprecht ihr jetzt, ihr Mönche, während ihr hier beieinander sitzt?" „Von dem und dem", antworteten sie. „Nicht nur jetzt, ihr Mönche, auch früher schon ist jener Mann zu Schaden gekommen, weil er irrtümlich glaubte, er wäre begrüßt worden", sagte der Meister, und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta in einer Kaufmannsfamilie wiedergeboren und betrieb den Handel. Damals machte ein Bettelmönch von den Fellgewandträgern seine Bettelrunde in Benares und kam dabei zu dem Kampfplatz der Schafböcke. Da sah er einen Schafbock mit gesenktem Kopfe rückwärts gehen. Er glaubte, er wolle ihm seine Ehrfurcht bezeugen, und wich daher nicht aus, sondern, weil er dachte: „Unter all diesen Menschen erkennt dieser Schafbock allein meine Vorzüge," sprach er, ihm die gefalteten Hände entgegenstreckend, den ersten Vers:

„Freundlich ist dies Tier und höflich;
artig ehrt es den Brahmanen,
Denn es kennt der edle Schafbock
wohl sein Wissen, seine Ahnen."

In diesem Augenblicke sprach der weise Kaufmann, der in seinem Laden saß, um den Bettelmönch zu warnen, den zweiten Vers:

„Trau dem Tiere nicht, Brahmane!
Laß den Schein dich nicht verführen!
Rückwärts geht er dich zu stoßen;
kräftig wirst den Schlag du spüren."

Während der weise Kaufmann noch redete, stürmte der Schafbock heran, stieß den Bettelmönch gegen den Schenkel und warf ihn auf der Stelle zu Boden, indem er ihn vor Schmerz rasend machte. Jammernd stürzte er hin.

Der Meister sprach, die Sache erklärend, den dritten Vers:

„Ach die Schenkel sind gebrochen,
und das Joch, das er getragen,
Flog von des Brahmanen Schulter;
alle Töpfe sind zerschlagen.
Jammernd streckt er aus die Hände:
‚Helft! Dem Heilgen naht sein Ende!'"

Den vierten Vers sprach der Bettelmönch:

„Wer ehrt, wem Ehre nicht gebührt,
der kommt zu Fall. Ihn lehrt mein Los,
Da ich durch meiner Dummheit Schuld
gefällt ward durch des Widders Stoß."

So jammernd starb er dort auf dem Fleck.

Nachdem der Meister diese Unterweisung erteilt hatte, verknüpfte er das Dschātaka: „Der Bettelmönch im Fellgewand von damals war der Bettelmönch im Fellgewand von heute, der weise Kaufmann aber war ich."

51. Die dankbaren Tiere und der undankbare Mensch

Einstmals regierte Brahmadatta zu Benares. Er hatte einen Sohn, Prinz Duttha, das heißt Bösewicht, mit Namen, der war hart und grausam, einer Giftschlange gleich, die man getreten hat. Nie sprach er mit irgend jemandem, ohne ihn zu schelten oder zu schlagen. Den Leuten innerhalb und außerhalb des Palastes war er wie Staub, der einem ins Auge geflogen ist, wie ein Pisätscha, der gekommen ist, um einen zu fressen, unangenehm und furchterregend.

Eines Tages ging er mit großem Gefolge, um sich im Wasser zu vergnügen, zum Ufer des Flusses. In dem Augenblick stieg eine große Wolke auf. Der Horizont verfinsterte sich. Da sprach er zu den Sklaven, die ihn bedienten: „Heda, kommt einmal her! Nehmt mich und bringt mich in die Mitte des Flusses, badet mich dort und bringt mich dann wieder zurück!" Die brachten ihn dorthin und besprachen sich dann untereinander: „Was wird uns der König denn tun? Wir wollen diesen Bösewicht hier an dieser Stelle umbringen." „Fort mit dir, du Unhold!" schrien sie und tauchten ihn im Wasser unter. Dann stiegen sie wieder heraus und traten ans Ufer. Und als man sie fragte, wo der Prinz wäre, antworteten sie: „Wir finden den Prinzen nirgends. Als er die Wolke aufsteigen sah, wird er im Wasser untergetaucht sein. Er wird wohl schon heimgekehrt sein." Die Minister begaben sich zum Könige. „Wo ist mein Sohn?" fragte der König. „Wir wissen es nicht, Herr. Eine Wolke stieg auf. Wir dachten, er wird wohl schon heimgekehrt sein, und sind zurückgegangen." Da ließ der König das Tor öffnen und begab sich an das Ufer des Flusses und ließ überall nachsuchen, aber niemand entdeckte den Prinzen. Der aber wurde, während der Regen aus der finsteren Wolke strömte, von dem Flusse davongetragen, und als er einen Baumstamm sah, schwang er sich darauf und trieb so in Todesangst jammernd dahin.

Nun hatte aber ein Großkaufmann aus Benares am Ufer des Flusses einen Schatz von vierhundert Millionen vergraben und war wegen seiner Geldgier damals als Schlange auf dem Schatze wiedergeboren. Ein anderer hatte an demselben Orte dreihundert Millionen vergraben und war wegen seiner Geldgier ebenda als Ratte wiedergeboren. Das Wasser drang in ihre Wohnstätten ein. Auf demselben Wege, wo das Wasser hereingekommen war, schlüpften sie heraus, schwammen quer durch den Strom, und als sie den Baumstamm erreicht hatten, auf dem der königliche Prinz saß, kletterten sie auf den Baumstamm, jeder an einem Ende, und ließen sich dort nieder.

Am Ufer desselben Flusses aber stand ein Simbalibaum. Auf dem nistete ein junger Papagei. Als das Wasser die Wurzeln des Baumes umspülte, stürzte dieser in den Fluß. Der junge Papagei war aufgeflogen, konnte aber bei dem Regen nicht vorwärts kommen. Er flog daher herzu und setzte sich auf die eine Seite desselben Baumstammes. So trieben die vier zusammen dahin.

Auch der Bōdhisatta war zu jener Zeit im Kāsireiche in einer Brahmanenfamilie des Nordens wiedergeboren. Als er herangewachsen war, wurde er ein Einsiedler nach der Weise der Isis, baute sich eine Laubhütte an einer Krümmung des Flusses und wohnte dort. Als er um Mitternacht auf und ab wandelte, hörte er das laute Jammergeschrei des königlichen Prinzen und dachte: „Es geht nicht an, daß ein solcher Büßer wie ich, der mit Wohlwollen und Mitleid erfüllt ist, zusieht, wie dieser Mensch seinen Tod findet. Ich werde ihn aus dem Wasser herausziehen und sein Leben retten." Und indem er ihm ermutigend zurief: „Fürchte dich nicht! Fürchte dich nicht!" schwamm er quer durch den Strom, packte den Baumstamm an einem Ende, und ihn hinter sich herziehend, erreichte er, da er kräftig und stark wie ein Elefant war, in einem Stoße wieder das Ufer. Dann hob er den Prinzen herab und setzte ihn ans Ufer nieder. Als er die Schlange und die übrigen Tiere erblickt hatte, hob er auch sie herab und brachte sie in seine Einsiedelei. Dort zündete er ein Feuer an und brachte sie in Schweiß, und

zwar zuerst die Schlange und die beiden anderen Tiere, weil er meinte, daß sie die Schwächeren seien, und erst hinterher den königlichen Prinzen. Und als er auch den gesund gemacht hatte, gab er ihnen zu essen, und wieder versorgte er zuerst die Schlange und die beiden anderen Tiere und bot erst dann dem Prinzen allerlei Früchte an. Da dachte der königliche Prinz: „Dieser falsche Büßer erweist den Tieren mehr Ehre und mißachtet mich, den königlichen Prinzen." Und er warf einen Haß auf den Bōdhisatta.

Als nun nach einigen Tagen alle wieder stark und kräftig geworden waren und die Wasserflut sich verlaufen hatte, verabschiedete sich die Schlange ehrerbietig von dem Büßer und sprach: „Ehrwürdiger, Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen. Ich bin aber nicht arm. Ich besitze vierhundert Millionen in Gold, die an dem und dem Ort vergraben sind. Wenn Ihr Geld nötig habt, kann ich Euch diesen ganzen Schatz schenken. Kommt nur an den Platz und ruft: ‚Schlange!'" Und als sie so gesprochen hatte, ging sie davon. Ganz dasselbe Anerbieten machte die Ratte dem Büßer. „Stellt Euch an den und den Ort und ruft nur ‚Ratte!'" sagte sie und ging davon. Der Papagei aber verabschiedete sich ehrerbietig von dem Büßer und sagte: „Ehrwürdiger, Geld habe ich nicht. Wenn Ihr aber roten Reis braucht, da und da ist mein Wohnort. Geht dorthin und ruft nur ‚Papagei!' Ich kann ihn Euch schenken. Ich werde es meinen Verwandten sagen und werde Euch viele Wagen voll roten Reis herbeibringen lassen." Als er so gesprochen hatte, ging er davon. Der Prinz aber dachte, weil er von Natur verräterisch war: „Wenn er zu mir kommt, will ich ihn stillschweigends töten," und so sagte er: „Ehrwürdiger, wenn ich zur Regierung gelangt bin, so kommt zu mir! Es wird mir eine Ehre sein, Euch die vier Dinge, die der Mönch zum Leben braucht, zu gewähren." Als er so gesprochen hatte, ging er davon.

Bald nach seinem Weggang gelangte er zur Regierung. Da dachte der Bōdhisatta: „Ich will sie einmal auf die Probe stellen," und ging zuerst zu der Schlange, trat nahe heran und

rief: „Schlange!" Auf das eine Wort hin kam sie hervor, begrüßte den Bôdhisatta ehrerbietig und sagte: „Herr, an diesem Platze sind die vierhundert Millionen in Gold. Holt sie alle heraus und nehmt sie Euch!" „Laß es nur gut sein. Wenn ich sie brauche, werde ich daran denken", sagte der Bôdhisatta, schickte die Schlange fort und ging zu der Ratte und rief sie. Sie benahm sich ebenso. Nachdem der Bôdhisatta auch sie fortgeschickt hatte, ging er zu dem Papageien und rief: „Papagei!" Auch der flog auf das eine Wort hin von dem Wipfel des Baumes herab, begrüßte den Bôdhisatta ehrerbietig und fragte: „Ehrwürdiger, soll ich meine Verwandten beauftragen, Euch wilden Reis aus der Gegend des Himalaja zu holen?" „Wenn ich ihn brauche, werde ich daran denken", sagte der Bôdhisatta und schickte auch ihn fort und beschloß nun den König auf die Probe zu stellen.

Er ging hin, brachte die Nacht im königlichen Garten zu, zog sich am nächsten Morgen sauber an und ging in die Stadt, um nach seiner Regel Almosen zu sammeln. Gerade in dem Augenblick machte der verräterische König, auf der Schulter seines prächtig geschmückten Elefanten sitzend, mit großem Gefolge einen feierlichen Umzug um die Stadt. Als er den Bôdhisatta von weitem erblickte, dachte er: „Da ist ja der falsche Büßer gekommen, um bei mir zu bleiben und sich bei mir satt zu fressen. Ich werde ihm den Kopf abschlagen lassen, ehe er am Hofe verbreitet, was er mir Gutes erwiesen hat." Er warf den Dienern einen Blick zu. „Was sollen wir tun, Herr?" fragten sie. „Dieser falsche Büßer," sagte er, „kommt, denke ich, um mich auszubeuten. Laßt mir diesen Unhold von Büßer nicht vor die Augen kommen, sondern ergreift ihn, bindet ihm die Hände auf den Rücken und führt ihn aus der Stadt heraus, indem ihr ihn an allen Straßenkreuzungen auspeitscht, schlagt ihm auf dem Richtplatz den Kopf ab und steckt seinen Leib auf einen Pfahl!" Sie gehorchten, gingen hin, fesselten das große Wesen, das doch nichts verbrochen hatte, und begannen ihn zum Richtplatz zu führen, indem sie ihn an allen Straßenkreuzungen auspeitschten. An jeder Stelle aber wo

der Bōdhisatta gepeitscht wurde, da schrie er nicht „Vater! Mutter!", sondern sprach jedesmal diesen Vers:

„Gar manchen Menschen gibt es hier,
von dem mit Recht man sagen kann:
‚Fisch' aus dem Wasser einen Klotz
dir lieber als solch schlechten Mann!'"

So sprach er an jeder Stelle, wo er gepeitscht wurde, diesen Vers. Verständige Leute dort, die das hörten, sagten: „He, Einsiedler, hast du etwa unserem König etwas Gutes erwiesen?" Da erzählte der Bōdhisatta die Begebenheit und schloß: „So habe ich dadurch, daß ich diesen Menschen aus der großen Flut rettete, mir selbst Leid bereitet, und ich spreche so, indem ich daran denke, daß ich leider das Wort der alten Weisen nicht befolgt habe." Als die Krieger, Brahmanen und die übrigen Stadtbewohner das hörten, da sagten sie: „Dieser verräterische König erkennt nicht einmal die Güte eines so guten Menschen, der ihm das Leben gerettet hat, an. Wie soll uns von ihm Heil kommen? Ergreift ihn!" Und zornig erhoben sie sich von allen Seiten und brachten den König, der noch auf der Schulter des Elefanten saß, mit Pfeilschüssen und Speer- und Steinwürfen und Keulenschlägen um. Und sie packten ihn am Fuße und schleiften den Leichnam fort und warfen ihn in einen Graben, und dann weihten sie den Bōdhisatta zum König und setzten ihn auf den Thron.

Als er nun in Gerechtigkeit regierte, bekam er eines Tages Lust, die Schlange und die beiden anderen Tiere noch einmal auf die Probe zu stellen. Mit großem Gefolge begab er sich zu dem Ort, wo die Schlange wohnte, und rief: „Schlange!" Die Schlange kam hervor, begrüßte ihn ehrerbietig und sagte: „Hier ist dein Schatz, Herr. Nimm ihn!" Der König überantwortete den Schatz von vierhundert Millionen in Gold den Ministern, begab sich zur Ratte und rief: „Ratte!" Auch sie kam hervor, begrüßte ihn ehrerbietig und übergab ihm den Schatz von dreihundert Millionen. Der König überantwortete auch ihn den Ministern und ging zu dem Orte, wo der Papa-

gei wohnte, und rief: „Papagei!“ Auch er kam herbei, begrüßte ihn ehrerbietig, indem er sich ihm zu Füßen legte, und sagte: „Soll ich den Reis bringen, Herr?“ „Du wirst den Reis bringen, wenn Bedarf danach ist“, antwortete der König, „komm mit, wir wollen gehen!“ Er ließ die drei mitsamt den siebenhundert Millionen in Gold mitnehmen, und als er in die Stadt zurückgekehrt war, stieg er in dem prächtigen Palaste auf den Söller hinauf und ließ den Schatz in die Schatzkammer tun. Für die Schlange ließ er eine goldene Röhre machen, in der sie wohnen konnte, für die Ratte eine kristallene Höhle und für den Papageien einen goldenen Käfig, und als Nahrung ließ er der Schlange und dem Papageien täglich mit Honig gesüßtes geröstetes Korn auf goldener Platte und der Ratte duftenden enthülsten Reis reichen und spendete Almosen und tat andere verdienstliche Werke. So wohnten die vier ihr Leben lang friedlich und einträchtig beieinander, und als ihr Leben zu Ende war, fuhren sie dahin nach ihren Werken.

52. Sabbadātha

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Wēluwana weilte, in bezug auf Dēwadatta. Als Dēwadatta die Gunst des Adschātasattu gewonnen hatte, da war ihm Glück und Ehre zuteil geworden, aber er vermochte sie nicht dauernd zu bewahren. Seitdem man das Wunder bei dem Anschlag mit dem Nālāgiri gesehen hatte, schwand sein Glück und seine Ehre dahin.

Eines Tages begannen nun die Mönche in der Lehrhalle ein Gespräch: „Brüder, Dēwadatta hat, nachdem er Glück und Ehre erlangt hatte, nicht vermocht, sie sich dauernd zu bewahren.“ Da kam der Meister herzu und fragte: „Wovon sprecht ihr jetzt, ihr Mönche, während ihr hier beieinander sitzt?“ „Von dem und dem,“ antworteten sie. „Nicht nur jetzt, ihr Mönche,“ sagte der Meister, „hat Dēwadatta es dahin gebracht, daß das Glück und die Ehre, die ihm zuteil wurden, da-

hinschwanden, er hat dasselbe auch schon früher getan." Und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, war der Bōdhisatta sein Hauspriester. Er beherrschte vollständig die drei Weden und die achtzehn Künste, und er kannte den sogenannten Erdsieg-Zauberspruch. Der Erdsieg-Zauberspruch ist ein Zauberspruch, durch den man sich alles untertan machen kann. Eines Tages nun beschloß der Bōdhisatta, sich den Zauberspruch einzuüben. Er setzte sich an einer Stelle im Hofe auf einen flachen Stein nieder und sagte sich den Zauberspruch her. Dieser Zauberspruch bleibt nämlich einem anderen, der den Brauch nicht kennt, unverständlich, daher sagte er ihn sich an einem solchen Orte her. Während er ihn aber hersagte, hörte ein Schakal, der in einem Loche lag, den Zauberspruch und lernte ihn auswendig. Der Schakal war nämlich in einem früheren Dasein ein Brahmane gewesen, der den Erdsieg-Zauberspruch auswendig konnte.

Als der Bōdhisatta ihn sich eingeübt hatte, stand er auf und sagte: „Jetzt kann ich diesen Zauberspruch aber wirklich auswendig." Da fuhr der Schakal aus seinem Loch heraus und rief: „Ätsch, Brahmane, ich weiß deinen Zauberspruch noch besser auswendig als du!" und lief davon. „Dieser Schakal wird großes Unheil anrichten", dachte der Bōdhisatta. „Haltet ihn! Haltet ihn!" rief er und lief eine kurze Strecke hinter ihm her. Der Schakal aber machte sich davon und entfloh in den Wald. Er ging hin und biß ein Schakalweibchen ein wenig in den Leib. „Was willst du, Herr?" sagte sie. „Willst du dich mit mir abgeben oder nicht?" fragte er. Sie war gleich einverstanden. „Ja," sagte sie, „ich will mich mit dir abgeben." Durch Anwendung des Erdsieg-Zauberspruches machte er sich viele Hunderte von Schakalen untertan, und dann versammelte er Elefanten, Pferde, Löwen, Tiger, Wildschweine, Gazellen und alle übrigen Vierfüßler um sich, und als er das getan hatte, da wurde er ihr König unter dem Namen Sabbadātha, das heißt Allzahn, und eine Schakalin machte er zu seiner

hauptgemahlin. Auf dem Rücken von zwei Elefanten stand ein Löwe, und auf dem Rücken des Löwen ließ sich der Schakalkönig Sabbadātha mit seiner Schakalgemahlin nieder, und die Herrlichkeit war groß. Die große Herrlichkeit aber stieg ihm zu Kopfe, und er wurde hochmütig und beschloß, das Reich von Benares zu erobern. Umgeben von allen Vierfüßlern zog er nach einem Orte unweit Benares. Zwölf Meilen lang war sein Heer. Als er schon ganz nahe war, schickte er Botschaft zum Könige, er solle ihm das Reich ausliefern oder sich zum Kampfe stellen. Die Einwohner von Benares schlossen die Stadttore und verharrten in Furcht und Zittern. Da begab sich der Bōdhisatta zum Könige und sprach: „Fürchte dich nicht, großer König! Laß den Kampf mit dem Schakal Sabbadātha meine Sorge sein. Außer mir gibt es niemanden, der mit ihm kämpfen könnte." Und nachdem er so den König und die Städter beruhigt hatte, dachte er: „Auf welche Weise wird Sabbadātha dieses Reich wohl erobern? Ich will ihn doch danach fragen." Damit stieg er auf den Wachtturm am Tore und fragte: „Sabbadātha, auf welche Weise willst du dieses Reich erobern?" — „Ich werde das Löwengebrüll brüllen lassen, und das Volk durch das Brüllen in Schrecken versetzen, und so werde ich das Reich erobern." „Das ist es also," dachte der Bōdhisatta und stieg von dem Turme herab und ließ durch Trommelschlag verkünden: „Alle Bewohner der zwölf Meilen großen Stadt Benares sollen sich die Ohrlöcher mit Bohnenmehl zuschmieren!" Als das Volk den unter Trommelschlag verkündeten Befehl vernommen hatte, schmierte es sich selbst und allen Vierfüßlern, einschließlich sogar der Katzen, die Ohrlöcher mit Bohnenmehl zu, so daß es unmöglich war, die Stimme eines anderen zu vernehmen. Der Bōdhisatta aber stieg wieder auf den Wachtturm und rief: „Sabbadātha!" — „Was willst du, Brahmane?" — „Auf welche Weise willst du dieses Reich erobern?" — „Ich werde das Löwengebrüll brüllen lassen und die Menschen in Schrecken versetzen und sie ums Leben bringen und so das Reich erobern." — „Du kannst das Löwengebrüll nicht brüllen lassen, denn die edlen, könig-

lichen Mähnenlöwen mit ihren tiefroten Tatzen werden den Befehl eines solchen alten Schakals nicht ausführen." „Von den anderen Löwen will ich zunächst ganz absehen," erwiderte aufgeblasen der Schakal, „ich will nur den zum Brüllen bringen, auf dessen Rücken ich sitze." — „So bring ihn denn zum Brüllen, wenn du kannst." Da gab der Schakal dem Löwen, auf dem er saß, ein Zeichen mit dem Fuße, er solle brüllen. Der Löwe drückte den Rachen auf den Stirnbuckel des Elefanten und stieß dreimal das unwiderstehliche Löwengebrüll aus. Die Elefanten wurden von Entsetzen gepackt; sie warfen den Schakal ab, so daß er vor ihre Füße fiel, traten ihn mit dem Fuße auf den Kopf und stampften ihn kurz und klein. So kam Sabbadātha dort auf der Stelle ums Leben. Auch die Elefanten kamen dort auf der Stelle ums Leben, denn als sie das Löwengebrüll hörten, stießen sie einander in Todesangst nieder. Ebenso ging es auch all den übrigen vierfüßigen Tieren, von den Gazellen und Wildschweinen bis herab zu den Hasen und Katzen. Sie alle kamen dort auf der Stelle ums Leben, mit Ausnahme der Löwen. Die Löwen machten sich davon und flohen in den Wald. Zwölf Meilen lang dehnte sich der Fleischhaufen aus.

Der Bōdhisatta stieg vom Wachtturm herab, befahl die Stadttore zu öffnen und ließ durch Trommelschlag in der Stadt verkünden: „Alle sollen das Bohnenmehl aus den Ohren nehmen, und wer Fleisch will, mag sich Fleisch holen!" Da aßen die Leute von dem frischen Fleisch, und das übrige trockneten sie und machten Dörrfleisch. Damals soll, wie man erzählt, das Dörren von Fleisch aufgekommen sein.

Nachdem der Meister diese Unterweisung erteilt hatte, sprach er als vollkommen Erleuchteter die folgenden Verse und verknüpfte das Dschātaka:

„Der Schakal wollte Anhang haben,
denn stolzer Dünkel füllt' ihn ganz.
Von allem, was da Raubtier heißet,
ward er der König, groß an Glanz.

Genau so geht es bei den Menschen.
Wer großen Anhang um sich schart,
Der hat die Macht, gleichwie der Schakal
im Reich der Tiere mächtig ward."

„Damals war Dēwadatta der Schakal, Sāriputta der König, der Hauspriester aber war ich."

53. Der freigebige Hase

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta als Hase wiedergeboren und lebte im Walde. Auf einer Seite dieses Waldes waren die Vorhügel eines Gebirges, auf der anderen war ein Fluß und auf der dritten ein Grenzdorf. Der Bōdhisatta hatte drei Freunde, einen Affen, einen Schakal und eine Fischotter. Diese vier Weisen lebten nun zusammen, und wenn sie sich ihre Nahrung, ein jeder auf seinem eigenen Jagdgrund, gesucht hatten, kamen sie zur Abendzeit immer zusammen. Der weise Hase pflegte dann die drei anderen in der Lehre zu unterweisen, indem er sie ermahnte: „Man muß Almosen geben, die Gebote halten und die Fasttagsbräuche beobachten." Sie nahmen seine Ermahnung gut auf, und jeder begab sich dann in den Teil des Dickichts, wo er seine Wohnung hatte, und blieb dort.

So verging die Zeit. Da guckte der Bōdhisatta eines Tages in die Luft und sah den Mond. Und als er gesehen hatte, daß am nächsten Tage Fasttag sei, sagte er zu den drei anderen: „Morgen ist Fasttag. Feiert ihr drei den Fasttag, indem ihr das Gelübde, die Gebote zu halten, auf euch nehmt! Wenn einer sich fest an die Gebote hält, dann bringt das Geben von Gaben großen Lohn. Wenn daher ein Bettler kommt, gebt ihm von eurer eigenen Mahlzeit und esset selbst erst hinterher!" Sie erklärten sich damit einverstanden, und jeder blieb in seiner Wohnstätte.

Am nächsten Tag am frühen Morgen zog von den vieren die Fischotter aus, um sich Futter zu suchen und ging zum Ufer des Ganges. Da hatte nun ein Fischer sieben Rotkarpfen gefangen, hatte sie auf eine Rute gezogen, sie am Ufer des Ganges mit Sand bedeckt und schritt nun Fische fangend den Ganges abwärts. Die Otter spürte den Geruch der Fische, scharrte den Sand weg, entdeckte die Fische und zog sie heraus. Dann rief sie dreimal laut: „Gehören diese Fische jemandem?" und als sie keinen Eigentümer sah, packte sie die Rute mit den Zähnen und stapelte die Fische in dem Teil des Dickichts, wo sie ihre Wohnung hatte, auf. „Erst wenn es an der Zeit ist, werde ich sie essen," dachte sie, und dann legte sie sich, über ihre Pflichterfüllung nachdenkend, nieder.

Auch der Schakal zog aus, um sich Futter zu suchen. Da sah er in der Hütte eines Feldhüters zwei Spieße mit Fleisch, eine Eidechse und einen Topf Dickmilch. Dreimal rief er laut: „Gehört dies jemandem?" und als er keinen Eigentümer sah, tat er sich den Strick zum Tragen des Dickmilchtopfes um den Hals, packte mit dem Maule die Fleischspieße und die Eidechse, schleppte sie fort und stapelte sie in dem Teil des Dickichts, wo er seine Wohnung hatte, auf. „Erst wenn es an der Zeit ist, werde ich sie essen", dachte er und dann legte er sich, über seine Pflichterfüllung nachdenkend, nieder.

Auch der Affe ging in den Wald und holte sich ein Bündel Mangos und stapelte es in dem Teil des Dickichts, wo er seine Wohnung hatte, auf. „Erst wenn es an der Zeit ist, werde ich sie essen", dachte er und dann legte er sich, über seine Pflichterfüllung nachdenkend, nieder.

Der Bödhisatta aber legte sich mit dem Gedanken: „Erst wenn es an der Zeit ist, werde ich ausgehen und Kusagras fressen", auf sein Lager. „Wenn Bettler zu mir kommen," dachte er, „kann ich ihnen unmöglich Gras geben, auch habe ich keinen Sesam, keinen Reis oder sonst etwas. Wenn ein Bettler zu mir kommt, werde ich ihm das Fleisch meines eigenen Körpers geben."

Durch die Macht seiner Pflichterfüllung aber zeigte der mit einer weißen Wolldecke versehene Steinsitz Sakkas Zeichen von

Hitze. Nach einigem Nachdenken erkannte Sakka die Ursache und beschloß, den Hasenkönig auf die Probe zu stellen. Er ging zuerst nach dem Orte, wo die Otter wohnte, und stellte sich in der Gestalt eines Brahmanen hin. „Brahmane, warum stehst du hier?" fragte die Otter. „Weiser, wenn ich etwas Speise bekommen könnte, würde ich den Fasttag halten und so die Asketenpflichten erfüllen können." „Gut," antwortete jene, „ich werde dir Speise geben," und im Gespräch mit ihm sprach sie den ersten Vers:

„Sieben rote Karpfen hab' ich
aus dem Fluß ans Land gebracht.
Das, Brahmane, kann ich bieten.
Iß und bleib im Wald zur Nacht!"

„Laß es nur bis morgen früh," antwortete der Brahmane, „ich werde später daran denken," und ging zum Schakal. Auch der fragte: „Brahmane, warum stehst du hier?" und der andere erwiderte ebenso. „Gut," sagte der Schakal, „ich werde dir etwas geben," und im Gespräch mit ihm sprach er den zweiten Vers:

„Die Eidechs', ein Topf saurer Milch,
zwei Spieße Fleisch, das Mahl,
Zur Nacht bestimmt, das ich mit List
dem Dorfflurhüter stahl,
Das biet' ich dir, Brahmane. Iß
und bleib im Waldestal!"

„Laß es nur bis morgen früh," antwortete der Brahmane, „ich werde später daran denken," und ging zum Affen. Auch der fragte: „Brahmane, warum stehst du hier?" und der andere erwiderte ebenso. „Gut," sagte der Affe, „ich gebe dir etwas," und im Gespräch mit ihm sprach er den dritten Vers:

„Reife Mangos, kaltes Wasser,
Schattenkühl' an schöner Halde,
Das, Brahmane, kann ich bieten.
Iß und bleib zur Nacht im Walde!"

„Laß es nur bis morgen früh," antwortete der Brahmane, „ich werde später daran denken," und ging zu dem weisen Hasen. Auch der fragte: „Warum stehst du hier?" und der andere erwiderte ebenso. Als der Bōdhisatta das hörte, sagte er erfreut: „Brahmane, du hast wohl daran getan, daß du um Speise zu mir gekommen bist. Jetzt werde ich dir eine Gabe geben, wie ich sie noch nie gegeben habe. Du aber sollst den Geboten getreu kein Leben vernichten. Geh, Lieber, suche Holz auf, mache ein Kohlenfeuer und sag es mir an! Mich selbst opfernd, will ich mitten in die Kohlen springen; du aber sollst, wenn mein Leib gebraten ist, das Fleisch essen und die Asketenpflichten erfüllen," und im Gespräch mit ihm sprach er den vierten Vers:

„Keinen Sesam hat der Hase,
  keinen Reis und keine Bohnen.
Brat mich selbst an diesem Feuer!
  Iß und bleib im Walde wohnen!"

Als Sakka seine Worte gehört hatte, schuf er durch seine übernatürliche Macht einen Kohlenhaufen und meldete es dem Bōdhisatta. Der erhob sich von seinem Lager aus Kusagras und ging dorthin. „Wenn kleine Tiere in meinen Haaren sind, sollen sie nicht umkommen", sagte er und schüttelte sich dreimal, und dann brachte er seinen Körper als Gabe dar. Er sprang auf und, wie ein Königsschwan in eine Lotusgruppe, stürzte er heiteren Sinnes in den Kohlenhaufen hinein. Das Feuer aber konnte nicht einmal eine Haarpore am Körper des Bōdhisatta heiß machen. Es war, als ob er in Schnee gesprungen wäre. Da wandte er sich an Sakka und sagte: „Brahmane, das Feuer, das du angemacht hast, ist überkalt. Es kann nicht einmal eine Haarpore an meinem Körper heiß machen. Was bedeutet das?" — „Weiser, ich bin kein Brahmane. Ich bin Sakka, der gekommen ist, um dich auf die Probe zu stellen." Da stieß der Bōdhisatta den Löwenruf aus: „Wenn auch außer dir, Sakka, die ganze Welt mich wegen meiner Freigebigkeit auf die Probe stellte, so würde sie mich nicht unwillig zum

Geben finden." „Weiser Hase," sagte Sakka zu ihm, „deine Tugend soll ein ganzes Weltalter hindurch bekannt sein." Und damit zerquetschte er einen Felsen und zeichnete mit dem Saft des Felsens das Bild des Hasen in die Mondscheibe. Dann verabschiedete er sich von dem Bödhisatta, bettete ihn auf das zarte Kusagras dort im Dickicht jenes Waldes und ging wieder nach seinem Göttersitze. Die vier Weisen aber lebten einträchtig zusammen, erfüllten die Gebote, beobachteten die Fasttagsbräuche und fuhren dahin nach ihren Werken.

54. Das tugendhafte Schwein

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, empfing der Bödhisatta ein neues Leben im Leibe einer Sau. Als ihre Leibesfrucht reif war, warf die Sau zwei männliche Junge. Eines Tages legte sie sich mit den beiden in einer Grube nieder. Nun hatte eine alte Frau, die in einem Dorfe vor dem Tore von Benares wohnte, einen Korb voll Baumwolle von ihrem Baumwollfelde geholt und kam, mit ihrem Stab auf die Erde stoßend, des Weges daher. Als die Sau das dadurch verursachte Geräusch hörte, ließ sie in Todesangst ihre Jungen im Stich und lief weg. Die Alte sah die Ferkelchen, und es erwachte in ihr ein Gefühl für sie, als ob es ihre Söhne wären. Sie steckte sie in den Korb und brachte sie nach Hause, nannte den Älteren den großen Tundila, den Jüngeren den kleinen Tundila und zog sie wie ihre Söhne auf. Später, als sie ausgewachsen waren, wurden sie fett. So oft aber die Alte angegangen wurde, sie zu verkaufen, sagte sie: „Es sind meine Söhne", und verkaufte sie niemandem.

Nun hielten einstmals zur Zeit eines Festes ein paar liederliche Gesellen ein Branntweingelage ab, und als das Fleisch zu Ende war, überlegten sie sich, woher sie Fleisch bekommen sollten. Sie hatten aber erfahren, daß im Hause der alten Frau Schweine seien. So nahmen sie Geld, gingen dorthin und

sagten: „Mutter, nimm das Geld und verkauf uns ein Schwein dafür!“ Sie wies es zurück: „Nichts da, meine Lieben! Gibt es wohl jemanden, der seine Söhne an Leute verkaufen würde, die ihr Fleisch essen wollen?“ Wieder und wieder baten die Liederlinge: „Mutter, die Menschen haben doch nicht Schweine zu Söhnen. Verkauf sie uns!“ Aber sie bekamen sie nicht. Da gaben sie der Alten Branntwein zu trinken, und als sie trunken war, steckten sie ihr Kahāpanas in die Hand und sagten: „Mutter, was willst du mit den Schweinen machen? Nimm das Geld und verbrauch' es!“ Sie nahm die Kahāpanas und sagte: „Meine Lieben, den großen Tundila kann ich euch nicht geben, aber nehmt den kleinen Tundila!“ — „Wo ist er?“ — „Dort in dem Gebüsch ist er.“ — „Ruf ihn her!“ — „Ich finde kein Futter für ihn.“ Da ließen die Liederlinge für Geld eine Schüssel gekochten Reis holen. Die Alte nahm sie, füllte den Schweinetrog, der an der Tür stand, und stellte sich nahe bei den Trog hin. Auch die liederlichen Gesellen, dreißig an der Zahl, stellten sich mit Schlingen in der Hand dorthin. „Komm, lieber kleiner Tundila, komm“, lockte ihn die Alte. Als das der große Tundila hörte, da wurde ihm klar: „Sicherlich droht uns heute eine Gefahr. Diese ganze Zeit über hat meine Mutter noch nie den kleinen Tundila gerufen, mich pflegt sie immer zuerst zu rufen.“ Und er redete den jüngeren Bruder an: „Lieber, meine Mutter ruft dich. Geh hin und sieh, was es gibt!“ Der verließ das Gebüsch. Als er aber die Leute in der Nähe des Futtertroges stehen sah, da durchfuhr es ihn: „Jetzt ist mein Todesstündlein gekommen.“ In Todesangst kehrte er um und kam zitternd zu dem Bruder zurück. Er konnte sich gar nicht fassen, sondern lief zitternd im Kreise herum. Als der große Tundila das sah, fragte er ihn: „Heut zitterst du aber, mein Lieber, und läufst herum und schaust nach dem Eingang. Warum tust du das?“ Der sprach den ersten Vers, in dem er erzählte, was er selbst gesehen hatte:

„Ein neu Gericht will man uns heute spenden.
Der Trog ist voll. Da steht die Meisterin

Und viele Leute, Schlingen in den Händen.
Ich weiß nicht recht, mein Appetit ist hin."

Als das große Wesen das gehört hatte, sagte es: „Lieber kleiner Tundila, wenn meine Mutter hier Schweine großzieht, so hat das einen Zweck, und der ist heut erfüllt. Gräme dich nicht!" Und indem er in Buddha=Anmut mit süßer Stimme eine Unterweisung in der Lehre erteilte, sprach er zwei Verse:

„Du zitterst, rennst und suchst dich zu verstecken.
Wo willst du hin, von aller Hülfe bloß?
Laß, Tundila, das Fressen dir nur schmecken!
Des Fleisches wegen zieht man uns ja groß.

Tauch' unter in dem schlammlos klaren Teiche!
Wasch' ab den Schweiß und Schmutz, der dich beschmiert!
Die neue Salbe nimm, die düftereiche,
Die niemals ihren Wohlgeruch verliert!"

So sprach er, indem er sich nach Durchmusterung der zehn Tugendbetätigungen die Betätigung des Wohlwollens zur Führerin wählte, und kaum hatte er das erste Wort gesagt, so breitete sich der Schall davon über das ganze zwölf Meilen große Benares aus. Und im selben Augenblick, wo sie alle es hörten, eilten die Bewohner von Benares, vom König und vom Vizekönig an, herbei, und auch die, die nicht kamen, lauschten in ihren Häusern. Die Diener des Königs schlugen das Gebüsch nieder, machten den Boden eben und streuten Sand. Der Branntweinrausch der liederlichen Gesellen verflog. Sie warfen die Schlingen fort und standen der Predigt lauschend da. Auch der Rausch der Alten verflog. Das große Wesen aber begann inmitten der Menschenmenge den kleinen Tundila in der Lehre zu unterweisen. Als der kleine Tundila das gehört hatte, dachte er: „So redet nun mein Bruder. In unserem Geschlecht aber ist man doch niemals in einen Teich gestiegen und hat gebadet, oder den Schweiß und Schmutz vom Körper abgewaschen, oder die alte Salbe abgetan und neue Salbe ge=

nommen. Was meint wohl mein Bruder, wenn er so zu mir spricht?" und fragend sprach er den vierten Vers:

„Was meinst du mit dem schlammlos klaren Teiche?
Was ist der Schweiß und Schmutz, der mich beschmiert?
Die neue Salbe was, die düftereiche,
Die niemals ihren Wohlgeruch verliert?"

Als das große Wesen dies gehört hatte, sagte es: „So höre denn mit aufmerksamem Ohre zu." Und in Buddha-Anmut erteilte er eine Unterweisung über das rechte Verhalten, indem er die folgenden Verse sprach:

„Die Lehre mein' ich mit dem klaren Teiche,
Die Sünd' ist Schweiß und Schmutz, der dich beschmiert,
Die neue Salbe, die an Düften reiche,
Die Tugend ist's, die nie den Duft verliert.

Den Leib zu wahren kann zum Glück nicht frommen,
Wer ihn ertötet, hat des Glücks Gewinn,
Und ist das Fest der Vollmondsnacht gekommen,
Gibt er sein Leben freud'gen Herzens hin."

So erteilte das große Wesen mit süßer Stimme in Buddha-Anmut die Unterweisung über das rechte Verhalten. Die Menge, die nach Hunderttausenden zählte, schnippte mit den Fingern, Gewänder wurden geschwenkt, und die Luft war erfüllt von Beifallsgetöse. Der König von Benares aber ehrte den Bōdhisatta durch Verleihung der Königswürde und brachte auch die alte Frau zu Ansehen. Er ließ die beiden Schweine mit Duftwasser baden, ließ ihnen Kleider anziehen und Perlen und Edelsteine um den Hals hängen. Dann führte er sie in die Stadt, nahm sie an Sohnesstatt an und umgab sie mit großem Gefolge. Der Bōdhisatta gab dem König die fünf Gebote, und alle, die Bewohner von Benares wie die Bewohner des Kāsireiches, hielten die Gebote. Das große Wesen predigte ihnen an den Neu- und Vollmondstagen und saß zu Gericht und

entschied die Prozesse. Solange es lebte, gab es niemanden, der falsche Klagen vorbrachte.

Späterhin starb der König. Das große Wesen erwies ihm die letzten Ehren, ließ ein Buch der Urteile schreiben und sagte: „Wenn ihr einen Prozeß entscheiden wollt, so seht in diesem Buche nach.“ Dann predigte es der großen Menge und ermahnte sie zum Eifer und zog unter dem Weinen und Klagen aller mit dem kleinen Tundila in den Wald. Damals wirkte die Ermahnung des Bōdhisatta sechzigtausend Jahre lang.

55. Der Gazellenkönig Nigrōdha

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, empfing der Bōdhisatta ein neues Leben im Leibe einer Gazelle. Goldfarbig ging er aus dem Schoße der Mutter hervor, seine Augen waren wie runde Edelsteine, silberfarbig waren die Hörner, und sein Mund glich an Farbe einem Bausch roten Wollenzeugs. Die Hufe glänzten, als wären sie lackiert, der Schwanz glich dem eines Jak, und sein Körper war groß wie der eines Füllen. Von fünfhundert Gazellen umgeben, lebte er in einem Walde und wurde der Gazellenkönig Nigrōdha genannt. Nicht weit von ihm wohnte aber eine andere Gazelle, die Sākhagazelle genannt, ebenfalls von fünfhundert Gazellen umgeben. Auch diese war goldfarbig.

Zu der Zeit war der König von Benares ganz darauf versessen, Gazellen zu erlegen. Er nahm keine Mahlzeit ohne Fleisch zu sich und störte die Leute bei ihrer Arbeit dadurch, daß er alle Stadt- und Landbewohner zusammenkommen ließ und Tag für Tag auf die Jagd zog. Da dachten die Leute: „Dieser König stört uns bei der Arbeit. Wie wäre es, wenn wir im Parke Futterplätze für die Gazellen anlegten, Wasser für sie herbeischafften, viele Gazellen in den Park trieben und dann das Tor schlössen und die Tiere dem König überlieferten?“ So säeten sie alle Gras zum Futter im Parke und schafften

Wasser herbei und ließen ein Tor anbringen, und dann zogen sie zusammen mit den Städtern mit Schlegeln und verschiedenartigen anderen Waffen in den Händen in den Wald. Auf der Suche nach dem Wilde umstellten sie zunächst eine Fläche von einer Meile Ausdehnung mit der Absicht, die Gazellen darin einzukreisen, und als sie dann den Kreis enger zogen, bildete der Ort, wo sich die Nigrōdha- und die Sākhagazelle aufhielten, den Mittelpunkt des umstellten Gebietes. Als sie aber der Gazellenherde ansichtig geworden waren, scheuchten sie sie aus dem Orte, wo sie sie eingekreist hatten, auf, indem sie mit den Schlegeln auf die Bäume und Büsche und auf die Erde schlugen, und dann zogen sie die Schwerter, Speere und Bogen und anderen Waffen heraus und trieben die Gazellenherde unter großem Lärm in den Park und schlossen das Tor. Darauf gingen sie zu dem Könige und sagten: „Herr, wenn Ihr beständig jagen geht, richtet ihr unsere Arbeit zugrunde. Wir haben die Gazellen aus dem Walde herbeigetrieben und haben Euern Park damit gefüllt. Esset von jetzt ab das Fleisch dieser Gazellen!" Damit nahmen sie Abschied vom Könige und gingen fort.

Als der König ihre Rede vernommen hatte, ging er in den Park und betrachtete sich die Gazellen. Und als er die beiden Goldgazellen sah, gewährte er ihnen Unverletzlichkeit. Seitdem aber ging er manchmal selbst und schoß eine Gazelle und brachte sie heim, und manchmal ging sein Koch und schoß eine und nahm sie mit. Sobald die Gazellen den Bogen sahen, pflegten sie in Todesangst davonzurennen. Zwei oder drei aber, die einen Schuß bekommen hatten, wurden matt, wurden krank und gingen ein. Die Gazellenherde berichtete diese Sache dem Bōdhisatta. Der ließ den Sākha kommen und sagte zu ihm: „Mein Lieber, viele Gazellen kommen um. Wenn es denn durchaus gestorben sein muß, so sollen sie von nun ab die Gazellen nicht mehr mit dem Pfeile töten. Die Gazellen sollen auf dem Platz, wo der Richtblock steht, eine nach der anderen an die Reihe kommen. Einen Tag soll meine Herde an die Reihe kommen, den anderen Tag soll deine Herde an die Reihe

kommen. Die Gazelle, die an die Reihe kommt, soll hingehen und sich mit dem Kopf auf dem Richtblock niederlegen. Auf diese Art werden die Gazellen nicht verwundet werden." Sākha war damit einverstanden. Seitdem pflegte die Gazelle, die an der Reihe war, hinzugehen und sich mit dem Hals auf dem Richtblock niederzulegen. Dann kam der Koch und nahm die Gazelle, die sich dort niedergelegt hatte, mit.

Eines Tages kam nun die Reihe an eine trächtige Gazelle aus der Herde des Sākha. Sie begab sich zu Sākha und sagte: „Herr, ich bin schwanger. Wenn ich ein Junges geboren habe, werden wir beide einmal an die Reihe kommen. Übergeh mich daher diesmal!" „Es ist unmöglich, einen anderen für dich eintreten zu lassen," sagte er, „dir wird widerfahren, was dir beschieden ist. Geh!" Da sie bei ihm keine Hülfe fand, begab sie sich zu dem Bōdhisatta und stellte ihm die Sache vor. Als er ihre Rede gehört hatte, sagte er: „Gut, geh du fort! Ich werde es schon machen, daß die Reihe nicht an dich kommt." Und er ging selbst hin und legte sich mit dem Kopf auf dem Richtblock nieder. Als der Koch ihn sah, dachte er: „Der Gazellenkönig, dem Unverletzlichkeit gewährt ist, hat sich auf den Richtblock gelegt. Wie kommt das?" Und eilig ging er hin und berichtete es dem König. Der König bestieg sofort einen Wagen und kam mit großem Gefolge herbei, und als er den Bōdhisatta sah, sagte er: „Lieber Gazellenkönig, habe ich dir nicht Unverletzlichkeit gewährt? Warum hast du dich hier hingelegt?" — „Großer König, eine trächtige Gazelle kam und sagte zu mir: ‚Laß einen anderen für mich an die Reihe kommen.' Es ist mir aber unmöglich, das Todesleid des einen einem anderen aufzubürden. So habe ich denn ihr mein eigenes Leben geschenkt und den Tod, der ihr gebührt, gewählt. Denke nicht, daß etwas anderes der Grund sei, großer König!" Da sprach der König: „Herr, goldfarbiger Gazellenkönig, auch unter den Menschen habe ich noch nie einen gesehen, der in solchem Maße Nachsicht, Freundlichkeit und Mitleid besessen hätte. Daher bin ich dir gnädig gesinnt. Steh auf! Dir und jener Gazelle gewähre ich Unverletzlichkeit." — „Zwei haben Unverletzlichkeit erlangt,

aber was sollen die übrigen machen, o König?" — „Ich gewähre auch den übrigen Unverletzlichkeit, Herr." — „Großer König, so werden nur die Gazellen, die in deinem Parke sind, Unverletzlichkeit erlangen, was sollen aber die übrigen machen?" — „Auch diesen gewähre ich Unverletzlichkeit, Herr." — „Gut, großer König, so erlangen die Gazellen Unverletzlichkeit, aber was sollen die übrigen Vierfüßler machen?' — „Auch diesen gewähre ich Unverletzlichkeit, Herr." — „Gut, großer König, so erlangen die Vierfüßler Unverletzlichkeit, aber was sollen die Scharen der Vögel machen?" — „Auch diesen gewähre ich Unverletzlichkeit, Herr." — „So erhalten denn die Scharen der Vögel Unverletzlichkeit, großer König, aber was sollen die im Wasser lebenden Fische machen?" — „Auch diesen gewähre ich Unverletzlichkeit, Herr." Als das große Wesen auf diese Weise den König um Unverletzlichkeit für alle Wesen gebeten hatte, erhob es sich und bewog den König, die fünf Gebote zu halten und unterwies ihn mit Buddha-Anmut in der Lehre: „Führe einen gerechten Lebenswandel, großer König!" sagte er, „wenn du gegen Vater und Mutter, gegen Söhne und Töchter, gegen Brahmanen und Haushalter, gegen Stadt- und Landbewohner gerecht und unparteiisch handelst, wirst du nach der Auflösung des Körpers in die Seligkeit, in die Himmelswelt eingehen." Nachdem er noch ein paar Tage in dem Park geblieben war und dem Könige Ermahnungen erteilt hatte, ging er, von der Gazellenherde begleitet, in den Wald.

Das Gazellenweibchen aber brachte, der Fruchthülle einer Blume gleich, ein Junges zur Welt. Das ging, im Spiele begriffen, in die Nähe der Sākhagazelle. Als aber seine Mutter es zu Sākha gehen sah, da ermahnte sie es: „Mein Sohn, von nun an geh nicht mehr zu jenem! Geh zu Nigrōdha!" indem sie den folgenden Vers sprach:

„Halt' allein dich zu Nigrōdha,
weile bei dem Sākha nicht!
Besser bei Nigrōdha sterben
als bei Sākha schaun das Licht!"

Seit der Zeit aber pflegten die Gazellen, die Unverletzlichkeit erlangt hatten, die Saaten der Menschen zu fressen. Die Menschen dachten daran, daß die Gazellen Unverletzlichkeit erlangt hatten, und wagten daher nicht sie zu schießen oder zu verscheuchen. Sie kamen im Hofe des Palastes zusammen und brachten die Sache vor den König. „Ich habe der trefflichen Nigrōdhagazelle in Gnaden eine Wahlgabe gewährt", sagte der König, „eher möchte ich mein Reich aufgeben als diese Zusage. Geht fort! Niemand darf in meinem Reiche Gazellen schießen!" Als die Nigrōdhagazelle von dieser Begebenheit gehört hatte, rief sie die Gazellenherde zusammen und verbot den Gazellen, fernerhin die Saaten, die einem anderen gehörten, zu fressen, und den Menschen ließ sie mitteilen: „Von jetzt ab sollen die Menschen, die Saaten bestellen, keine Zäune mehr zum Schutze der Saaten machen, sondern sie sollen rund um das Feld Zeichen aus Blättern anbringen." Seit der Zeit, so wird berichtet, kam das Blätterzeichen auf den Feldern in Gebrauch, und seitdem gibt es keine Gazelle, die sich nicht um das Blätterzeichen kümmerte. Das macht, wie man sagt, die Ermahnung, die die Gazellen von dem Bōdhisatta empfangen haben.

Nachdem der Bōdhisatta die Gazellenherde so ermahnt hatte, lebte er, solang es ihm beschieden war, und fuhr dann mitsamt den Gazellen dahin nach seinen Werken. Auch der König befolgte die Ermahnungen des Bōdhisatta und tat verdienstliche Werke und fuhr dahin nach seinen Taten.

56. Die Krähe und der Pfau in Babylon

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, mit Bezug auf die Ketzer, die um Gewinn und Ehre gebracht waren. Denn als der Buddha noch nicht erschienen war, hatten die Ketzer Gewinn, als er aber erschienen war, wurden sie um Gewinn und Ehre gebracht und glichen Leucht-

käfern bei Aufgang der Sonne. Da unterhielten sie sich nun in der Lehrhalle darüber, wie es diesen Leuten ergangen sei. Der Meister kam herzu und fragte: „Wovon sprecht ihr jetzt, ihr Mönche, während ihr hier beieinander sitzt?" „Von dem und dem", antworteten sie. „Nicht nur jetzt, ihr Mönche," sagte der Meister, „sondern auch früher schon erlangten die Tugendlosen höchsten Gewinn und höchste Ehre, solange noch keine Tugendhaften erschienen waren. Als aber die Tugendhaften erschienen waren, kamen die Tugendlosen um Gewinn und um Ehre", und er erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta als Pfau wiedergeboren. Er lebte im Walde, und als er ausgewachsen war, war er sehr schön. Damals gingen einige Kaufleute zu Schiff mit einer Krähe als Landsucher nach dem Lande Babylon. Zu der Zeit gab es aber im Lande Babylon keine Vögel. Alle Bewohner des Landes, die herbeikamen und die Krähe auf der Spitze des Mastes sitzen sahen, priesen sie: „Seht die Farbe ihres Gefieders, den Schnabel, in den der Hals ausläuft, die runden Edelsteinen gleichen Augen!" Und sie sagten zu den Kaufleuten: „Ihr Herrn, gebt uns diesen Vogel, denn wir brauchen ihn. Ihr könnt euch ja in euerm Lande einen anderen nehmen." — „Dann kauft ihn ab!" — „Gebt ihn uns für ein Kahāpana!" — „Dafür geben wir ihn nicht." Da vergrößerten sie nach und nach ihr Angebot, und als sie hundert geboten hatten, sagten jene: „Dieser Vogel ist uns sehr nützlich, aber wir wollen Freundschaft mit euch halten", und damit gaben sie ihn für hundert Kahāpanas hin. Jene nahmen ihn, sperrten ihn in einen goldenen Käfig und fütterten ihn mit allerlei Fleisch und Fisch und mancherlei Früchten. Dort, wo keine anderen Vögel waren, erlangte die Krähe, obwohl sie die zehn schlechten Eigenschaften besaß, höchsten Gewinn und höchste Ehre.

Das nächste Mal nahmen die Kaufleute einen prächtigen Pfau mit nach dem Lande Babylon. Den hatten sie abgerichtet,

auf ein Schnippen der Finger zu kreischen und nach dem Klatschen der Hände zu tanzen. Als sich eine Menge Leute versammelt hatten, stellte sich der Pfau auf das Vorderteil des Schiffes, schlug mit den Flügeln, stieß süße Töne aus und tanzte. Die Leute, die ihn sahen, waren entzückt und sagten: „Ihr Herrn, gebt uns diesen schönen, wohlabgerichteten, prächtigen Vogel!" — „Erst haben wir die Krähe mitgebracht, und die habt ihr genommen. Jetzt haben wir den prächtigen Pfau mitgebracht, und nun wollt ihr auch den haben. Man darf wirklich nicht mit einem Vogel in euer Land kommen!" — „Laßt es gut sein, ihr Herrn, ihr könnt euch in euerm Land einen anderen nehmen. Gebt uns diesen!" Und so erhöhten sie das Angebot und bekamen ihn für tausend Kahāpanas. Dann setzten sie ihn in einen Käfig, der mit den sieben kostbaren Dingen verziert war, und fütterten ihn mit Fisch, Fleisch, mancherlei Früchten, honiggesüßtem geröstetem Korn, Zuckerwasser und ähnlichen guten Dingen. Und der prächtige Pfau erlangte höchsten Gewinn und höchste Ehre. Seit er gekommen war, schwand Ehre und Gewinn der Krähe dahin. Niemand würdigte sie auch nur eines Blickes. Als aber die Krähe kein festes und kein breiartiges Futter mehr bekam, da flog sie „ka, ka" krächzend fort und ließ sich auf dem Düngerhaufen nieder.

Die beiden Geschichten verbindend sprach der Meister zur Zeit, als er der vollkommen Erleuchtete war, die folgenden Verse:

„Als unbekannt noch war der Pfau,
sein Kronenschmuck, sein süßer Schrei,
Da ehrte man die Krähe dort
mit Fleisch und Früchten mancherlei.

Doch als nach Babylon der Pfau
mit seiner Stimme Wohllaut kam,
Der Ehr' und Pflege reiches Maß
der Krähe rasch ein Ende nahm.

Bevor der Buddha Licht gebracht,
der Welt ein Glaubenskönig ward,

Da ehrte man Brahmanen auch,
Asketen auch von mancher Art.

Doch als in ihrer Wohllaut Pracht
des Buddha Predigt man vernahm,
Der Ehr' und Pflege reiches Maß
der Ketzer rasch ein Ende nahm."

Als er diese vier Verse gesprochen hatte, verknüpfte er das Dschātaka: „Zu der Zeit war der Nigantha Nāthaputta die Krähe, der prächtige Pfau aber war ich."

57. Der lachende und weinende Widder

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, beschloß ein Brahmane, ein weltberühmter Lehrer, der in den drei Weden bewandert war, ein Totenmahl zu geben. Er ließ einen Widder holen und sprach zu den Schülern: „Meine Lieben, führt diesen Widder zum Fluß, badet ihn, hängt ihm einen Kranz um den Hals, drückt ihm das Fünffingerzeichen auf, schmückt ihn und bringt ihn wieder her!" „Jawohl", antworteten sie, gingen mit dem Widder zum Flusse, badeten und schmückten ihn und ließen ihn am Ufer des Flusses stehen. Der Widder erschaute die Taten seiner früheren Geburt, und da er erkannte: „Von solchem Leid werde ich heute erlöst werden", ward er fröhlich und lachte laut auf, daß es klang, wie wenn einer einen Topf entzwei schlägt. Und da ihm weiter in den Sinn kam: „Wenn dieser Brahmane mich getötet hat, wird er das Leid erfahren, das ich erfahren habe", ward er von Mitleid mit dem Brahmanen ergriffen und brach in lautes Weinen aus. Da fragten ihn die jungen Brahmanen: „Lieber Widder, du hast laut gelacht und geweint. Warum hast du nun gelacht, und warum hast du geweint?" — „Fragt mich danach in Gegenwart eures Lehrers." Da gingen sie mit ihm zu dem Lehrer und erzählten ihm die Sache. Als der Lehrer ihren Be-

richt gehört hatte, fragte er den Widder: „Warum hast du gelacht, Widder, und warum hast du geweint?" Infolge der Fähigkeit, sich der früheren Geburten zu erinnern, rief sich der Widder die Taten, die er vordem begangen hatte, ins Gedächtnis zurück und erzählte dem Brahmanen: „Auch ich, Brahmane, war früher ein Brahmane, der die Weden studierte, gleichwie du. Ich beschloß ein Totenmahl zu geben und opferte einen Widder, und weil ich so einen einzigen Widder getötet hatte, wurde mir in vierhundertneunundneunzig Geburten der Kopf abgeschlagen. Dies ist meine letzte, die fünfhundertste Geburt, und so dachte ich: ‚Von solchem Leid werde ich heute erlöst werden', und ward fröhlich, und deswegen lachte ich. Aber als ich weinte, da dachte ich: ‚Nachdem ich wegen der Tötung eines einzigen Widders fünfhundert Geburten hindurch das Leid des Kopfabschlagens erfahren habe, werde ich allerdings heute von diesem Leid erlöst werden, aber dieser Brahmane wird, weil er mich getötet hat, gleichwie ich fünfhundert Geburten hindurch das Leid des Kopfabschlagens erfahren, und darum weinte ich aus Mitleid mit dir." — „Fürchte dich nicht, Widder, ich werde dich nicht töten." — „Was redest du da, Brahmane? Ob du mich tötest oder ob du mich nicht tötest, ich kann heute meinem Tode nicht entgehen." — „Fürchte dich nicht, Widder, ich werde dir eine Wache geben und bei dir bleiben." — „Deine Wache ist nur schwach, Brahmane, die Sünde aber, die ich begangen habe, ist groß und stark." Der Brahmane ließ den Widder frei und sagte: „Wir erlauben niemandem, diesen Widder zu töten," und blieb mitsamt seinen Schülern bei dem Widder. Kaum war der Widder frei, so streckte er den Hals nach einem Busch aus, der nahe bei einer Felsplatte wuchs, und begann das Laub zu fressen. In dem Augenblicke schlug der Blitz in die Felsplatte ein. Ein Splitter von dem Felsen sprang ab, fiel auf den ausgestreckten Hals des Widders und schlug ihm den Kopf ab. Eine Menge Volks sammelte sich an.

Zu der Zeit war der Bödhisatta an diesem Orte als Baumgottheit wiedergeboren. Vor den Augen des Volks setzte er sich

vermöge seiner göttlichen Zaubermacht mit gekreuzten Beinen in die Luft, und indem er dachte, daß die Wesen hier auf Erden, wenn sie so den Lohn der Sünde erkennten, sich vielleicht der Tötung lebender Wesen enthalten würden, sprach er, mit süßer Stimme predigend, diesen Vers:

„Ach, wollten die Wesen doch endlich es glauben,
Daß Leid nur der Lohn in dem künftigen Sein!
Kein Lebender würde das Leben dann rauben
Dem andern, denn Mörder erlangen die Pein."

So predigte das große Wesen, indem es die Leute durch die Furcht vor der Hölle schreckte, und als die Leute die Predigt gehört hatten, gaben sie, von Furcht vor der Hölle gepackt, das Töten lebender Wesen auf. Nachdem der Bōdhisatta seine Predigt beendet und das Volk bewogen hatte, die Gebote zu halten, fuhr er dahin nach seinen Werken. Auch das Volk folgte den Ermahnungen des Bōdhisatta, spendete Almosen und tat andere verdienstliche Werke und bevölkerte die Götterstadt.

58. Der kluge und der dumme Papagei

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta im Schoße eines Papageien wiedergeboren. Sein Name war Rādha, sein jüngerer Bruder aber hieß Potthapāda. Als sie beide noch jung waren, fing sie ein Jäger und schenkte sie einem gewissen Brahmanen in Benares. Der Brahmane zog sie an Sohnesstatt auf. Die Frau des Brahmanen aber ließ sich nicht hüten und war lasterhaft.

Einst verreiste der Brahmane in Geschäften und sagte beim Abschied zu den jungen Papageien: „Meine Lieben, ich verreise in Geschäften. Achtet zu jeglicher Zeit auf das, was eure Mutter tut, und bringt heraus, ob ein anderer Mann aus- und eingeht!" Nachdem er so die Brahmanin den jungen Papageien anvertraut hatte, ging er fort. Kaum war er ab-

gereist, so gab sie sich einem schlechten Lebenswandel hin. Bei Tag und bei Nacht war kein Ende von Männern, die aus- und eingingen. Als Potthapāda dies sah, fragte er den Rādha: „Der Brahmane hat uns bei der Abreise diese Brahmanin anvertraut. Nun führt sie sich aber übel auf. Soll ich mit ihr sprechen?" „Sprich nicht!" erwiderte Rādha. Der andere folgte seinem Worte nicht und sagte: „Mutter, warum führst du dich so übel auf?" Da kam ihr der Wunsch, ihn umzubringen. Sie stellte sich freundlich und rief ihn zu sich: „Lieber, du bist mir wirklich ein Sohn! Von jetzt ab will ich es nicht wieder tun. Komm doch, mein Lieber!" Als er aber gekommen war, ergriff sie ihn und schrie ihn an: „Du willst mir Ermahnungen erteilen! Du weißt nicht, was dir zukommt!", drehte ihm den Hals um und warf ihn in den Herd.

Als der Brahmane zurückgekommen war und sich ausgeruht hatte, fragte er den Bōdhisatta: „Mein lieber Rādha, hat eure Mutter einen tugendsamen Lebenswandel geführt oder nicht?" und sprach dabei den ersten Vers:

„Grad von der Reise kam ich heim,
  in dieser Stunde langt' ich an.
Die Mutter ließ sich doch nicht ein,
  mein Sohn, mit einem fremden Mann?"

„Vater, von Dingen, die nicht zum Heile ausschlagen, sagen weise Leute nicht, ob sie geschehen sind oder nicht", gab ihm Rādha zu verstehen, indem er den zweiten Vers sprach:

„Hätt er geschwiegen seinerzeit
  und schlau die Wahrheit nicht geehrt,
So läge Potthapāda jetzt
  nicht angesengt im Feuerherd."

Nachdem der Bōdhisatta auf diese Weise den Brahmanen im rechten Verhalten unterwiesen hatte, dachte er: „Auch ich kann nicht länger an diesem Orte leben," nahm Abschied von dem Brahmanen und flog in den Wald.

59. Die Gazelle, der Specht und die Schildkröte

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Wēluwana weilte, in bezug auf Dēwadatta. Damals hatte nämlich der Meister gehört, daß Dēwadatta damit umginge, ihn zu töten. „Nicht nur jetzt, ihr Mönche, geht Dēwadatta damit um, mich zu töten, auch früher schon ist er damit umgegangen", sagte er und erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta als Kurungagazelle wiedergeboren und lebte in einem Dickicht nahe bei einem Teiche im Walde. Unweit von diesem Teiche hatte sich im Wipfel eines Baumes ein Specht niedergelassen, in dem Teiche aber wohnte eine Schildkröte. So verbanden sich die drei und lebten in Freundschaft miteinander.

Einstmals erblickte nun ein Jäger, als er den Wald durchstreifte, an einer Stelle, wo das Wild zu trinken pflegte, die Fußspur des Bōdhisatta. Er legte eine lederne Schlinge aus, die stark war wie eine eiserne Kette, und ging dann fort. Als der Bōdhisatta kam, um Wasser zu trinken, — es war noch in der ersten Nachtwache — fing er sich in der Schlinge und stieß einen Schrei aus, wie das Wild zu tun pflegt, wenn es sich gefangen hat. Auf seinen Schrei kamen der Specht von dem Baume und die Schildkröte aus dem Wasser herbei und berieten, was zu machen sei. Da sagte der Specht zur Schildkröte: „Du hast ja Zähne, meine Liebe, zernage du diese Schlinge, ich aber werde hingehen und dafür sorgen, daß der Jäger nicht kommt. So wird durch unser beider Anstrengung unserem Freunde das Leben gerettet werden", und um das klarzumachen, sprach er den ersten Vers:

„Schildkröt', auf! Mit deinen Zähnen
beiß den Lederriemen klein!

Daß sich nicht der Jäger nahe,
das soll meine Sorge sein."

Die Schildkröte fing nun an den Lederriemen zu zernagen, der Specht aber begab sich nach dem Dorfe, wo der Jäger wohnte. Der Tag graute eben, als der Jäger mit dem Jagdmesser in der Hand heraustrat. Als der Vogel merkte, daß er herauskam, kreischte er, schlug mit den Flügeln und stieß ihm, als er im Begriff war zur Vordertür herauszutreten, ins Gesicht. „Ich bin von einem Unglücksvogel getroffen!" rief der Jäger und kehrte wieder um. Als er noch ein Weilchen geschlafen hatte, griff er abermals nach seinem Jagdmesser und erhob sich. „Er ist zuerst zur Vordertür herausgegangen, jetzt wird er zur Hintertür herausgehen," sagte sich der Vogel, flog hin und setzte sich hinter dem Hause nieder. „Als ich zur Vordertür herausging, sah ich einen Unglücksvogel, jetzt will ich zur Hintertür hinausgehen", dachte der Jäger und ging zur Hintertür hinaus. Wieder kreischte der Vogel, flog hin und stieß ihm ins Gesicht. „Der läßt mich doch nicht hinausgehen", dachte der Jäger, als er abermals von dem Unglücksvogel getroffen war, und legte sich schlafen, bis die Sonne aufging. Als dann die Sonne aufging, nahm er sein Jagdmesser und ging hinaus. Eilig flog der Vogel hin und erzählte dem Bōdhisatta, daß der Jäger käme.

In diesem Augenblicke hatte die Schildkröte alle Riemen außer einem durchgenagt, ihre Zähne aber sahen aus, als wollten sie ausfallen, und ihr Maul war mit Blut beschmiert. Als der Bōdhisatta den Jäger mit seinem Jagdmesser blitzschnell herankommen sah, riß er den letzten Riemen durch und eilte in den Wald. Der Vogel setzte sich auf den Baum, die Schildkröte aber blieb vor Schwäche liegen, wo sie war. Der Jäger steckte die Schildkröte in einen Sack und hängte sie an einem Baumstamm auf. Der Bōdhisatta aber kehrte zurück und hielt Umschau. Da merkte er, daß die Schildkröte gefangen war, und beschloß seinem Gefährten das Leben zu retten. Er ließ sich vor dem Jäger sehen und tat so, als wenn er keine

Kraft mehr hätte. Der Jäger dachte: „Er hat keine Kraft mehr, ich werde ihn töten", und verfolgte ihn mit dem Jagdmesser in der Hand. Der Bōdhisatta lockte ihn in den Wald, indem er beständig nicht zu weit und nicht zu nah vor ihm herlief. Als er merkte, daß er weit genug fort war, schlug er einen Haken, lief in Windeseile auf einem anderen Weg zurück, hob mit dem Horn den Sack hoch, warf ihn auf die Erde, riß ihn auf und ließ die Schildkröte heraus. Da flog auch der Specht vom Baum herunter. Der Bōdhisatta erteilte den beiden eine Belehrung. „Ich verdanke euch beiden mein Leben," sagte er, „und ihr habt an mir gehandelt, wie ein Freund handeln soll. Jetzt könnte der Jäger aber wohl wiederkommen und euch fangen. Darum, lieber Specht, nimm deine Jungen und geh anderswohin, und du, liebe Schildkröte, geh ins Wasser!" Die taten so.

Der Meister sprach als vollkommen Erleuchteter den zweiten Vers:

„In das Wasser ging die Schildkröt'
und zum sichern Waldesort
Die Gazelle, und der Specht trug
von dem Baum die Jungen fort."

Als der Jäger an den Ort zurückkam und niemand sah, nahm er den zerrissenen Sack und ging betrübt nach Hause. Die drei Freunde aber hielten, solange sie lebten, treu zueinander und fuhren dahin nach ihren Werken.

Als der Meister diese Unterweisung erteilt hatte, verknüpfte er das Dschātaka: „Damals war Dēwadatta der Jäger, Sāriputta der Specht, Moggallāna die Schildkröte, die Kurungagazelle aber war ich."

60. Die sich aufopfernde Krähe

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta im Leibe einer Krähe wiedergeboren. Als er herangewachsen war, stand er an der Spitze von achtzigtausend Krähen als der König der Krähen. Sein Name war Supatta, das heißt ‚Schönflügel'. Seine Hauptgemahlin aber war eine Krähe namens Suphassā, das heißt ‚die sich angenehm anfühlt', und sein Heerführer hieß Sumukha, das heißt ‚Schönschnabel'. Von achtzigtausend Krähen umgeben, lebte er in der Nähe von Benares.

Eines Tages, als er sich mit Suphassā zusammen Futter suchte, flog er über die Küche des Königs von Benares hin. Nun hatte der Koch das Essen für den König, Reis mit allerlei Fisch- und Fleischgerichten als Zukost, fertiggestellt. Er hatte gerade die Deckel von den Schüsseln ein wenig abgenommen und stand nun da und ließ sie abkühlen. Als Suphassā den Duft von dem Fisch und dem Fleisch roch, bekam sie Lust, von dem Mahl des Königs zu essen. Sie sagte aber an diesem Tage nichts davon, am anderen Tage aber, als Supatta zu ihr sagte: „Komm, meine Liebe, wir wollen gehen und uns Futter suchen," antwortete sie: „Geh du nur allein! Ich habe ein Gelüste." „Was für ein Gelüste hast du denn?" fragte er. „Ich trage Verlangen, von dem Mahle des Königs von Benares zu essen," sagte sie, „aber es wird mir nicht möglich sein, es zu bekommen. Daher will ich mein Leben lassen, Herr."

Voller Sorgen setzte sich der Bōdhisatta nieder. Als Sumukha herbeikam, fragte er: „Bist du traurig, großer König?" Da erzählte ihm der König die Sache. „Mache dir keine Sorgen, großer König!" sagte der Heerführer und tröstete die beiden. „Bleibt heut hier, wo ihr seid," sagte er, „wir wollen das Essen holen." Und damit flog er davon. Er rief die Krähen zusammen, erzählte ihnen die Sache und forderte sie auf mitzukommen und das Essen zu holen. Er flog mit den Krähen nach

Benares hinein und stellte die Krähen in einzelnen Trupps geordnet an verschiedenen Stellen in der Nähe der Küche als Wache auf. Er selbst setzte sich mit acht Krähenkriegern auf das Dach der Küche. Während er wartete, daß das Essen für den König weggetragen würde, sagte er zu den Krähen: „Wenn das Essen für den König weggetragen wird, werde ich es so machen, daß die Schüsseln hinfallen. Wenn die Schüsseln hingefallen sind, ist es um mein Leben geschehen. Vier von euch sollen dann einen Schnabel voll Reis und vier Fisch und Fleisch nehmen und dem Krähenkönig mitsamt seiner Gemahlin davon zu essen geben, und wenn man fragt, wo der Heerführer bleibt, so sagt nur, ich käme nach."

Als nun der Koch die Gerichte fertig hatte, hängte er sie an eine Tragstange und begab sich zum Palast des Königs. Als er in den Palasthof trat, gab der Krähenheerführer den Krähen ein Zeichen. Er selbst flog auf und setzte sich dem Speiseträger auf die Brust, klammerte sich mit seinen Krallen an ihm fest und hackte ihm mit dem Schnabel, der einer Lanzenspitze glich, die Nasenspitze entzwei. Dann erhob er sich und hielt ihm mit beiden Füßen den Mund zu.

Der König spazierte gerade auf dem Söller auf und ab, und als er aus dem großen Fenster blickte, sah er, was die Krähe tat. Laut rief er dem Speiseträger zu: „He, Speiseträger, wirf die Schüsseln weg und halt nur die Krähe fest!" Der warf die Schüsseln weg und packte die Krähe mit festem Griff. Der König aber rief: „Komm hierher!"

In dem Augenblick kamen die Krähen herbei, fraßen sich selber satt, nahmen das übrige auf die vorhin angegebene Art und flogen fort. Darauf kamen auch die übrigen und fraßen den Rest. Die acht aber flogen hin und gaben dem Könige und seiner Gemahlin zu essen. Das Gelüste der Suphassā war gestillt.

Der Speiseträger brachte die Krähe zum Könige. Da fragte der König den Vogel: „He, Krähe, du hast dich nicht vor mir geschämt, sondern hast dem Speiseträger die Nase entzweigehackt und die Speiseschüsseln zerbrochen und dein eigenes

Leben aufs Spiel gesetzt. Warum hast du so etwas getan?" „Großer König," antwortete die Krähe, „unser König wohnt in der Nähe von Benares. Ich bin sein Heerführer. Seine Gemahlin, Suphassā mit Namen, bekam ein Gelüste und trug Verlangen, von Euerm Mahle zu essen. Der König erzählte mir von ihrem Gelüste, und ich bin hergekommen, entschlossen, mein Leben für diese Sache zu opfern. Jetzt habe ich ihr das Mahl geschickt. Meine Absicht ist erfüllt. Das ist der Grund, weshalb ich so etwas getan habe." Und zur Erläuterung sprach er die Verse:

„In Benares, großer König,
  lebt Supatta, Fürst der Krähen,
Dem wohl an die achtzigtausend
  Krähen zu Gebote stehen.

Seine Gattin, Frau Suphassā,
  war auf frischen Fisch versessen,
Wie man ihn in deiner Küche
  brät, ein königliches Essen.

Als des Königspaares Bote
  hab' ich mich hierher gefunden.
Meines Herrn Befehl zu ehren,
  schlug ich dieser Nase Wunden."

Als der König seine Rede vernommen hatte, sprach er: „Den Menschen erweisen wir große Ehre und können sie uns doch nicht zu Freunden machen. Und wenn wir auch Dörfer und dergleichen verschenken, so finden wir doch keinen, der sein Leben für uns dahingäbe. Dies Geschöpf aber, eine einfache Krähe, opfert sein Leben für seinen König. Überaus edel ist er und gerecht und lieblich fließt seine Rede." Und in Gnaden verlieh er ihm wegen seiner Vorzüge den weißen Sonnenschirm. Der aber ehrte den König wieder mit dem Schirme, den er selbst empfangen hatte, und verbreitete sich über die Tugenden des Supatta. Der König ließ diesen kommen, ließ sich von ihm in den Pflichten unterweisen und ließ den beiden

Speise vorsetzen, wie er sie selbst aß. Für die übrigen Krähen ließ er täglich ein Ammana Reis kochen. Er selbst befolgte beständig die Ermahnungen des Bōdhisatta, gewährte allen Wesen Schutz und hielt die fünf Gebote. Siebenhundert Jahre dauerten die Ermahnungen der Krähe Supatta.

61. Der folgsame Elefant

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf den Ältesten Nanda. Als nämlich der Meister auf seiner ersten Reise nach Kapilapura gelangt war, hatte er seinen jüngsten Bruder, den Prinzen Nanda, veranlaßt in den Orden zu treten. Er hatte dann Kapilapura verlassen und war allmählich nach Sāwatthī gelangt und blieb dort. Als aber der ehrwürdige Nanda mit der Almosenschale des Erhabenen in der Hand zusammen mit dem Tathāgata aus dem Hause gegangen war, hatte Dschanapadakaljānī, die gehört hatte, daß der Prinz Nanda mit dem Meister fortginge, mit halbgekämmten Haaren aus dem Fenster gesehen und gerufen: „Mögest du schnell zurückkehren, mein Gemahl!" An dieses Wort erinnerte sich der ehrwürdige Nanda und wurde von Sehnsucht erfüllt und unfroh. Er wurde bleich und bleicher, und überall traten an seinem Leibe die Adern hervor. Als der Meister merkte, wie es mit ihm stand, überlegte er, ob er den Nanda nicht zu einem Arahat machen könnte. Er begab sich in die Zelle, in der er sich aufhielt, und ließ sich auf dem ihm dargebotenen Sitze nieder und fragte: „Fühlst du dich glücklich in dieser Lehre, Nanda?" — „Ehrwürdiger, da mein Herz an Dschanapadakaljānī hängt, fühle ich mich nicht glücklich." — „Bist du schon einmal im Himalaja gewandert, Nanda?" — „Nein, Ehrwürdiger, da bin ich noch nicht gewandert." — „So laß uns dahin gehen!" — „Ehrwürdiger, ich besitze keine Wunderkraft, wie soll ich dahin gehen?" — „Ich werde dich durch meine Wunderkraft dahin führen, Nanda",

sagte der Meister, ergriff den Ältesten bei der Hand und erhob sich in die Luft. Unterwegs wies er ihm ein verbranntes Feld und zeigte ihm eine Äffin, die auf einem verbrannten Baumstumpf saß. Sie hatte Nase und Schwanz verloren, ihre Haare waren verbrannt, ihr Fell zerfetzt, sie bestand nur noch aus Haut und war über und über mit Blut beschmiert. „Siehst du nicht diese Äffin, Nanda?" — „Allerdings, Ehrwürdiger." — „Präge sie dir gut ein!" Dann nahm er ihn und zeigte ihm die sechzig Meilen lange Manōsilāebene, die sieben großen Seen, den Anōtattasee und die übrigen, die fünf großen Flüsse und das mit dem Goldberg, dem Silberberg und dem Edelsteinberg gezierte und in viel hundert Reizen prangende Himalajagebirge. „Hast du schon den Himmel der dreiunddreißig Götter gesehen, Nanda?" fragte er. „Ich habe ihn noch nicht gesehen, Ehrwürdiger", antwortete er. „So komm, Nanda, ich werde dir den Himmel der dreiunddreißig Götter zeigen." Und er führte ihn dorthin und setzte sich auf dem mit einer weißen Wolldecke versehenen Steinsitz nieder. Der Götterkönig Sakka kam zusammen mit der Schar der Götter in den beiden Götterwelten herbei, begrüßte den Meister ehrerbietig und setzte sich ihm zur Seite nieder. Auch Sakkas Dienerinnen, fünfundzwanzig Millionen an Zahl, und fünfhundert Göttermädchen mit Taubenfüßen kamen herbei, begrüßten ihn ehrerbietig und setzten sich ihm zur Seite nieder. Auf Veranlassung des Meisters schaute der ehrwürdige Nanda jene fünfhundert Göttermädchen voller Leidenschaft immer von neuem an. „Siehst du, Nanda, diese taubenfüßigen Göttermädchen?" — „Allerdings, Ehrwürdiger." — „Wer ist nun schöner, diese oder Dschanapadakaljānī?" — „Ehrwürdiger, wie sich jene verbrannte Äffin zu Dschanapadakaljānī verhielt, so verhält sich Dschanapadakaljānī zu diesen." — „Was willst du nun tun, Nanda?" — „Was muß man tun, Ehrwürdiger, um diese Göttermädchen zu erlangen?" — „Man muß den Wandel eines Asketen führen, Ehrwürdiger, um diese Göttermädchen zu erlangen." — „Wenn mir der Erhabene Bürge dafür sein will, daß man diese Mädchen erlangt, wenn man den Wandel

eines Asketen führt, so will ich den Wandel eines Asketen führen." — „Tu es, Nanda! Ich will dir Bürge dafür sein." Als der Älteste so inmitten der Götterversammlung den Tathāgata zum Bürgen genommen hatte, sagte er: „Laßt uns keine Zeit verlieren, Ehrwürdiger! Kommt, wir wollen gehen! Ich will den Wandel eines Asketen führen." Der Meister kehrte nun mit ihm in das Dschētawana zurück, und der Älteste fing an den Wandel eines Asketen zu führen. Der Meister aber wandte sich an den Heerführer der Lehre und sagte zu ihm: „Sāriputta, mein jüngster Bruder Nanda nahm mich im Himmel der dreiunddreißig Götter inmitten der Götterversammlung der Göttermädchen wegen zum Bürgen." Auf dieselbe Weise teilte er es dem Ältesten Mahā-Moggallāna mit, dem Ältesten Mahā-Kassapa, dem Ältesten Anuruddha, dem Ältesten Ānanda, dem Schatzmeister der Lehre, mit einem Wort, den achtzig Hauptschülern und weiter dann auch den übrigen Mönchen. Der Heerführer der Lehre, der Älteste Sāriputta, ging zu dem Ältesten Nanda und sprach: „Ist es wahr, wenn man sagt, daß du, Bruder Nanda, in der Welt der dreiunddreißig Götter inmitten der Versammlung der Götter gesagt hast, du wollest den Wandel eines Asketen führen, wenn du die Göttermädchen bekämest, und daß du den mit den zehn Kräften ausgestatteten Buddha zum Bürgen dafür genommen hast? Und wenn es so ist, führst du nicht ein Leben der Enthaltsamkeit um der Weiber willen, um der Lust willen? Wenn du aber um der Weiber willen den Wandel eines Asketen führst, welcher Unterschied besteht da zwischen dir und einem Arbeiter, der seine Arbeit um Lohn verrichtet?" So erweckte er in dem Ältesten das Gefühl der Scham und löschte seine Glut. Auf diese Art erweckten alle achtzig Hauptschüler und die übrigen Mönche das Gefühl der Scham in dem ehrwürdigen Nanda. „Ach, ich habe etwas getan, was sich nicht ziemt", dachte er, und in Verlegenheit und Scham nahm er alle Kraft zusammen, und als er, das geistige Schauen stärkend, ein Arahat geworden war, begab er sich zu dem Meister und sprach: „Ehrwürdiger, ich entbinde den Erhabenen seines Ver-

sprechens." Und der Meister sprach: „Im Augenblick, wo du ein Arahat wurdest, Nanda, war ich meines Versprechens entbunden."

Als die Mönche diese Sache erfuhren, brachten sie in der Lehrhalle das Gespräch darauf: „Wie ist doch dieser ehrwürdige Bruder, der Älteste Nanda, der Ermahnung zugänglich! Durch eine einzige Ermahnung hat er das Gefühl für Scham wiedergefunden und ist, nachdem er den Wandel eines Asketen geführt, ein Arahat geworden." Da kam der Meister hinzu und fragte: „Wovon sprecht ihr jetzt, ihr Mönche, während ihr hier beieinander sitzt?" „Von dem und dem", antworteten sie. „Nicht nur jetzt, ihr Mönche, auch früher schon war der Älteste Nanda der Ermahnung zugänglich," sagte er und erzählte die Geschichte aus der Vergangenheit.

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta in der Familie eines Elefantenabrichters wiedergeboren, und als er herangewachsen und ein Meister in der Kunst der Elefantenabrichtung geworden war, trat er bei einem dem König von Benares feindlichen Könige in Dienst. Er richtete dessen Staatselefanten in vollendeter Weise ab. Der König beschloß, das Reich von Benares an sich zu reißen, bestieg mit dem Bōdhisatta den Staatselefanten und zog mit einem großen Heere nach Benares, schloß es ein und schickte dem Könige einen Brief des Inhalts, er solle ihm das Reich ausliefern oder sich zum Kampfe stellen. Brahmadatta antwortete, er werde sich zum Kampfe stellen, ließ seine Truppen die Mauern, die Tore, die Türme und die Zinnen besetzen und stellte sich zum Kampfe. Der feindliche König ließ dem Staatselefanten eine Rüstung anlegen, legte selbst eine Rüstung an, bestieg den Elefanten, nahm einen spitzen Haken und trieb den Elefanten auf die Stadt zu, indem er dachte: „Ich will die Stadt stürmen, meinen Feind töten und das Reich in meine Hand bringen." Als der Elefant aber sah, wie sie heißen Schlamm und die Steine der Wurfmaschinen und Geschosse von mancherlei Art herabschleuderten, geriet er in Todesangst

und wagte nicht heranzugehen, sondern wich zurück. Da trat der Elefantenabrichter an ihn heran und sagte: „Du bist mutig, mein Lieber, im Kampf zu Hause. Es ziemt sich nicht für dich, in solcher Lage zurückzuweichen." Und indem er den Elefanten ermahnte, sprach er die folgenden Verse:

„Im Kampfe fühlst du dich zu Haus,
als kühn und stark bist du bekannt.
Warum, da du das Tor erreicht,
weichst du zurück, mein Elefant?

Reiß rasch die Pfeiler aus! Zerbrich
des Riegelbalkens festes Band!
Des Tores Bogen schlag entzwei!
Dring schnell hinein, mein Elefant!"

Als der Elefant das gehört hatte, machte er auf die eine Ermahnung des Bôdhisatta hin sofort kehrt, umschlang mit dem Rüssel die Pfeilerschäfte, riß sie wie Pilze aus, zertrümmerte den Torbogen, riß den Riegelbalken herunter, brach das Stadttor nieder, drang in die Stadt ein und gewann so das Reich für seinen König.

Als der Meister diese Unterweisung über das rechte Verhalten erteilt hatte, verknüpfte er das Dschâtaka: „Damals war Nanda der Elefant, Ânanda war der König, der Elefantenabrichter aber war ich."

62. Der Reiher und der Krebs

Einstmals wurde der Bôdhisatta in waldiger Gegend als Baumgottheit in einem Baume wiedergeboren, der an einem Lotusteiche stand. Damals nahm nun in einem anderen, nicht sehr großen Teiche in der heißen Zeit das Wasser ab; es lebten aber viele Fische darin. Da sah ein Reiher diese Fische und

dachte: „Durch eine List will ich diese Fische übertölpeln und fressen", und damit ging er hin und setzte sich nachdenklich am Rande des Wassers nieder. Da sahen ihn die Fische und fragten ihn: „Ehrwürdiger, warum sitzest du so nachdenklich da?" — „Euretwegen sitze ich so nachdenklich da." — „Worüber denkst du denn unsertwegen nach, Ehrwürdiger?" — „In diesem Teiche ist wenig Wasser, die Nahrung ist kärglich, und die Hitze ist groß. Und so sitze ich und denke euretwegen darüber nach, was ihr wohl anfangen werdet." — „Was sollen wir denn anfangen, Ehrwürdiger?" — „Wenn ihr meinen Worten folgen wolltet, würde ich euch einzeln mit meinem Schnabel packen, nach einem großen Teiche bringen, der über und über mit Lotussen in allen fünf Farben bedeckt ist, und euch dort aussetzen." — „Ehrwürdiger, so lange die Welt steht, gibt es keinen Reiher, der über das Wohl der Fische nachdenkt; du willst uns einzeln auffressen." — „Ich werde euch doch nicht fressen, wenn ihr mir vertraut. Aber wenn ihr mir nicht glaubt, daß der Teich wirklich da ist, so gebt mir einen Fisch mit, den Teich zu besehen." Die Fische vertrauten ihm und gaben ihm einen großen einäugigen Fisch, von dem sie glaubten, daß er es sowohl im Wasser wie auf dem Lande aushalten könnte. „Tragt den hin!" sagten sie. Er packte ihn, führte ihn davon und setzte ihn in dem Teiche aus, und als er ihm den ganzen Teich gezeigt hatte, brachte er ihn wieder zurück und setzte ihn bei den Fischen wieder aus. Der beschrieb den Fischen die Herrlichkeit des Teiches, und als sie seinen Bericht gehört hatten, bekamen sie Lust dorthin zu gehen und sagten: „Gut, Ehrwürdiger, tragt uns dorthin!" Der Reiher packte nun zuerst den großen einäugigen Fisch, brachte ihn an das Ufer des Teiches, zeigte ihm den Teich und ließ sich dann auf dem Waranabaume nieder, der am Ufer des Teiches stand. Dann warf er den Fisch in die Gabelung eines Astes, tötete ihn durch Schnabelhiebe und fraß das Fleisch und warf die Gräten an den Fuß des Baumes. Dann ging er wieder hin und sagte: „Ich habe den Fisch ausgesetzt, nun mag ein anderer kommen."

Als er auf diese Weise alle Fische einen nach dem andern gepackt und gefressen hatte und wieder hinkam, da sah er auch nicht einen einzigen Fisch mehr. Es war da aber ein Krebs übriggeblieben, und der Reiher bekam Lust, auch ihn zu fressen, und sagte: „Krebs, alle jene Fische habe ich hingebracht und in dem großen Teiche, der über und über mit Lotussen bedeckt ist, ausgesetzt. Komm, ich will dich auch hinbringen." — „Wie willst du mich unterwegs festhalten?" — „Ich will dich mit dem Schnabel festhalten." — „Wenn du mich so hältst, wirst du mich unterwegs fallen lassen. Ich will nicht mit dir gehen." — „Sei nur nicht bange! Ich werde dich unterwegs gut festhalten." Der Krebs aber dachte: „Es ist ihm gar nicht eingefallen, die Fische hinzubringen und in dem Teich auszusetzen. Sollte er mich aber in dem Teich aussetzen, so ist es gut; sollte er mich nicht aussetzen, so werde ich ihm das Leben nehmen, indem ich ihm den Hals abschneide." Dann sprach er so zu ihm: „Lieber Reiher, du wirst nicht imstande sein, fest zuzupacken, wir aber haben einen sehr festen Griff. Wenn du mir erlauben willst, deinen Hals mit der Schere zu packen, so werde ich mit dir gehen, indem ich fest deinen Hals umklammere." Der Reiher wußte nicht, daß der Krebs ihn zu hintergehen beabsichtigte, und willigte ein. Da packte der Krebs mit seinen Scheren wie mit einer Schmiedezange fest seinen Hals und sagte „Nun los!" Der brachte ihn hin, zeigte ihm den Teich und flog dann auf den Waranabaum zu. Da sagte der Krebs: „Onkel, der Teich ist dort, du bringst mich aber hierher." „Du bist mir ja ein allerliebster Neffe, der seinen Onkel liebt!" antwortete der Reiher und fuhr fort: „Mir scheint, du bildest dir ein, daß ich dein Sklave wäre, weil ich dich trage. Sieh den Grätenhaufen dort am Fuße des Waranabaumes! So wie ich alle Fische gefressen habe, so werde ich dich auch fressen." Da sagte der Krebs: „Jene Fische sind infolge ihrer eigenen Torheit von dir gefressen worden, ich aber werde mich nicht von dir fressen lassen. Ich werde dich umbringen, denn in deiner Torheit weißt du nicht, daß du von mir betrogen bist. Sterben wir, so werden wir alle beide sterben. Ich werde dir den Kopf

abschneiden und ihn zur Erde werfen." Damit preßte er ihm mit seinen Scheren wie mit einer Zange den Hals zusammen. Da sagte der Reiher mit weit aufgerissenem Schnabel, indem ihm die Tränen aus den Augen strömten, von Todesfurcht ergriffen: „Herr, ich will dich nicht fressen, schenke mir das Leben!" — „Wenn dem so ist, so laß dich herab und setze mich in dem Teiche aus!" — Da kehrte der Reiher um, ließ sich zu dem Teiche herab und setzte den Krebs auf den Schlamm am Rande des Teiches. Der Krebs aber schnitt ihm den Hals ab, wie man mit einer Schere einen Lotusstengel abschneidet, und ging dann ins Wasser.

Als die im Waranabaume wohnende Gottheit diese wunderbare Begebenheit gesehen hatte, sprach sie, Beifall spendend, so daß es im Walde widerhallte, mit süßer Stimme folgenden Vers:

„Ist ein Betrüger noch so schlau,
es frommt ihm nicht, was er auch log;
Ein Schlauer kommt und trüget ihn,
gleichwie der Krebs den Reiher trog."

63. Die schwatzhafte Schildkröte

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bôdhisatta in einer Ministerfamilie wiedergeboren, und als er herangewachsen war, wurde er des Königs Berater in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten. Der König aber war schwatzhaft; wenn er redete, kam kein anderer zu Worte. Der Bôdhisatta wünschte ihm seine Geschwätzigkeit abzugewöhnen und sann lange darüber nach, wie es zu machen sei.

Zur selben Zeit lebte in einem Teiche in einer Gegend des Himalaja eine Schildkröte. Zwei junge Gänse befreundeten sich beim Futtersuchen mit ihr, und als sie sehr vertraut geworden waren, sagten sie eines Tages zur Schildkröte: „Liebe Schild-

kröte, unsere Heimstätte in der Goldhöhle am Tschittakūṭa-berge im Himalaja ist ein überaus lieblicher Ort; du solltest mit uns kommen." — „Was kann ich tun, dorthin zu kommen?" — „Wir werden dich dorthin tragen, wenn du den Mund halten kannst und zu niemandem etwas reden wirst." — „Ich werde ihn halten, tragt mich dorthin!" „Gut", sagten die Gänse und ließen die Schildkröte in einen Stock beißen, nahmen selbst die beiden Enden in die Schnäbel und flogen in die Luft auf. Dorfkinder sahen, wie sie so von den Gänsen dahingetragen wurde, und riefen: „Zwei Gänse tragen eine Schildkröte an einem Stocke!" „Wenn meine Freunde mich tragen, was schert das euch, ihr schlechten Kerle?" wollte die Schildkröte sagen, — da war sie schon, weil die Gänse so schnell flogen, über dem Königspalast in der Stadt Benares — sie ließ den Stock da, wo sie sich festgebissen hatte, los und fiel in den offenen Hof hinab und barst in zwei Teile. Da entstand ein allgemeiner Lärm: „Eine Schildkröte ist in den offenen Hof gefallen und in zwei Teile geborsten." Der König begab sich mit dem Bōdhisatta, umgeben von seinen Ministern, nach jener Stelle, und als er die Schildkröte gesehen hatte, fragte er den Bōdhisatta: „Weiser, was hat diese da gemacht, daß sie herabgefallen ist?" Da dachte der Bōdhisatta: „Lange hab' ich schon gewünscht, den König zu belehren und darüber nachgedacht, wie es zu machen sei. Diese Schildkröte wird sich mit Gänsen befreundet haben; die haben sie offenbar mit der Absicht, sie nach dem Himalaja zu bringen, in einen Stock beißen lassen und sind dann in die Luft aufgeflogen. Dann wird die Schildkröte jemanden haben reden hören und, weil sie den Mund nicht halten konnte, wird sie etwas haben sagen wollen und dabei den Stock losgelassen haben. So ist sie offenbar aus der Luft herabgestürzt und hat ihr Leben verloren." Und er sagte: „Wahrlich, großer König, die großen Schwätzer, die kein Ende in der Rede finden, die geraten in solches Unglück", und sprach die folgenden Verse:

„Selbst brachte sich die Schildkröt' um;
dem Rededrang sie nicht gebot.

Sie hielt sich fest an ihrem Stock,
da schwatzte sie und fand den Tod.

Es lehrt der Fall uns, Majestät:
ein rechtes Wort zur rechten Zeit!
Ihr seht der Schildkröt' elend Los,
sie starb an der Geschwätzigkeit."

Der König aber merkte, daß er selbst gemeint sei, und sagte: „Redest du in bezug auf mich, Weiser?" Da sagte der Bōdhisatta klipp und klar: „Großer König, ob nun du es bist oder irgendein anderer, wer übermäßig viel redet, gerät in solches Unglück." Von da ab hielt sich der König zurück und wurde sparsam mit seinen Worten.

64. Der Esel im Löwenfell

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta in der Familie eines Bauern wiedergeboren und lebte, als er herangewachsen war, von der Landwirtschaft. Zu der Zeit zog ein Kaufmann mit einem Esel, der die Waren trug, Handel treibend umher. Überall, wohin er auch zog, pflegte er den Esel in einem Reis- oder Gerstenfeld frei zu lassen, nachdem er ihm vorher das Bündel vom Rücken genommen und ihm ein Löwenfell umgehängt hatte. Wenn dann die Feldhüter ihn sahen, wagten sie nicht sich ihm zu nahen, weil sie meinten, es sei ein Löwe.

Da hatte nun eines Tages der Kaufmann am Eingang eines Dorfes übernachtet, und während er sein Frühstück kochte, ließ er den Esel in ein Gerstenfeld laufen, nachdem er ihm vorher das Löwenfell umgetan hatte. Die Feldhüter wagten aber nicht sich ihm zu nahen, weil sie meinten es sei ein Löwe, sondern gingen nach Hause und meldeten die Sache. Da zogen alle Dorfbewohner bewaffnet, Muscheln blasend und Trommeln schlagend, nach dem Felde und machten einen großen

Lärm. In Todesangst schrie da der Esel seinen Eselsschrei. Der Bōdhisatta aber erkannte, daß es ein Esel sei, und sprach den ersten Vers:

„Das ist kein Leu, kein Tigertier,
das ist kein Panther, der da brüllt.
Ein ganz gemeiner Esel ist's,
in eines Löwen Fell gehüllt."

Als die Dorfbewohner auch erkannt hatten, daß es ein Esel sei, schlugen sie ihm die Knochen entzwei und zogen mit dem Löwenfell ab. Als aber der Kaufmann herzukam und den zu Schaden gekommenen Esel sah, sprach er den zweiten Vers:

„Die grüne Gerste hätte wohl
noch lang den Esel satt gemacht,
Dieweil ihn barg des Löwen Fell.
Sein Schrei'n hat ihn darum gebracht."

Während er noch so redete, starb der Esel auf dem Fleck. Der Kaufmann ließ ihn liegen und ging fort.

65. Der Affe und das Krokodil

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta in einer Gegend des Himalaja im Schoße einer Äffin wiedergeboren. Stark wie ein Elefant, voll Kraft, groß an Körper und reich an Schönheit, wohnte er in einem Walde an einer Krümmung des Ganges. Zu der Zeit lebte im Ganges ein Krokodil. Als dessen Frau den Körper des Bōdhisatta erblickt hatte, fühlte sie ein Gelüste nach dem Fleisch seines Herzens und sprach zu dem Krokodil: „Mein Gemahl, ich habe den Wunsch, das Herzfleisch dieses Königs unter den Affen zu essen." — „Meine Liebe, wir leben im Wasser, und jener lebt auf dem Lande. Wie sollte ich imstande sein, ihn zu fangen?" — „Fang ihn auf irgendeine Weise! Wenn ich sein

Herz nicht bekomme, werde ich sterben." „Schon gut," beruhigte er die Krokodilfrau, „sei nur nicht bange! Ich habe einen Plan, ich will dir sein Herzfleisch schon zu essen geben." Als nun der Bōdhisatta Wasser aus dem Ganges getrunken und sich am Ufer niedergesetzt hatte, kam das Krokodil herbei und sprach zu ihm: „O Fürst unter den Affen, warum bleibst du gerade an diesem Ort, wo du schon so lange geweilt hast, und ißt hier bittere Früchte, während am anderen Ufer des Ganges unzählige süße Früchte sind, Mangos, Brotfrüchte und dergleichen mehr. Warum gehst du nicht dorthin? Würdest du nicht lieber verschiedene Fruchtarten essen?" — „O König unter den Krokodilen, der Ganges hat viel Wasser und ist breit. Wie soll ich hinüber gelangen?" — „Wenn du hinüber möchtest, so will ich dich auf meinen Rücken nehmen und dahin bringen." Jener glaubte ihm und erklärte sich bereit. „So komm denn, steig auf meinen Rücken!" sagte das Krokodil und ließ ihn aufsteigen. Als es ihn eine Strecke getragen hatte, ließ es ihn ins Wasser tauchen. „Mein Lieber," sagte der Bōdhisatta, „du läßt mich ins Wasser tauchen, was soll das heißen?" — „Ich habe dich nicht in ehrlicher Absicht mitgenommen. Meine Frau hat vielmehr ein Gelüste nach deinem Herzfleisch bekommen; daher ist es meine Absicht, ihr dein Herzfleisch zu essen zu geben." — „Gut, daß du mir das sagst, mein Lieber. Wenn wir nämlich unser Herz im Leibe hätten, würde es, wenn wir so von Zweig zu Zweig springen, ganz und gar zu Staub zerrieben werden." — „Aber wo legt ihr es denn hin?" Der Bōdhisatta zeigte auf einen mit Büscheln von reifen Früchten beladenen Udumbarabaum in der Nähe und sagte: „Sieh, da hängen unsere Herzen an einem Udumbarabaum!" — „Wenn du mir dein Herz geben willst, werde ich dich nicht umbringen." — „Gut denn, bring mich dorthin! Ich will es dir geben. Es hängt an dem Baume." Das Krokodil brachte ihn dahin. Da sprang der Bōdhisatta von seinem Rücken herunter, setzte sich in den Udumbarabaum und sagte: „Mein Freund, du dummes Krokodil! Du glaubtest, unsereins hätte sein Herz wirklich in den Wipfeln der Bäume. Du bist

ein Tor! Ich habe dich betrogen. Behalt nur deine verschiedenen Früchte! Dein Körper ist allerdings groß, aber dein Verstand ist es nicht." Und in diesem Sinne sprach er die folgenden Verse:

„Rosenäpfel, Brotfruchtbäume,
 Mangos sollten sich mir zeigen
Drüben überm Meer. Ich danke!
 Lieber sind mir meine Feigen.

Zwar dein Körper ist gewaltig,
 doch Verstand hast du nicht viel.
Heil und Segen auf die Reise,
 du betrognes Krokodil!"

Da ging das Krokodil, bekümmert wie einer, der Tausende verloren hat, betrübt und mißgestimmt nach dem Ort, wo es wohnte.

66. Die Affen als Parkwächter

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, sagte man bei Gelegenheit einer günstigen Konstellation ein Fest in Benares an. Von dem Augenblick an, wo sie den Ton der Festtrommel gehört hatten, lebten alle Einwohner der Stadt nur noch in dem Gedanken an das Fest.

Damals lebten im Park des Königs viele Affen. Der Parkhüter dachte: „In der Stadt ist das Fest angesagt worden; ich will diese Affen mit dem Gießen beauftragen und das Fest feiern." Er ging also zu dem Anführer der Affen und sagte: „Lieber Affenführer, ihr habt doch auch viel Nutzen von diesem Parke; ihr eßt hier Blüten, Früchte und Sprossen. In der Stadt ist ein Fest angesagt worden. Ich möchte das Fest feiern. Könnt ihr wohl, bis ich wiederkomme, in diesem Parke die jungen Bäumchen begießen?" — „Jawohl, ich will sie begießen." — „So macht es denn recht ordentlich!" sagte der

Parkhüter, gab ihnen Lederschläuche und Holzkübel zum Gießen und ging davon.

Die Affen nahmen die Lederschläuche und Holzkübel und begossen die jungen Bäumchen. Der Anführer der Affen aber sprach folgendermaßen zu ihnen: „Hört, ihr Affen, man muß mit dem Wasser sparsam sein. Wenn ihr das Wasser auf die jungen Bäumchen gießt, so reißt sie immer erst heraus und seht die Wurzeln an. Wenn die Wurzeln tief gehen, müßt ihr viel Wasser darauf gießen, wenn sie nicht tief gehen, wenig. Späterhin werden wir vielleicht schwer Wasser bekommen." Die anderen waren damit einverstanden und taten so.

Zu der Zeit sah ein weiser Mann, was die Affen da im königlichen Parke machten, und er sprach also: „Hört, ihr Affen, warum reißt ihr alle die jungen Bäumchen aus und begießt sie nach der Länge ihrer Wurzeln?" „So hat es uns der Affenführer anempfohlen", antworteten sie. Als er diese Rede vernommen hatte, dachte er: „Ach, ich muß sagen, wenn die Toren, die Unweisen etwas Nützliches tun wollen, so stiften sie nur Schaden." Und er sprach den folgenden Vers:

„Wer nur zu schaden hat Geschick,
Bringt, wenn er nützen soll, kein Glück.
Der Tor zerstört das Gute nur.
Sieh, wie der Aff' im Park verfuhr!"

Als der weise Mann den Anführer der Affen so mit diesem Verse getadelt hatte, verließ er mit seiner Gesellschaft den Park.

67. Die Eule als König der Vögel

Einst, im ersten Zeitalter, kamen die Menschen zusammen, wählten einen stattlichen, schönen, Achtung gebietenden und in jeder Hinsicht vollkommenen Mann aus und machten ihn zum König. Auch die Vierfüßler kamen zusammen und machten einen Löwen zum König, und die Fische in dem großen Meere

machten den Fisch, der Ānanda heißt, zum König. Dann kamen die Vogelscharen auf einer Felsplatte in einer Gegend des Himalaja zusammen und sagten: „Bei den Menschen gibt es einen König, ebenso bei den Vierfüßlern und bei den Fischen, aber bei uns gibt es keinen König. Es ist nicht gut, ohne Obrigkeit zu leben. Wir müssen auch einen König bekommen. Wißt ihr einen, den man zum Könige machen könnte?" Sie sahen sich also nach einem solchen Vogel um, und es gefiel ihnen eine Eule. „Diese gefällt uns", sagten sie. Da stellte nun ein Vogel, um die Ansichten aller zu erforschen, dreimal den Antrag. Beim dritten Antrag erhob sich eine Krähe, nachdem sie zwei Anträge des Antragstellers ruhig angehört hatte, und rief: „Halt, jetzt, wo diese zum König gekrönt wird, zeigt sie schon so ein Gesicht! Was für eins wird sie erst machen, wenn sie zornig ist! Denn wenn sie uns voller Zorn ansieht, werden wir nach allen Richtungen auseinanderstieben wie Sesamkörner, die in eine heiße Pfanne geworfen werden. Mir gefällt es nicht, sie zum König zu machen!" Und in diesem Sinne sprach sie den ersten Vers:

„Einstimmig hat die Sippe ja
die Eule sich gewählt als Haupt.
Was ich so meine, sagt' ich gern,
wenn es die Sippe mir erlaubt."

Um ihr die Erlaubnis zu geben, sprachen die Vögel den zweiten Vers:

„Sprich nur, was recht und nützlich ist,
mein Lieber! Wir erlauben's gern.
Oft ist ein Vogel klein und jung
und dennoch klug und trifft den Kern."

Als die Krähe so die Erlaubnis erhalten hatte, sprach sie den dritten Vers:

„Der Eule Wahl gefällt mir nicht,
ihr Freunde! Prüft ihr Antlitz gut!

Jetzt ist sie heiter. Was für eins
zeigt sie uns erst, wenn sie in Wut!"

Nachdem sie so gesprochen hatte, flog sie in die Luft auf, indem sie krächzte: „Mir gefällt sie nicht, mir gefällt sie nicht!" Auch die Eule erhob sich und folgte ihr. Von da ab hegten die beiden Feindschaft gegeneinander. Die Vögel aber wählten den Goldschwan zum König und gingen wieder auseinander.

68. Der tanzende Pfau

Einstmals, im ersten Zeitalter, machten die Vierfüßler den Löwen zum König, die Fische den Ānandafisch und die Vögel den Goldschwan. Der Goldschwan hatte aber eine Tochter, die war ein schönes Schwanenmädchen. Daher stellte er ihr einen Wunsch frei. Sie wünschte sich einen Gatten nach ihrem eigenen Herzen. Der Schwanenkönig gewährte ihr den Wunsch und ließ alle Vögel im Himalaja zusammenrufen. Scharen von Vögeln aller Art, Schwäne und Pfauen und andere, kamen zusammen und versammelten sich auf einer großen Felsplatte. Der Schwanenkönig ließ seine Tochter rufen, damit sie käme und einen Gatten nach ihrem eigenen Herzen wähle. Als sie sich in der Versammlung der Vögel umsah, erblickte sie einen Pfau mit edelsteinfarbigem Halse und buntschillernden Schwanzfedern und wählte sich ihn zum Gatten. Die versammelten Vögel gingen zu dem Pfau und sagten: „Lieber Pfau, daß die Königstochter dich unter so vielen Vögeln zum Gatten wählt, zeigt, daß sie Gefallen an dir gefunden hat." „Bis heute hast du noch nicht gesehen, was ich kann", dachte der Pfau in seiner übergroßen Freude und breitete, Scham und Anstand beiseite lassend, inmitten der großen Vogelversammlung die Flügel aus und fing an zu tanzen, und während er tanzte, entblößte er sich. Da schämte sich der Goldschwankönig und dachte: „Dieser Geselle hat

weder inneres Schamgefühl noch Gefühl für äußeren Anstand. Ihm, der sich über Scham und Anstand hinwegsetzt, werde ich meine Tochter nicht geben", und mitten in der Vogelversammlung sprach er den folgenden Vers:

„Dein Schrei ist lieblich, und dein Rücken schimmert,
Dein Hals erstrahlet prächtig lazurblau,
Dein Schweif ist klafterlang. Doch weil du tanztest,
Geb' ich dir meine Tochter nicht zur Frau."

Noch in derselben Versammlung gab der Schwanenkönig seine Tochter einem jungen Schwane, seinem Neffen. Beschämt, daß er das Schwanenmädchen nicht bekommen hatte, erhob sich der Pfau von jenem Orte und flog davon. Auch der Schwanenkönig ging dann an seinen Wohnort.

69. Der Specht und der Löwe

Einstmals, als Brahmadatta zu Benares regierte, wurde der Bōdhisatta in einer Gegend des Himalaja als Specht wiedergeboren. Nun war einmal einem Löwen, als er Fleisch fraß, ein Knochen im Halse steckengeblieben. Der Hals schwoll an, er konnte keine Nahrung zu sich nehmen, und es traten heftige Schmerzen ein. Der Vogel, der sein Futter suchte, erblickte ihn, setzte sich auf einen Zweig und fragte ihn: „Was tut dir weh, mein Lieber?" Der Löwe erzählte ihm die Sache. „Ich könnte dir diesen Knochen entfernen, mein Lieber, aber ich wage nicht in deinen Rachen hineinzuschlüpfen, aus Furcht, du könntest mich fressen." — „Fürchte dich nicht, mein Lieber, ich fresse dich nicht. Rette mir das Leben!" „Gut," sagte der andere und ließ ihn sich auf die Seite legen. Es kam ihm aber der Gedanke: „Wer weiß, was er machen wird?", und darum steckte er ihm ein Stöckchen zwischen Ober- und Unterlippe, so daß er den Rachen nicht schließen konnte. Dann kroch er in den Rachen hinein und pickte mit dem Schnabel gegen das eine

Ende des Knochens. Da fiel der Knochen herunter und war fort. Nachdem er den Knochen beseitigt hatte, pickte er beim Herausschlüpfen aus dem Rachen des Löwen mit dem Schnabel gegen das Stöckchen, warf es um, schlüpfte dann heraus und setzte sich auf einen Zweig.

Als der Löwe wieder gesund war, schmauste er eines Tages einen Waldbüffel, den er erlegt hatte. Da beschloß der Vogel ihn auf die Probe zu stellen. Er setzte sich auf einen Zweig über ihm und sprach, sich mit ihm unterhaltend, den ersten Vers:

„Ich tat dir einmal einen Dienst;
ich war nur schwach, doch es gelang.
Dem Herrn der Tiere meinen Gruß!
Bekomm' ich auch wohl meinen Dank?"

Als der Löwe das gehört hatte, sprach er den zweiten Vers:

„Mein Trunk ist Blut und wild mein Tun.
Da ist's schon viel, — wenn man bedenkt,
Daß du in meinen Zähnen warst, —
daß dir das Leben ward geschenkt."

Als der Vogel das gehört hatte, sprach er die beiden anderen Verse:

„Wer undankbar nicht regt die Hand,
erwiesnen Dienst schlägt aus dem Sinn,
Wem Dankbarkeit ein Fremdling ist,
des Umgang bringt dir nicht Gewinn.

Fühlt er, dem Gutes du getan,
den Wunsch nicht, dir ein Freund zu sein,
So grolle nicht und schilt auch nicht,
stiehl leis dich fort! Laß ihn allein!"

So sprach der Vogel und flog davon.

70. Der Panther und das Schaf

Das Folgende erzählte der Meister, als er im Dschētawana weilte, in bezug auf ein Schaf. Zu einer Zeit hatte nämlich der Älteste Moggallāna seine Wohnstätte in einer rings von Bergen umgebenen Talmulde, die nur einen Eingang hatte. In der Nähe des Eingangs war sein Wandelgang. Damals pflegten Schafhirten ihre Schafe in die Talmulde zu treiben, um sie dort weiden zu lassen, und sich dann dem Spiele hinzugeben. Eines Tages, als sie am Abend kamen und ihre Schafe abholten, blieb ein weibliches Schaf, das weitab weidete und die Schafe nicht hatte abziehen sehen, zurück. Als es hinter den anderen her abzog, sah es ein Panther und stellte sich an den Eingang der Talmulde in der Absicht, es zu fressen. Das Schaf, nach allen Seiten sich umschauend, erblickte ihn und dachte: „Da steht dieser Panther, um mich zu töten und zu fressen. Wenn ich kehrt mache und fliehe, verliere ich mein Leben. Jetzt muß ich Heldenmut beweisen", und indem es die Hörner hochhob, stürmte es mit Ungestüm dem Panther entgegen. Der Panther duckte sich, um es zu packen, das Schaf aber entging seinem Griff, floh in Eile und holte die anderen Schafe ein. Der Älteste, der das Tun der beiden Tiere beobachtet hatte, ging am nächsten Tage hin und erzählte es dem Tathāgata und sagte: „Auf diese Weise, Ehrwürdiger, hat sich das Schaf, weil es sich zu helfen wußte und Mut bewies, von dem Panther befreit." „Jetzt, Moggallāna," antwortete der Meister, „konnte der Panther es nicht packen, früher aber tötete er das laut blökende und fraß es auf." Und auf seine Bitte erzählte er die Geschichte aus der Vergangenheit:

Einstmals wurde der Bōdhisatta im Magadhareiche in einem Dorfe in einer reichen Familie wiedergeboren. Als er herangewachsen war, tat er die Begierden ab, wurde ein Einsiedler nach der Weise der Isis und entwickelte die übernatürlichen

Kräfte, die durch Versenkung erworben werden. Nachdem er lange im Himalaja gewohnt hatte, ging er, um Salz und Saures zu holen, nach Rādschagaha, machte sich in derselben Talmulde eine Blätterhütte und wohnte dort. Als nun auf dieselbe Weise Schafhirten ihre Schafe weideten, da erblickte eines Tages, genau so wie vorher erzählt, ein Panther ein weibliches Schaf, wie es hinter den anderen her abzog, und stellte sich an den Taleingang, in der Absicht es zu fressen. Als das Schaf ihn erblickte, dachte es: „Jetzt ist es um mein Leben geschehen. Ich will auf listige Weise mein Leben retten, indem ich ihn freundlich willkommen heiße und so sein Herz milde stimme." Von weitem schon bot es ihm Willkommen, und näherkommend sprach es den ersten Vers:

„Ah, lieber Onkel, geht's dir gut?
Geht dir das Leben leidlich hin?
Auch Mutter trug mir Grüße auf.
Du siehst, dein Wohl liegt uns im Sinn."

Als der Panther dies gehört hatte, dachte er: „Diese Spitzbübin wünscht mich dadurch zu täuschen, daß sie mich Onkel nennt. Sie weiß nicht, wie grausam ich bin." Und er sprach den zweiten Vers:

„Du tratst mir auf den Schwanz, mein Lamm,
und du verletztest ihn dabei.
Nun meinst du, weil du Onkel sagst,
du kämest ohne Strafe frei."

Als das Schaf dies gehört hatte, sagte es: „Onkel, rede doch nicht so!" und sprach den dritten Vers:

„Du sitzt, den Kopf mir zugekehrt,
ich trat von vorn an dich heran.
Dein Schwanz liegt hinten, und du sagst:
‚Du tratst mir drauf.' Wie geht das an?"

„Was redest du da, Lamm?" entgegnete ihm der Panther, „es gibt keinen Ort, wo mein Schwanz nicht wäre." Und er sprach den vierten Vers:

„Bis wo der Berg' und Meere Kranz
die viergeteilte Erd' umflicht,
So weit bedeckt sie auch mein Schwanz;
verfehlen konntest du ihn nicht."

Als das Schaf dies gehört hatte, dachte es: „Dieser Bösewicht gibt nichts auf freundliche Rede. Jetzt werde ich als Feind mit ihm reden", und es sprach den fünften Vers:

„Das lehrten mich die Eltern längst,
die Brüder lehrten's mich zu Hauf:
‚Der böse Feind hat langen Schwanz'.
Drum nahm ich durch die Luft den Lauf."

„Ich weiß wohl, daß du durch die Luft gekommen bist," entgegnete ihm der Panther, „dabei hast du mich aber um mein Mahl gebracht." Und er sprach den sechsten Vers:

„Als dich das Rudel Rehe sah,
wie du die Luft durchflogst mit Macht,
Da lief es eilig fort, mein Lamm.
Du hast mich um mein Mahl gebracht."

Als das Schaf dies gehört hatte, da wußte es in seiner Todesangst nichts weiter vorzubringen und jammerte nur noch: „Onkel, begeh doch nicht solch grausame Tat! Schenke mir das Leben!" Aber der Panther packte das Schaf, während es noch jammerte, am Halse, tötete es und fraß es auf.

„Vergeblich klagte so das Schaf.
Der Panther dürstete nach Mord.
Er biß dem Schaf die Kehle durch.
Beim Bösen hilft kein freundlich Wort.

Sei redlich, freundlich oder klug.
Beim Bösen fährst du immer schlecht.
Du mußt ihm kühn entgegengehn.
Der Gute machts ihm doch nicht recht."

Dies sind zwei Verse, die der völlig Erleuchtete sprach.

Der Büßer sah alles, was sich zwischen den beiden Tieren ereignete, mit an.

Als der Meister diese Unterweisung erteilt hatte, verknüpfte er das Dschātaka: „Das weibliche Schaf von damals war das jetzige Schaf, der Panther war der jetzige Panther, der Büßer aber war ich."

Anmerkungen

Seite 12, Zeile 17. Es scheint, wenn die Lesung richtig ist, daß der Name des Jakkha auf den Baum, in dem er wohnt, übertragen ist.

Seite 14, Zeile 16. Das Sāmadschātaka ist Nr. 540.

Seite 20, Zeile 21. Die Prosaerzählung ist ungenau, wenn sie der Mutter eine Wahrheitsbetätigung zuschreibt; die Mutter spricht vielmehr einen Segen aus.

Seite 23, Zeile 25ff. Siehe die Erzählung Nr. 53.

Seite 24, Zeile 23. Vater ist häufig auch die Bezeichnung des Bruders des Vaters.

Seite 31, Zeile 9ff. Der Vers ist nicht kanonisch.

Seite 51, Zeile 16f. Die Erzählung ist ungenau. Das Rad ist, wie die Verse zeigen, jedenfalls ursprünglich die Strafe für die Gier, nicht für die Mißhandlung der Mutter.

Seite 66, Zeile 6. Das Ummaggadschātaka ist Nr. 546.

Seite 72, Zeile 33ff. Der Vers ist nicht kanonisch.

Seite 77, Zeile 34. Dasaratha scheint ein anderer Name des Dschanasandha zu sein.

Seite 78, Zeile 10ff. Der Merkvers ist nicht kanonisch.

Seite 109, Zeile 10ff. Im Pali lautet der Titel des zitierten Werkes Wimānawatthu. Die folgenden Verse bis zum Schlusse der Geschichte finden sich dort unter 35.

Seite 126, Zeile 33f. Die Übersetzung ist nicht sicher.

Seite 156, Zeile 10. Der Erzähler hat sich versehen. Wie der Verlauf der Geschichte zeigt, müßte es ‚acht Töchter' heißen.

Seite 162, Zeile 36ff. Kusa übergibt der Mutter das Reich, weil sein Vater gestorben ist, was der Prosaerzähler vergessen hat zu berichten.

Seite 188, Zeile 5. Es ist ein Mangel der Erzählung, daß sie nicht berichtet, daß Kusa durch die Zauberkraft des Werōtschana-Steines, den er an sich trägt, schön geworden ist.

Seite 191, Zeile 26. Die Prosaerzählung schwankt zwischen Sindhurossen und Eseln; in den Versen ist von einem Esel die Rede.

Seite 197, Zeile 21ff. Der Vers ist nicht kanonisch.

Seite 203, Zeile 15ff. Die folgenden Verse sind hier nur Zitat des Prosaerzählers.

Seite 230, Zeile 24.	Das Kanawêradschâtaka ist die unter Nr. 30 gegebene Erzählung.
Seite 233, Zeile 25.	Das Kummâsapindadschâtaka ist Nr. 415.
Seite 247, Zeile 17ff.	Der Vers ist nur Zitat des Prosaerzählers.
Seite 249, Zeile 12ff.	Der Vers ist nur Zitat.
Seite 253, Zeile 16ff.	Der Vers ist nur Zitat.
Seite 260, Zeile 31ff.	Der Merkvers ist nicht kanonisch.
Seite 261, Zeile 5.	Der Ausdruck, der bei Schilderungen großer Freigebigkeit öfter wiederkehrt, ist unklar. Vielleicht ist der Sinn, daß der König so reichlich spendete, daß niemand mehr den Acker zu bestellen brauchte.
Seite 261, Zeile 13f.	Die Leute setzen sich vor die Tür und erklären nicht eher wieder aufstehen zu wollen, als bis sie etwas empfangen haben. Sterben sie den Hungertod, so fällt die Schuld auf den Eigentümer des Hauses. Der gleiche Brauch wird in einzelnen Gegenden Indiens noch heute ausgeübt, um säumige Schuldner zur Bezahlung zu zwingen.
Seite 293, Zeile 3ff.	Der Vers ist nur Zitat des Prosaerzählers.
Seite 306, Zeile 24ff.	Dieser Vers gilt als nicht kanonisch.

Namen und Ausdrücke, deren Verständnis sich nicht unmittelbar aus dem Texte ergibt

Adschātasattu; der Sohn Bimbisāras, Königs von Magadha, der als Prinz den Dēwadatta begünstigte.

Ālupa; Name von Arum campanulatum und anderen Pflanzen mit eßbaren Wurzeln.

Ammana; ein bestimmtes Getreidemaß.

Ānanda; der Neffe und Lieblingsschüler des Buddha.

Angulimāla; ein berüchtigter Räuber, der, durch Buddha bekehrt, in den Orden eintrat.

Anuruddha; ein Vetter des Buddha, der ein Mitglied des Ordens wurde.

Arahat; einer, der die vierte und höchste Stufe der Heiligkeit und das Nirwana auf Erden erlangt hat.

Asura; Name bestimmter Dämonen, der Feinde der Götter.

Auge, das göttliche; die Kraft übernatürlicher Erkenntnis.

Awītschi; eine der acht Höllen.

Bhagīratha; ein König der Vorzeit, der die Gangā vom Himmel auf die Erde führte. Die Gangā gilt daher als seine Tochter.

Bilāli; eine Pflanze mit eßbaren Wurzelknollen.

Bimba; die rote Frucht der Momordica monadelpha, mit der Lippen verglichen zu werden pflegen.

Bīrana; eine Grasart, Andropogon muricatus.

Bōdhisatta; Bezeichnung eines Buddha während seiner Existenzen vor der Erlangung der Buddhaschaft.

Brahmanengabe; eine Landschenkung an einen Brahmanen, die mit Abgabenfreiheit und anderen Privilegien verbunden ist.

Brahmawelt; Name himmlischer Welten, von denen 20 unterschieden werden. 16 werden von körperlichen, 4 von unkörperlichen göttlichen Wesen bewohnt.

Dabbha; eine Art Gras, dasselbe wie Kusa.

Dānawa; Name bestimmter Dämonen, mit Rakkhasa wechselnd.

Dandaka; eine Waldgegend im Dekhan, in der sich Rāma als Verbannter aufhielt.

Daseinsformen, die drei; das Dasein in den 11 sinnlichen Welten (den 6 Götterwelten, der Welt der Menschen, der Dämonen, der Gespenster, der Tiere und der Hölle), den körperlichen und den unkörperlichen Brahmawelten.

Dēwadatta; der Vetter Buddhas, der in den Orden eintrat, sich aber gegen den Meister auflehnte und ihm sogar nach dem Leben

trachtete. Sāriputta und Moggallāna machten ihm seine Anhänger abtrünnig.

Dreiunddreißig Götter; ihr Himmel ist der zweitunterste der 6 Götterwelten, ihr Oberhaupt Sakka.

Dschambu; der Rosenapfelbaum, Jambosa vulgaris, und verwandte Arten.

Dschangha-Pfennig; eine Art Steuer, deren Natur nicht feststeht.

Dschētawana; ein berühmtes Kloster bei Sāwatthī.

Duftende Stoffe, fünf; Bdellium, Aloe, Gewürznelke, Muskatnuß, Kampfer.

Edelsteinberg; ein mythischer Berg im Himalaja.

Eigenschaften, drei, aller Dinge; Vergänglichkeit, Leiden und Irrealität. Zehn schlechte; eine Reihe von moralischen oder intellektuellen Mängeln.

Fasttag; der Vollmondstag, der Neumondstag und der achte Tag nach dem Eintritt des Vollmonds und Neumonds werden von Laien und Mönchen gefeiert. Laien nehmen die Fasttagsgelübde auf sich, das heißt, sie verpflichten sich, die acht Gebote zu halten, nämlich außer den gewöhnlichen fünf noch die Gebote, nicht außer der Zeit zu essen, keinen weltlichen Vergnügungen beizuwohnen und keine Schmucksachen und Salben anzulegen.

Feigenbaum; gemeint ist der indische Feigenbaum, Ficus indica.

Flüsse, fünf große; Gangā (Ganges), Jamunā (Dschamna), Atschirawatī (Rapti), Sarabhū (Sardschu) und Mahī.

Freudenhimmel, sechs; die 6 Götterwelten.

Fünffingerzeichen; besteht in dem Abdruck der mit Pasten eingeriebenen Hand auf Heiligtümern, heiligen Bäumen, Opfertieren usw.

Gandhamādana; ein mythischer Berg im Himalaja.

Gandharwen; Fabelwesen, die himmlischen Musiker.

Gangā; der indische (weibliche) Name des Ganges.

Gazellendiwan; ein prächtiger Sitz für den Prediger, dessen Füße die Form von Gazellen haben.

Gebote, die fünf; die 5 auch für den Laien geltenden Gebote, nicht zu töten, nicht zu stehlen, nicht unkeusch zu leben, nicht zu lügen und keine berauschenden Getränke zu trinken.

Gemeinde, in vier Gruppen; nämlich der Mönche, der Nonnen, der Laienbrüder und der Laienschwestern.

Gestaltungen; Pali Sankhārā, die Dinge, insofern sie nur auf unseren Vorstellungen beruhen.

Götterwelten, beide; die beiden untersten Götterwelten, die Welt der 4 Großkönige und die der 33 Götter.

Großen, die vier; dasselbe wie die 4 Großkönige.

Großkönige, die vier; sie sind göttliche Welthüter. Ihr Himmel ist die unterste Götterwelt.

Halāhala; ein bestimmtes sehr starkes Gift.

Hangsa; ein Wasservogel.

Hauptschüler, die beiden; Sāriputta und Moggallāna.

Heer, viergliedriges; aus Elefanten, Wagen, Reitern und Fußsoldaten bestehend.

Himawat; der alte Name des Himalaja.

Himmelsgangā; nach indischer Vorstellung fließt der Ganges (Gangā) am Himmel und ist von da auf die Erde herabgestürzt.

Isi; ein Seher der Vorzeit. Ein Einsiedler nach der Weise der Isis ist ein brahmanischer Einsiedler, im Gegensatz zu dem buddhistischen Mönche.

Jakkha; die allgemeine Bezeichnung übermenschlicher, gewöhnlich dämonischer Wesen.

Jakkhinī; das Femininum zu Jakkha.

Jama; der Todesgott.

Kahāpana; eine bestimmte Kupfermünze.

Kalamba; eine Pflanze mit eßbaren Wurzeln, Menispermum calumba.

Kanawēra; eine Oleanderart, Nerium odorum, mit fleischfarbigen Blüten. Verbrecher wurden damit bekränzt, wenn sie zur Hinrichtung geführt wurden.

Kanikāra; eine Baumart, Pterospermum acerifolium.

Kannamunda; ein See im Himalaja.

Kapilapura; die Vaterstadt des Buddha, gewöhnlich Kapilawatthu genannt.

Kāsi; der Name des Landes, dessen Hauptstadt Benares ist.

Kassapa; einer der 24 früheren Buddhas, der letzte vor dem geschichtlichen Buddha; auch der Name eines Mönches in der Umgebung des Buddha.

Katschtschāna; ein Mönch in der Umgebung des Buddha.

Kattika; ein bestimmter Herbstmonat.

Khudschdschuttarā; Uttarā, die Bucklige, eine Sklavin, die als Laienschwester dem Orden angehörte.

Kinnara; Fabelwesen, halb Mensch, halb Tier, als Sänger und Tänzer gerühmt.

Kinnarī; das Weibchen eines Kinnara.

Kleinodien, die drei; der Buddha, die Lehre und die Gemeinde.

Kōkālika; ein Mönch, Anhänger des Dēwadatta.

Kōlita; ein anderer Name des Moggallāna.

Königspflichten, die zehn; ein König muß freigebig sein, sittlich rein, entsagend, ohne Zorn, ohne Gewalttätigkeit, geduldig, redlich, milde, hart gegen sich selbst, frei von Streitsucht.

Korallenbaum; Erythrina Indica. Ein Korallenbaum ist im Himmel der 33 Götter.

Kōsala; das Land, dessen Hauptstadt Sāwatthī ist.

Kostbare Dinge, sieben; Gold, Silber, Perlen, dunkelfarbige Edelsteine, Katzenaugen, Diamanten und Korallen.

Kräfte, zehn; zehn verschiedene Arten des Wissens, die einem Buddha zukommen. Fünf übernatürliche Kräfte; verschiedene Zauberkräfte wie die Fähigkeit in der Luft zu wandeln, verschiedene Gestalten anzunehmen, alles was man wünscht zur Erscheinung zu bringen, ferner das göttliche Ohr, die Kenntnis der Gedanken anderer Menschen, die Kenntnis der früheren Existenzen und das göttliche Auge.

Kumbhanda; eine bestimmte Art von Dämonen.

Künste, achtzehn; eine Reihe von Künsten und Fertigkeiten wie Bogenschießen usw. Eine genaue Liste läßt sich nicht geben.

Kurunga; eine Gazellenart.

Kusa; eine vielfach bei religiösen Zeremonien verwendete Grasart, Poa cynosuroides.

Māyā; die Mutter des Buddha.

Mallikā; die Gemahlin des Königs Pasēnadi von Kōsala.

Mātali; der Wagenlenker des Sakka.

Moggallāna; auch Mahā-Moggallāna, der große M., genannt, der eine der beiden Hauptschüler des Buddha.

Monatshälfte, die dunkle; die Zeit, in der der Mond abnimmt.

Mundscha; eine Grasart, Saccharum Munja.

Nāga; Fabelwesen, Schlangen, die aber vielfach menschliche Gestalt annehmen. Sie wohnen unter der Erde oder in Gewässern.

Nālāgiri; Name des Elefanten, der von Dēwadatta auf den Buddha losgelassen wurde, diesem aber keinen Schaden zufügte.

Nanda; der jüngere Bruder des Buddha, der in den Orden eintrat.

Nigantha Nāthaputta; der Stifter des Ordens der Niganthas oder Dschainas, ein Zeitgenosse des Buddha. Die Niganthas gelten den Buddhisten als Ketzer.

Nigrōdha; der indische Feigenbaum, Ficus indica.

Nimba; ein Baum, Azadirachta indica, mit bitteren Früchten und Blättern.

Padschāpati; der ‚Herr der Geschöpfe', ein Gott.

Paggawa; eine Art Schlingpflanze mit bitteren Blättern.

Pantschasikha; der Wināspieler des Sakka.

Patschtschēkabuddha; einer, der ebenso wie ein Buddha ohne fremde Hilfe die Erleuchtung erlangt hat, aber nicht wie jener seine Erkenntnis zum Wohle anderer verbreitet.

Pfad, der edle; der achtfache Heilsweg, der zur Überwindung des Leidens führt: rechter Glaube, rechtes Sichentschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.

Pisātscha; eine Art von Dämonen.

Pulasa; eine Art Strauch.

Punna; ein Mönch in der Umgebung des Buddha.

Rāhu; der Dämon, der Sonne und Mond zur Zeit einer Finsternis verschlingt.

Rāhula; der Sohn des Buddha, der in den Orden eintrat. ‚Rāhulas Mutter' ist die gewöhnliche Bezeichnung der früheren Gemahlin des Buddha.

Rakkhasa; eine bestimmte Art dämonischer Wesen.

Rakkhasī; das Femininum zu Rakkhasa.

Rāma; der Nationalheld des östlichen Indien. Er zog als Verbannter in den Dandakawald.

Rauschergötzten, die ewig; halbgöttliche Wesen, gewöhnlich Sadāmatta genannt, die zu den Schutztruppen der Götter gegen die Asuras gehören.

Reiche, vier, der niederen Geburt; die Hölle, die Tierwelt, die Welt der Gespenster und die Welt der Asuras. Die drei höheren Reiche sind die Menschenwelt, die Götterwelt und der Zustand des Nirwana.

Sakka; der König der 33 Götter. Jedes Weltsystem hat seinen Sakka. Wenn ein Frommer auf Erden in der Not oder sonstwie in hervorragendem Maße seine Tugend betätigt, wird Sakkas Sitz heiß oder sein Palast beginnt zu zittern. Es ist das ein Zeichen, daß ein anderes Wesen im Begriff steht, ihn durch eine künftige Wiedergeburt als Sakka aus seiner Würde zu verdrängen und sich selbst an seine Stelle zu setzen.

Sakja; Name des Geschlechtes, dem der Buddha entstammte.

Salben, viererlei; Salben, die nach Sandel, Tabernaemontana coronaria, Jasmin und Lotussen duften.

Sāriputta; der eine der beiden Hauptschüler des Buddha, der ‚Heerführer der Lehre' genannt.

Schalenhalter; im Pali Karōti genannt, halbgöttliche Wesen, die zu den Schutztruppen der Götter gegen die Asuras gehören.

Schenkungswasser; bei jeder Schenkung wird in Indien Wasser ausgegossen.

Schirm; der weiße Schirm ist das Symbol der Königswürde. ‚Den Schirm aufrichten' ist daher so viel wie ‚die Regierung antreten'.

Sīdā; ein sagenhafter Fluß, in dem alles rettungslos untersinkt.

Simbalī; der Wollbaum, Salmalia malabarica. In einem Simbaliwalde auf einer Insel im Meere nisten die Supannas.

Sindhurosse; die besten Pferde, die aus der Indus- (Sindhu-) Gegend kommen.

Sinēru; ein mythischer Berg, auf dessen Gipfel die Stadt der 33 Götter liegt.

Sōma; der Gott der heiligen Sōmapflanze, später auch des Mondes.

Strom; der Grad der in den Strom Gelangten ist die erste Stufe der Heiligkeit.

Stūpa; ein kuppelförmiges Grabmal. Stūpas in gewaltigen Dimensionen wurden auch über Buddhareliquien errichtet.

Supanna; Fabelwesen in der Gestalt von Adlern, die aber auch menschliche Gestalt annehmen können.

Takkasilā; die Hauptstadt von Gandhāra im nordwestlichen Indien, das Taxila der Griechen.

Tambapannī; der alte Name von Ceylon.

Tathāgata; ein Beiname des Buddha.

Timira; eine Baumart.

Topfpfennig; eine Steuer auf alkoholische Getränke.

Tschampaka; Michelia champaka, ein Baum mit gelben Blüten.

Tschandālī; ein weibliches Mitglied der niedrigsten und verachtetsten Kaste.

Tschēta; eine kleine Fischart.

Tugendbetätigungen, zehn; siehe die Aufzählung auf S. IV.

Udumbara; eine Baumart, Ficus glomerata, mit orangenfarbigen Früchten.

Uppalawannā; die Tochter eines Großkaufmannes in Sāwatthi, die in den Orden trat.

Verdienstliche Handlungen, zehn; das Vermeiden des Tötens von Lebewesen, des Stehlens, der Unkeuschheit, des Lügens, des Verleumdens, unfreundlicher und leichtfertiger Rede, Freiheit von Begehrlichkeit und Bosheit und rechter Glaube.

Versenkung, acht Stufen; acht aufeinanderfolgende, durch Meditation erreichte Bewußtseinszustände, von denen die ersten vier nur durch Zahlen als erster, zweiter, dritter und vierter bezeichnet werden; weiter erreicht der Meditierende dann die Sphäre der Unendlichkeit des Äthers, die Sphäre der Unendlichkeit des Be-

wußtseins, die Sphäre des Nichts und die Sphäre jenseits von Bewußt und Nichtbewußt.

Vier Dinge, die der Asket braucht; Kleidung, Nahrung, Bettzeug und Medizin.

Waffen, fünf; Pfeil und Bogen, Schwert, Speer und Keule.

Wahrheiten, die vier; die vier Sätze vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und dem Wege, der dazu führt.

Wahrheitsbetätigung; der gemeinindische Brauch, eine absolute Wahrheit auszusprechen, um eine übernatürliche Wirkung in der äußeren Welt zu erzielen.

Warana; eine Baumart, Crataeva Roxburghii.

Waruna; ein Gott.

Wasserwalter; halbgöttliche Wesen, die zu den Schutztruppen der Götter gegen die Asuras gehören.

Weden, die drei; die in drei Sammlungen, Rigwēda, Sāmawēda und Jadschurwēda, geordneten heiligen Schriften der Brahmanen.

Wēdschajanta; der Wagen und auch der Palast Sakkas.

Weltalter; die Zeit, die ein Weltsystem besteht. Nach bestimmten ungeheuren Zeiträumen werden die Welten regelmäßig zerstört, um sich dann wieder zu erneuern.

Wēluwana; ein Park und Kloster bei Rājagaha in Magadha.

Wēnī; ein weibliches Mitglied der Wēnas, einer niedrigen Kaste.

Wessawana; ein Gott, der Beherrscher der verschiedenen Dämonen.

Wideherin; die Tochter eines Königs von Widēha.

Widschdschādhara; eine Art Genien, die sich in der Luft aufhalten.

Wiederkehrende; der Grad der nur einmal Wiederkehrenden, d. h. solcher, die nur noch einmal, entweder in der Götter- oder in der Menschenwelt, wiedergeboren werden, bevor sie das Nirwana erreichen, ist die zweite Stufe der Heiligkeit; die nicht mehr Wiederkehrenden stehen auf der dritten Stufe.

Wīnā; eine Art Harfe.

Zufluchten, die drei; der Buddha, die Lehre und die Gemeinde.

Verzeichnis der Abbildungen

Inhalt

Die in Klammern hinzugefügten Zahlen geben die Nummer des Dschātaka im Originaltexte an

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig